

Burkhardt Huck

Ein Wolkenkuckucksheim im Isartal

Erinnerungen an meine Jugend in Ebenhausen

Erstes Buch

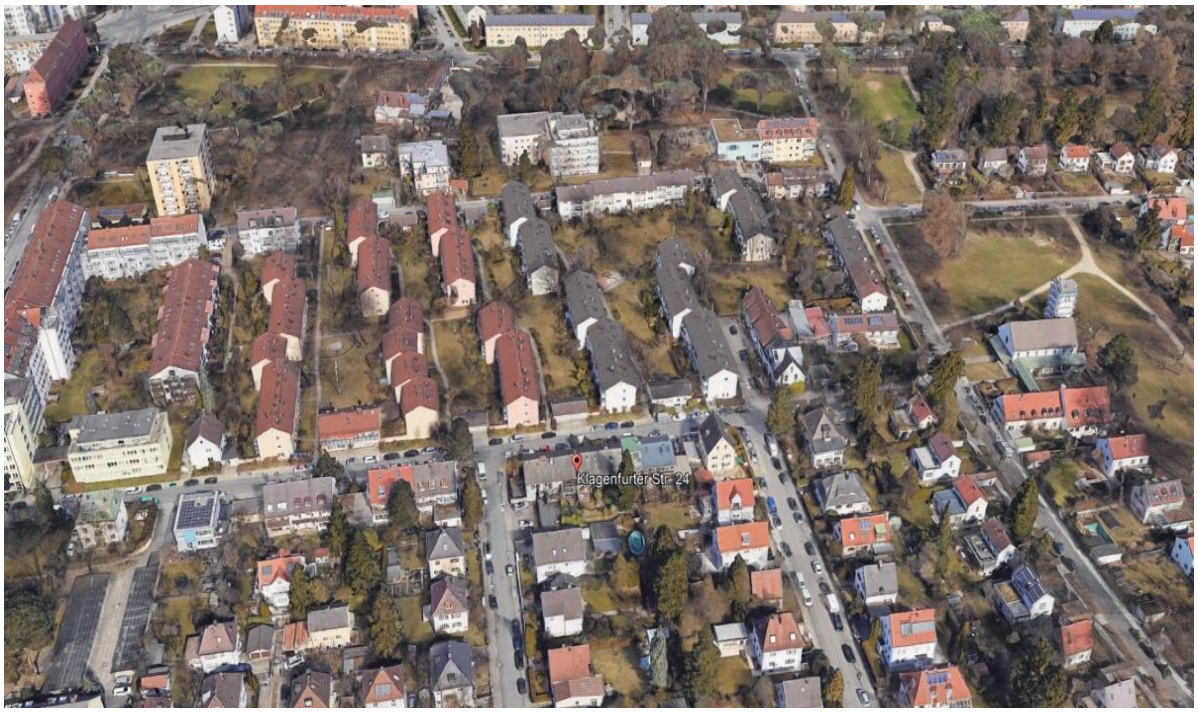
Septmber 1963 bis Mitte März 1964

Inhaltsverzeichnis

Herbst 1963 in München	Seite 4
Der erste Winter in Ebenahusen	Seite 66
Ohne Losung in Jahr 1964	Seite 95
Extemporale in Geschichte	Seite 113
Schau heimwärts, Engel	Seite 148
Gaudeamus igitur iuvenes nos sumus	Seite 161

Herbst 1963 in München

Am Mittwoch, dem 11. September, habe ich meinen Koffer gepackt und den Hohenpeißenberg für immer verlassen. Um 11 ½ saß ich mit Fritzi und Onkel Kreppel im Auto Richtung Gräfelfing, dort blieb Fritzi bei Herrn Schroeter und um 14 Uhr wurde ich in München Ramersdorf in der Klagenfurter Straße bei Familie Peterich abgeliefert, die dort in einer neugebauten Reihenhaussiedlung mit kleinem Garten und großem Wohnzimmer zur Sonnenseite wohnten.



Mein kleines Schlafzimmer hatte ein großes Fenster zu diesem Garten und den Nachbargärten, die klein, aber von Duft erfüllt waren. Gabriele Peterich, genannt Gabi hatte mich erwartet, mir mein Zimmer im ersten Stock gezeigt und mich dann zum Kaffetrinken im Wohnzimmer eingeladen. Sie war allein. Außer ihrem Mann und Tochter Sybille gab es einen weiteren Bewohner: Herrn Malmann, der eine ebenso kleines Zimmer vor allem als Schlafkammer benutzte. Er verließ das Haus morgens und kam meist spät zurück. Auch ihr Mann Werner verließ das Haus jeden Morgen und kehrte erst zum Abendbrot zurück. Die Tochter kam um ein Uhr von der Schule in der Nähe zum Mittagessen. Gabi selbst war früher Schauspielerin und vermisste ihren Beruf. Werner war Übersetzer aus dem Englischen und Lektor beim Piper Verlag. Er fuhr jeden Morgen mit der Tram zu seinem Büro in der Georgenstraße in Schwabing. Gabi fragte mich, ob ich meine neue Schule schon gesehen hätte. Das war nicht der Fall. Die große schlanke, gelegentlich müde wirkende Frau, war plötzlich hell wach und holte einen dieser neuartigen Faltpläne von Falk und suchte den Kaiser-Ludwig Platz. Sie war eine Zugereiste, aber lebte schon seit einigen Jahren in München. Trotzdem musste sie lachen, als sie feststellte, dass meine neue Schule ganz nah an der Theresienwiese und dem Oktoberfest lag. Sie riet mir, heute schon die Strecke abzufahren, die wäre nämlich nicht leicht, vor allem im morgendlichen Stoßverkehr.Sie ging später mit mir auf die Klagenfurter Straße und zeigte mir den Weg durch die Grünanlagen und Siedlungen zur Ramersdorfer Kirche an der Trambahnschleife und Endhaltestelle der Linie 21, die damals durch das Isartor und über Marienplatz und Stachus bis zum Romanplatz im Westen fuhr. Deshalb musste ich am Isartorplatz umsteigen, um über Rumfort- und Müllerstraße zum Sendlingertorplatz zu kommen. Gabi hatte recht: Es war gar nicht so einfach von der Klagenfurter Straße zur Schule an der Theresienwiese. Ich brauchte 15 Minuten zu Fuß zur Endhaltestelle an

der Ramersdorfer Kirche. Dort musste ich feststellen, dass die nächste Tram in zehn Minuten abfährt. Die Fahrt durch die Rosenheimerstraße bis zur Isar schien endlos. Sie war voller Verkehrsampeln und Haltestellen. Die Tram brauchte dazu fast eine halbe Stunde mit Umsteigen am Isartorplatz und über Rumfort und Müller Straße bis zum Sendlinger Tor weitere 15 Minuten. Am Sendlinger Tor hatte ich die Wahl auf eine Tram zu warten, die mich über die Lindwurmstraße zum Goetheplatz bringen



würde oder zu Fuß an der neugebauten evangelischen Matthäuskirche vorbei über die Nußbaumstraße zum Theresien-Gymnasium am Kaiser-Ludwig-Platz zu gehen. Pi mal Daumen musste ich mit etwa 90 Minuten am Morgen und etwa 70 Minuten am Mittag rechnen. Schließlich stand ich vor dem Gebäude, in dem ich in den nächsten vier Jahren etwa 200 Tage pro Jahr, also insgesamt 800 Tage verbringen musste, um die Universitätsreife zu erlangen. Das war schon eine gruselige Vorstellung,



die noch bedrückender war, weil ich wieder an einer Schule nur für Jungen unterrichtet werden sollte. Das ThG war ein humanistisches Gymnasium in der Tradition des Königreichs Bayern. Es war das fünfte der großen Gymnasien der Stadt München aus der Gründerzeit. Es wurde 1896 eröffnet und überstand den Krieg 1945 ohne großen Schaden. Das Foto unten zeigt es zur Zeit des Königreich Bayern. Als ich am Kaiser-Ludwig-Platz angekommen war, konnte ich das Gebäude in seiner ganzen

Dimension sehen. Ich dachte erst, ich hätte mich geirrt, denn ich sah ihm die Schule nicht an. Es schien ein Amtsgebäude, etwa ein Gericht zu sein. Erst als ich vor den korinthischen Säulen des Hauptportals stand und zum Tympanon hochblickte und die Inschrift entdeckt hatte, war es klar, dass es meine Schule war. Es war inzwischen 18 Uhr. Die Türen am Haupteingang und der Eingang an der



Nußbaumstraße waren geschlossen. Ich machte mich auf den Weg zurück nach Ramersdorf. Ich hatte noch keinen Schlüssel und musste auf den Klingelknopf drücken. Die neunjährige blonde Tochter Sybille öffnete. Sie kannte mich vom Besuch mit ihrer Mutter am Hohenpeißenberg. Sie forderte mich auf reinzukommen und ihr zu folgen. Sie ging zur Treppe, die in den Keller führte. Dort gab es eine kleine Küche und einen Essraum mit einem Tisch, an dem ihr Vater und ihre Mutter saßen. Sie hatten ihr Abendbrot bereits beendet und ich kam gerade rechtzeitig, um meines nachzuholen. Ihr Vater, Werner Peterich, gab mir später einen Hausschlüssel und für alle Fälle den neuen Faltstadtplan zur Orientierung.
Durch das große Fenster in meinem kleinen Zimmer, das vertikal etwa dreißig Zentimeter nach innen gekippt werden konnte, um die kühle Nachtluft einzulassen, klang der Gesang der Zugvögel, die in den Gärten ringsum übernachtet hatten und weckten um sechs Uhr bevor der Wecker klingelte. Ich war sofort hellwach. Ich wusste, dass es nicht einfach sein würde zur Schule zu kommen, sondern ahnte, dass der beginnende Tag meine volle Konzentration fordern würde. Ich konnte das Badezimmer von Gabi und Werner benutzen. Nach Morgentoilette und Ankleiden eilte ich zur Trambahnschleife an der Ramersdorfer Kirche. Um sieben Uhr fuhr die Tram Richtung Stadtmitte. Um sieben Uhr dreißig stand ich an der Haltstelle Rumfortstraße am Isartorplatz mit Dutzenden von Menschen, die wie ich auf die Tram Nummer 9 vom Effnerplatz zum Gondrellplatz warteten. Als die endlich ein-



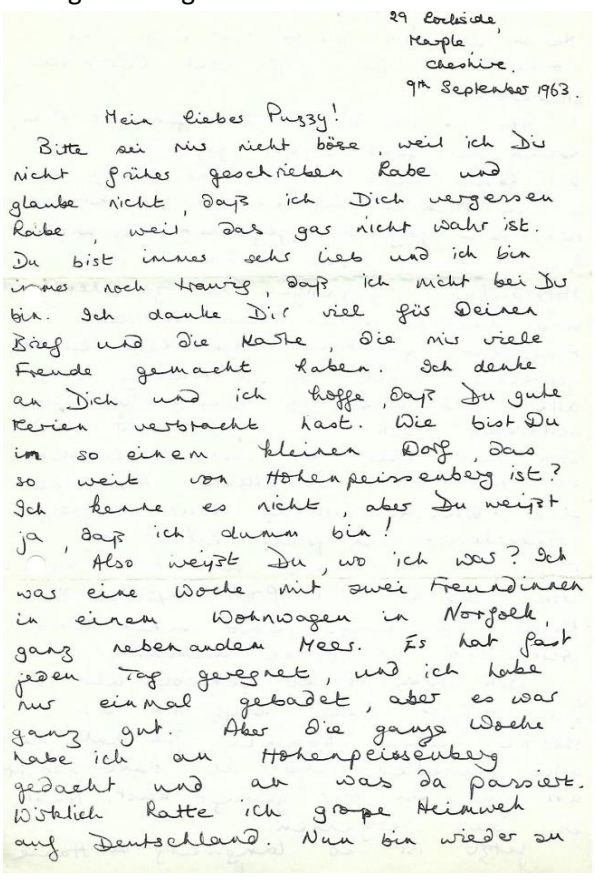
fuhr, war sie bereits so voll, dass die Türen offen blieben, weil die Leute selbst auf den Trittbrettern im Eingang standen. Eine fuhr vor meiner Nase ab, dann verstand ich, dass ich mein Ziel nur mit konzentrierter Resolutheit rechtzeitig erreichen würde. Am Sendlinger Tor wurde mir klar, dass ich wie gestern, schneller zu Fuß über die Nußbaumstraße ans Ziel komme als mit der Straßenbahn über den Geotheplatz. Ich erreichte mein Ziel um ⅛. Den Kaiser-Ludwig-Platz gab es seit 1886 im Münchner Stadtteil Ludwigsvorstadt. Er wurde benannt nach Kaiser Ludwig IV. (etwa 1284 bis 1347) auch als Ludwig der Baier bekannt. Seit 1905 steht das von Matthias Pschorr junior (1834–1900)

gestiftete Denkmal für den einzigen bayerischen Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation (962-1806) im Zentrum des Platzes. Das Reiterdenkmal wurde von Ferdinand Freiherr von Miller entworfen und gegossen. Ich hatte noch nicht von einem bayerischen Kaiser gehört, wohl aber von der Brauerei Hacker und Pschorr und ihren riesigen Lagerkellern an der Landsberger Straße entlang der Gleise zum Hauptbahnhof an der Hackerbrücke. München war die Stadt des Oktoberfests und der sechs Münchner Brauereien Spaten Bräu, Löwenbräu, Augustiner, Hacker-Pschorr und Hofbräu, die das Recht hatten dort Bier anzuzapfen und zu verkaufen. Das Denkmal für einen bairischen Kaiser von annodunnemal fand ich genauso aus der Zeit gefallen wie das Denkmal für Prinz Eugen auf dem Wiener Heldenplatz: Erinnerungen an die glorreichen Zeiten des letzten Jahrhunderts eines Jahrtausends monarchischer und klerikaler Herrschaft, das 1918 endete.



Der Haupteingang im Erdgeschoß war unverschlossen. Ich folgte einem Hinweisschild „Sekretariat 1. Stock“ und klopfte an die Tür desselben. Eine Frauenstimme rief mich herein. Die Sekretärin war überrascht von meinem frühen Besuch und als ich versuchte, ihr die Gründe darzulegen wurde sie unwirsch. Sie meinte zur Klärung der Angelegenheit müsste sie erst mit meinem Klassleiter Oberstudienrat Dr. Heinz sprechen. Erst dann wäre sie auch in der Lage mir den Schülerausweis auszustellen, den ich brauchte, um mir eine entsprechend vergünstigte Monatskarte für die Straßenbahn zu kaufen. Dann nannte sie mir die Nummer und Lage des Unterrichtsraums der Klasse 10 a im zweiten Stock des Seitenflügels zur Nußbaumstraße und ich machte mich auf den Weg dorthin. Vor der noch verschlossenen Tür des Klassenraums hatten sich etwa zwanzig Schüler versammelt. Die meisten von ihnen waren hier seit fünf Jahren, hatten die Schule nie gewechselt und waren Einheimische aus München. Ich stand wie vor drei Jahren in Weilheim abseits, wartete mit müden Augenlidern, beobachtete wie sie sich foppten, balgten und mich, den Neuling, mit schrägen Blicken musterten. Es dauerte nicht lange bis der Klassleiter, ein älterer Herr von mittelgroßer Gestalt mit Brille, Anzug, Stirnglatze und widerborstigen weißen Haaren wie Albert Einstein erschien, aufsperrte, seine Aktentasche auf dem Lehrertisch ablegte, wartete, bis alle ihren Platz

eingenommen hatten und ich der Einzige war, der noch stand. Er hatte so eine Brille auf, die die Augen seines Trägers stark vergrößert. Mit diesen kalten, großen Eulenaugen sah er mich an und fragte: „Und wer sind Sie?“ Das „Sie“ klang schon mal gut. Ich antwortete mit meinem Namen und mit der Rückfrage: „Hat meine Mutter Sie nicht informiert?“ Das kam aber nicht gut an. „Sie platzen hier fast zwei Wochen nach Unterrichtsbeginn in meine Klasse und stellen Gegenfragen? Wo waren sie denn seit dem 3. September?“ Ich fühlte mich unwohl, denn ich hatte erwartet, dass meine Mutter mich ordnungsgemäß angemeldet und auch mein verspätetes Erscheinen angekündigt hatte und sagte das dem aufgebrachten Klassleiter. Dadurch erfuhren alle künftigen Klassen-kameraden von unserem Umzug, meiner Tätigkeit auf der Baustelle und meinem Erholungsurlaub im Saarland. Dr. Heinz kündigte an, die Verlässlichkeit meiner Aussage nach der Deutschstunde im Sekretariat zu prüfen und wies mir einen Platz in der letzten Reihe am Fenster zu, mit dem ich vorerst zufrieden war. Ich hatte zwar den ganzen Tisch für mich allein, aber niemanden, bei dem ich spicken konnte. Nach der Schule holte ich im Sekretariat meinen Schülerausweis ab. Damit konnte ich für acht Mark eine Schülermonatskarte für die Münchner Trambahn kaufen. Am Tag darauf verlief der Unterricht nach Lehrplan, ich holte meine Lehrbücher ab und schleppte sie in meiner kleinen Aktentasche nach Ramersdorf. Am Samstag hatte ich vier Stunden Unterricht, bin direkt nach der Schule nach Hause gefahren, hatte gebadet und erholte mich von der wilden Woche, als mir Gabi einen Brief von Shelagh aus England brachte.



29 Coolside,
Marple
Cheshire.
9th September 1963.

Mein liebes Puzzy!

Bitte sei mir nicht böse, weil ich Dir nicht früher geschrieben habe und glaube nicht, daß ich Dich vergessen habe, weil das gar nicht wahr ist. Du bist immer sehr lieb und ich bin immer noch traurig, daß ich nicht bei Dir bin. Ich danke Dir viel für Deinen Brief und die Karte, die mir viele Freude gemacht haben. Ich denke an Dich und ich hoffe, daß Du gute Ferien verbracht hast. Wie bist Du in so einem kleinen Dorf, das so weit von Hohenpeissenberg ist? Ich kenne es nicht, aber Du weißt ja, daß ich dumm bin!

Also weißt Du, wo ich war? Ich war eine Woche mit zwei Freundinnen in einem Wohnwagen in Norfolk, ganz nebenandem Meer. Es hat fast jeden Tag geregnet, und ich habe nur einmal gebadet, aber es war ganz gut. Aber die ganze Woche habe ich an Hohenpeissenberg gedacht und an was da passiert. Wirklich hatte ich große Heimweh auf Deutschland. Nun bin wieder zu Hause und ich bleibe hier noch drei Wochen und ich muß viel lesen und studieren.

Als ich von Dir Abschied gemacht habe, waren wir sehr langsam gefahren und wir hatten eine Stunde Verspätung als wir in München ankamen. Ich habe mit dem Jörg Eis gegessen und wir haben geredet und dann in den Hofbräuhaus gegangen (nur zu sehen!) und nachher waren wir zu den Flughafen gefahren. Ich hatte beinahe geweint, weil es so traurig war, alle und alles in Deutschland zu verlassen. Ich weiß, es war blöd von mir, aber es war so einsam und ich war so alleine. Aber nach einer Dreiviertelstunde war der Jörg wiederda mit ein paar Bilder im Flughafen. Es war sehr nett von ihm und ich war froh, daß ich die Bilder die ganze Fahrt sehen konnte. Also bin ich nicht dumm?!

Ich habe Recht gehabt, als ich Dir gesagt habe, daß ich die Sterne sehen könnte. Ich habe die alle gesehen und ich habe gedacht an was Du mir gesagt hast. Hast Du das vergessen?

Jetzt ist es langweilig zu Hause,

Der Brief hat noch zwei weitere Seiten, auf denen sie berichtete, dass sie in zwei Wochen ihre Fahrprüfung machen wird und dass ihre Eltern in ein älteres, aber größeres Haus umziehen werden.



Sie freute sich darüber, dass ich nächsten Sommer nach England kommen werde, aber ich könnte doch auch zu Weihnachten oder an Ostern kommen. Daran hatte ich noch nicht gedacht, weil die Reise mit der Bahn von München zur Fähre von Ostende nach Dover und dann wieder mit der Bahn durch halb England nach Marple nicht nur sehr lang, sondern auch kostspielig war.

An diesem Wochenende war ich mit Michael Ehrengut in Hechendorf verabredet und bestieg um ½5 am Starnberger Bahnhof den Zug nach Herr-

sching und von dort per Anhalter nach Hechendorf. Zur Abenddämmerung nahm Michaels Vater ihn und mich mit auf die Pirsch in seinem Revier in einem Waldgebiet mit einem Weiher mit viel Schilf und einem Hochsitz in der Nähe. Auf dem saßen wir zu dritt schweigsam auf einer Bank und der Jagdhund in Wartstellung am Fuß der Leiter. Vater und Sohn hatten ihre Jagdgewehre griffbereit und ihr Fernglas in den Händen. Bis auf das Surren der Mücken war es ruhig und ich fand es sehr erholsam. Der Tag war gut warm und auch für die kommenden Tage sollte es so bleiben. Es wurde langsam dunkler. Michaels Vater verlor die Geduld und schickte seinen Hund los. Der schlich dicht am Boden zum Schilf, sprang hinein und scheuchte ein paar Enten auf. Sie flogen hoch, der Vater griff sein Gewehr, Michael hielt sich die Ohren zu, ich folgte seinem Beispiel und dann knallte es. Die Stockenten versuchten tief über das Wasser fliegend zu entkommen. Der grünköpfige Enterich entkam, aber seine unauffällige Begleiterin hatte weniger Glück. Die Schrotladung traf, sie fiel ins Wasser. Ein zweiter Schuss galt dem Erpel, der noch weiterflog, bevor er am anderen Ufer im Schilf abstürzte. Der Hund schwamm los, schnappte die Ente mit seinem Maul am Hals, schwamm mit ihr ans Ufer und brachte sie zum Vater, der sie hochnahm und mit einer ruckartigen Bewegung den Hals umdrehte. Er war Chirurg und wusste, wie man das macht. Ich fand es so eklig wie Hühnern den Kopf abzuschlagen oder Schweine mit dem Hammer zu betäuben, ließ mir aber nichts anmerken. Der nicht geborgene Erpel machte ihm Sorgen. Wir mussten morgen noch mal nach dem Kirchgang am Tag herkommen um die Landestelle absuchen. Als wir nach Hechendorf zurückkamen, war es bereits dunkel. Es gab Abendbrot und Weißwein. Das ist im Kalender vermerkt. Der Spruch der Woche lautete: „Die Welt von morgen gehört denen, die die Freude künden.“ – Friedrich Heer



Am Sonntag, dem 15., September, „*Sieben Schmerzen Mariä 15. So. n. Pf. 656/586 Ged.*“ steht mit Kuli geschrieben: „½10 auf, Frühstück, Kirche Widdersberg, Ente aus dem Weiher geholt, Mittagessen, dann mit Michael zum See, mit Boot raus ins Wasser. 18 zurück am Bhf München, Peterichs, Hausaufgaben.“ Widdersberg war ein Dorf im Südosten des Pilsensees mit einer Pfarrkirche im bayerischen Barock und Zwiebelhaube auf dem Glockenturm. Unweit davon gab es auch obigen Teich oder Weiher. Die Ente wurde vom Hund gefunden, was gut war, denn es gehört zu den Pflichten eines Jägers angeschossene Enten zu bergen, beziehungsweise ihnen den Hals umzudrehen, was weniger gut, aber verständlich war. Eine knusprig gebratene Entenbrust mit Knödel, Soße und Blaukraut ist eine Leckerei, vor allem wenn man sie nicht selbst schießen und kochen musste.
Montag am Nachmittag habe ich einen Brief an Shelagh geschrieben, Dienstag erwischte mich eine Extemporale im Griechischen auf dem falschen Fuß und die mündliche Befragung im Englischunterricht endete schändlich. Am Dienstagabend habe ich den Brief an Shelagh in den Briefkasten an der Ramersdorfer Kirche eingeworfen und blieb am Schaukasten des Metro-Kinos direkt neben der Kirche stehen. Der Film des Tages war: „Die weiße Spinne“, ein deutscher Kriminalfilm aus dem Jahr 1963 mit Joachim Fuchsberger und Karin Dor in den Hauptrollen. Der Film und seine Darsteller waren deutsch, aber die Geschichte spielte in London der sechziger Jahre. Fuchsberger verfolgte als geheim-

nisvoller Inspektor Conway von Scotland Yard eine Mörderbande, die den leidenschaftlichen Spieler Richard Irvine durch einen fingierten Autounfall ermordet und dessen Frau Muriel, gespielt von Karin Dor, zur Witwe gemacht hatte. Als Erkennungszeichen hatten die Mörder einen Schlüsselanhänger in Form einer kleinen Spinne aus Glas hinterlassen, die als einziges Beweisstück den Brand des Autos überstanden hatte. Der Film war in Schwarz-Weiß, dauerte 100 Minuten und bestand fast nur aus Aufnahmen von Innenräumen, die sich angeblich in der Stadt London befanden. Er war überflüssig wie ein Kropf, aber weil ich dafür bezahlt hatte, war es besser ihn zu bis zum Schluss anzugucken, als allein in meinem kleinen Zimmer zu sitzen und auf den Donnerstag zu warten. Dann würde ich zum ersten Mal mit der Isartalbahn vom Holzkirchner Bahnhof an der Bayerstraße nach Ebenhausen fahren. Mutti hatte Gabi und mich zum Richtfest unseres neuen Hauses am Nachmittag eingeladen.
Am Donnerstag früh fuhr ich zum dritten Mal mit der Trambahn. Um sieben Uhr zur Schule und um 13 Uhr zurück nach Ramersdorf zum Mittagessen bei Gabi in der Küche in der Klagenfurter Straße. Um vier Uhr gingen wir zusammen zur Trambahnhaltestelle und fuhren mit der Linie 21 über den Isartorplatz zum Stachus, stiegen dort um in die Linie 19 über die Bayerstraße, an der Südseite des Hauptbahnhofs vorbei zum Holzkirchner Flügelbahnhof, einem bescheidenen Gebäude mit einer Bahnhofshalle im ersten Stock, zu der eine breite Eingangstreppe führte. Oben gab es drei Schalter und ein Hallendach auf Stützbalken, das nur die Bahnsteigsperren vor Regen schützte. Die vier Bahnsteige waren nicht überdacht. Auch der seitliche Durchgang zu Gleis 11 in der Haupthalle war nicht überdacht. Der Donnerstag war bisher sonnig und warm, wie fast alle Tage seit meiner Ankunft, aber es fiel mir auf, denn selbst im kleinen Weilheim waren die Bahnsteige überdacht. Dafür war der Zug




am Bahnsteig Richtung Wolfratshausen recht fortschrittlich: Er wurde von einer elektrischen Lokomotive gezogen. Wir verließen München mit geöffneten Fenstern und ich konzentrierte mich darauf, mir die Namen der Stationen zu merken. Es dauerte etwas, bis wir die ausgedehnten Anlagen der Hacker-Pschorr-Brauerei an der Hacker-Brücke und das imposante Gebäude des Hauptzollamts an der Donnersberger Brücke passiert hatten und Richtung Süden fuhren. Auf beiden Seiten der Bahnanlagen erstreckten sich niedrige Hallen, Lagerplätze und Betriebsgebäude bis die Bahn den ersten Haltepunkt München Harras erreichte. Der Bahnsteig lag auf einem Hochdamm. Vom gleichnamigen Platz war nichts zu sehen, denn dichtes Grün versperrte die Sicht. Es folgte der Bahnhof München-Mittersendling mit ausgedehntem Bahngelände. Im Anschluss durchquerte der Zug ein Industriegebiet und stoppte in dessen Zentrum an der Haltestelle Siemenswerke mit einem weithin sichtbaren Hochhaus und dem Firmennamen SIEMENS auf dem Dach. Dort stiegen Pendler Richtung Wolfratshausen zu. Nach dem nächsten Bahnhof von München-Solln überquerte die Isartalbahn auf einer Brücke die Bahnlinie nach Holzkirchen in einer großen Kurve nach Süden, erreichte den Bahnhof von Großhesselohe und fuhr nun auf der Anhöhe über der Isar weiter nach Pullach, Höllriegelskreuth und Buchenhain meist durch Wohnsiedlungen oder Waldgebiete. Erst in Baierbrunn merkte man, dass man sich dem Voralpenland näherte, denn zwischen Hohenschäftlarn und Ebenhausen waren die Alpen vom Zug aus kurz zu sehen. Fahrzeit Hauptbahnhof-Ebenhausen, elf Haltestellen, 25 Kilometer, 45 Minuten davon ab: 11 Haltestellen x 2 Minuten = Fahrzeit 23 Minuten. Berechnen Sie die Durchschnittgeschwindigkeit! Gabi hatte keine Lust darauf. Ich guckte auf die Uhr als wir den Zug verließen und uns zu Fuß auf den Weg zum Haus in der Zellerstraße machten. Wir

gingen die B11 Richtung Ortsende und bogen nach rechts über eine Eisenbahnbrücke auf die Alpenblickstraße zur Zellerstraße. Beide waren damals noch nicht geteert, ohne Gehsteige und nur wenig bebaut. Unser Haus war damals das vorletzte an der Zeller Straße in Richtung Irschenhausen und so sah es aus als wir am 19. September 1963 20 Minuten nach Ankunft am Bahnhof davorstanden. Auf dem Banner über Terrasse stand der Name der Firma, die das Haus in Fertigteilen geliefert und errichtet hatte: Rachel Montagehaus, Klingenbrunn, Bayer. Wald. Gabi las es laut, lachte und fragte schnippisch: „Ein Montagehause? Wo wohnt ihr an den anderen Wochentagen?“



Sie mochte Kalauer und ich freute mich, dass sie fröhlich war und sich für den Anlass ein hübsches buntes Sommerkleid angezogen hatte. Im Haus trafen wir ein Dutzend Menschen, die an provisorischen Biertischen saßen, Brotzeit machten, zumeist bereits einige Helle und ein paar Stamperl Schnaps getrunken hatten und Richtfest feierten. Auch Onkel Kreppel, seine Eltern, Mutti und Wölfi saßen dort auf einer Bank mit Herrn von Horvath und dem Architekten Ensslin. Wir setzten uns dazu. Es gab Teller und Becher aus Pappe, Semmeln, Ripperl, saure Gurken, Rettich und Limburger wie auf einer Baustelle. Nun hatte das Haus einen Dachstuhl und ein Dach, das mit Teerpappe eingekleidet auf den Dachdecker wartete. Der Rohbau war fertig, der Keller noch unverputzt, die Böden nackt. Es gab weder Wasserversorgung noch Heizkörper, Elektrik oder Verglasung. Es dürfte wohl zwei Monate dauern, bis das Gebäude bezugsfertig sein wird. Nach der Brotzeit und zwei Flaschen Bier ging ich mit



Gabi zurück zum Bahnhof Ebenhausen. Wir bestiegen um sieben Uhr die Eisenbahn zum Holzkirchner Bahnhof in München. Die Innenbeleuchtung des Waggons war eingeschaltet. Die letzte Trillerpfeife, die ich hörte, war die bei der Abfahrt vom Bahnhof Pullach. Dann bin ich wohl eingeschlafen und erst am Bahnhof Harras wieder aufgewacht. Ich war froh, dass Gabi dabei war und vor Ort sehen konnte, dass ich wohl doch noch länger bei ihr wohnen musste. Das hatte Mutti mal wieder genial eingefädelt, dachte ich, als ich später in Ramersdorf in meinem Bett lag und das Licht ausknipste.

Am nächsten Tag war ich vier Stunden in der Schule und habe anschließend in Ramersdorf bei Gabi in ihrer Kellerküche Mittag gegessen. Dabei hat sie mir von einer Komödie erzählt, die im Großmarktviertel ‚Les Halles' von Paris spielt. Sie war schon einmal in Paris und hatte auch den Markt besucht, der in den frühen Morgenstunden voller Leben war, weil dann die Waren für den Markt frisch geliefert und in den Verkauf gingen. Sie liebte diese Stadt. Vielleicht war das der Grund, warum sie manchmal so melancholisch wirkte wie meine Mutter. Die Erstaufführung des Films fand letzte Woche in einem Kino mit dem Namen Tivoli in der Neuhauser Straße statt und dort lief er noch immer. Das wusste sie aus der Süddeutschen Zeitung, die ihr Mann abonniert hatte und die er täglich mitnahm, wenn er zu seinem Büro fuhr. Er brachte sie häufig auch abends wieder nach Hause mit und legte sie im Wohn-zimmer ab. Ich war sofort entschlossen nach den Hausaufgaben in die Innenstadt zu fahren, um mir diesen Film anzusehen. Vom Marienplatz reichte die Kaufinger Straße etwa bis zum Kaufhaus Hirmer, einem Geschäft für gehobene Damen- wie Herrenbekleidung und entsprechendes Zubehör auch für die Gören. Von dort an, nahe Ettstraße und Färbergraben, bis zum Karlstor hieß sie Neuhauserstraße. Der Eingang zum Kino lag am Ende einer kurzen Passage im Haus Nummer 5. Es war kein Filmpalast, aber ein modernes Kino mit etwa zweihundert Sitz-plätzen. Die erste Szene des Films führte direkt nach Paris in die Rue Casanova, auf deren Gehsteigen leicht bekleidete Mädchen auf Kundschaft warte-ten, mit der sie im *Hotel Casanova* ihrem Geschäft nachgehen können, das, wie ich wusste, in Frankreich ebenso verboten war wie in Deutschland, wo man die käuflichen Mädchen Huren oder Nutten nannte. Unter den Mädchen, die dort am *Hotel Casanova* auf Kunden warteten, stand auch die Hauptdarstellerin des Films mit einem Fummel leicht bekleidet und mit einem Schoßhündchen auf dem Arm, als ein Mann mit Hut und Mantel sie ansprach und mit ihr im Hotel verschwand. Aber während Titelei, die Besetzungsliste und anderes ablefen, war zu sehen, wie er und andere Kunden im Hotelzimmer ihre Brieftaschen öffneten und die Damen mit dem Schoßhündchen bezahlten. Dann begann ein Schwenk der Kamera auf eine Straße, auf der ein Straßenfeger mit einem Reisigbesen das Wasser der Straßenreinigung, das über das Pflaster floss, zu den Abflussöffnungen am Rinnstein fegte. Als er zwei mit roter Farbe auf das Pflaster gemalte ineinander verschränkte Herzen sah, hielt er kurz inne, bevor er sie wie Blut vom Pflaster schrubbte. Dann sprach eine Männerstimme: „Das ist die Geschichte der Irma la Douce, eine Geschichte von Leidenschaft, Verlangen und Tod." Die Kamera schwenkte von der Straße über das Häuser-meer und hinab in die Straßen und Plätze von Paris, die im Morgengrauen mit viel Wasser gereinigt wurden. Sie schwenkte zurück auf das geschäftige Treiben in den großen Markthallen für Fisch, Fleisch, Obst und Gemüse oder Molkereiprodukte bevor sie wieder in der Rue Casanova ankam und sich auf die Bar *Chez Mous-tache*, richtete. Hinter den erleuchteten Fenstern konnte man den schwarzhaarigen und schnauzbärtigen Patron an der Theke des Bartresens bei der Arbeit sehen. Die Barhocker und die Tische an den Fenstern waren dicht besetzt und im Billardsalon stand ein Dutzend Männer um den Billardtisch. Einer dieser Männer, ein schlanker großer Kerl mit Hut, Anzug und Zigarette im Mundwinkel fiel besonders auf. Es war Irmas Zuhälter Hippolyte, den sie eben aufsuchte, um ihre Tageseinnahmen abzuliefern. Er war unzufrieden mit ihren Einnahmen und schickte sie zurück auf die Straße. Wenig später erschien der Revierpolizist beim Patron in der Bar. Er hatte dem Treiben zugesehen, ohne einzuschreiten. Er war auch nicht deshalb gekommen, sondern um das Schutzgeld für sein Schweigen einzutreiben. Die





Zuhälter zahlten wie gefordert und der Polizist verließ die Bar mit gefüllten Taschen. Das war offene Bestechung. Der Patron des *Chez Moustache* ärgerte sich über seine Ohnmacht. Am Morgen dieses Tages begann der junge Polizist Nestor Patou den Dienst. Er war neu in diesem Bezirk und unterwegs auf seinem ersten Streifengang durch das ihm unbekannte Revier und seine Bewohner. Er schlenderte mit seiner schicken Uniform und weißem Schlagstock am Handgelenk baumelnd durch die Rue Casanova und wunderte sich über die Mädchen, die so früh am Morgen auf der Straße stan-



den und sprach eine von ihnen an. Es war Irma, die an diesem Tag in einer schwarzen geschlossenen Bluse und ihrem weißen Hündchen auf dem Arm am Eingang des Hotels stand und auf Kundschaft wartete. Nestor stellte sich ihr als der neue Revierpolizist vor und fragte, was all die Mädchen im Morgengrauen auf der Straße machten. Irma meinte die würden sich die Beine vertreten, doch er wurde den Verdacht nicht los, dass es sich um Straßenmädchen handelte und ging zum Wirt am Tresen des *Chez Moustache*, gegenüber, bestellte ein Mineralwasser, nahm seinen Uniformhut ab und legt ihn mit der Öffnung nach oben auf einen Barhocker neben sich. Vom Tresen aus sah er, wie ein Straßenmädchen mit einem Gentleman in Trenchcoat und schwarzem Hut gegenüber im Eingang des Hotels Casanova verschwand. Er fragte den Patron, ob er das gesehen hätte. Der antwortete, ja, das sei ein Stammkunde. Der käme immer um diese Zeit und buchte Zimmer 763. Nestor legte nach: Er hätte bereits vier Paare beobachtet und fragte, was die da wohl machen. Patron: „Die machen Liebe“. Nestor: „Aber das ist verboten!“ Patron: „Sicher, das ist die Welt, in der wir leben. Liebe verstößt gegen das Gesetz, aber Hass nicht. Den kannst du überall gegen jeden einsetzen. Aber wenn du ein bisschen Wärme und Zärtlichkeit, eine Schulter zum Ausweinen oder ein Lächeln brauchst, musst du dich wie ein Krimineller in einer dunklen Ecke verstecken.“ Nestor: „Ich würde das nicht Liebe nennen!“ Patron: „Er spricht wie ein Kleinbürger.“ Nestor: „Es ist ein schamloses Laster, das ausgerottet werden muss!“ Patron: „Ihr Denken ist nicht nur unlogisch, sondern auch unwirtschaftlich.“ Er wisse wovon der spreche, denn er habe sechs Jahre als Professor für Wirtschaft an der Universität von Paris, der Sorbonne gelehrt. Nestor: „Dann müssen sie mir zustimmen, dass die Leute ein Recht darauf haben, vor solchen Zuständen geschützt zu werden.“

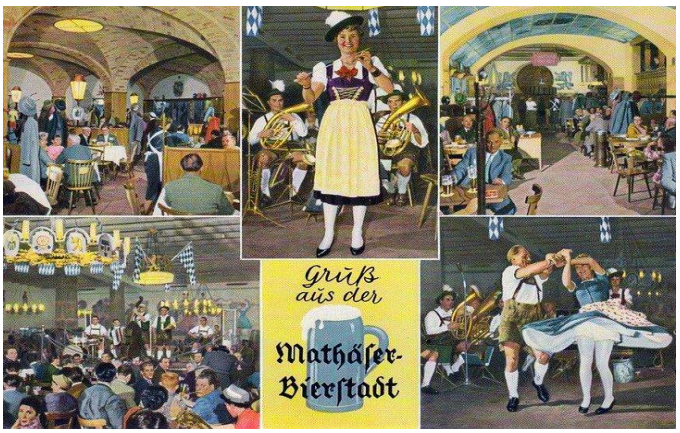
Während der Patron die Vorzüge des bestehenden Systems erläuterte, von dem alle etwas abbekommen, auch die Polizei, saß Nestor mit dem Rücken zum Barhocker mit seiner Polizeimütze und konnte nicht sehen, dass ein Zuhälter nach dem anderen aus dem Billardraum schweigend zum

Hut ging und Geldscheine hineinlegte. Als der Patron dann auch noch die Polizei als käuflich bezeichnete erhob sich Nestor empört, setzte sich seine Polizeimütze ohne dessen Inhalt wahrzunehmen schwungvoll auf seinen Kopf, ohne dass eine Banknote herausfiel und rief laut: „Hier ist ein Polizist, der nicht käuflich ist!“, eilte zum Telefon an der Wand und forderte ein Überfallkommando an. Nach dem Anruf ging er mit seinem Schlagstock auf die Straße, wartete auf den Einsatzwagen, sah die Mädchen vor dem Hotel, ging hinein, fragte an der Rezeption nach dem Feuermelder, löste mit seinem Schlagstock den Alarm aus und eine Fluchtwelle von Straßenmädchen und ihren Freier über das Treppenhaus zum Empfang, wo sie Nestor knüppelschwingend erwartete, und ihre Festnahme erklärte. Unter den Freiern befand sich auch der Chef des Polizeireviers in Zivil, der ihn davon abhalten wollte, aber Nestor erkannte ihn nicht und bestand auf strikter Einhaltung und sofortigem Vollzug des Gesetzes und dem Abtransport aller Straßenmädchen zur Feststellung der Personalien auf der Polizeiwache.
Die Fahrt eines Dutzend leichtbekleideter Mädchen in einem Transporter von Citroen unter Aufsicht des dienstbeflissenen Polizisten Nestor mitten unter ihnen dauerte fast sechs Minuten und war voller Komik und nackter Haut. Auf dem Revier stand Nestor am Tor des Käfigs, in dem nun alle Freudenmädchen eingesperrt wurden, auch Irma und ihr Hündchen, um die er sich liebevoll sorgte, bevor er zum Polizeichef gerufen wurde, von dem er eine Belobigung erwartete, aber feststellen musste, dass er dem Mann gegenüberstand, den er vor kurzem im Hotel Casanova kontrolliert hatte. Nun passierte, was passieren musste: Er nahm seine Polizeimütze ab und die Geldscheine flogen heraus wie eine Taubenschwarm vom Dach, wenn es knallt. Es folgte die fristlose Kündigung wegen offensichtlicher Korruption, auch sofortiger Rauschschmiss genannt. Das geschah alles in den ersten dreissig Minuten. In den nächsten dreißig Minuten sieht man, wie der arbeitslos gewordene Flic ohne Uniform zurückkehrt ins *Chez Moustache*, wo er den Zuhälter Goliath Hippolyte in einem grotesken Kampf von Mann zu Mann k.o. schlägt und ihn beerbt. Er ist von nun an Irmas Beschützer. Nestor und Irma verlassen zusammen die Bar und gehen im Regen zu ihr nach Hause, wo sie sich entkleidet, um zu Bett zu gehen. Ihm quellen die Augen über, als er ihre süßen kleinen Brüste sieht und er beginnt, die Fensterscheiben mit Zeitungen zu verhängen, als ob jemand aus der Dunkelheit zusehen könnte. Irma liegt inzwischen im Bett und beobachtet, wie er sich danach umständlich entkleidet. Als er nur noch in der Unterhose dasteht, begann Irmas Hündchen zu bellen. Es wurde von Irma wie die Zuschauer vom weiteren Geschehen ausgesperrt. Den Hund schob sie mit dem Fuß in den Flur und verschloss dessen Tür. Schnitt.
In den folgenden achtzig Minuten des Films trat nun Nestor als Irmas Zuhälter auf. Er konnte aber nicht ertragen, wenn sie auf Freier wartete. Er verkleidete sich mit Hilfe des Patrons des *Chez Moustache* als reicher englischer Lord X. Er umwarb sie, versprach Irma 500 Franc für jedes Treffen und erwartete als Gegenleistung, dass sie mit ihm eine Partie Patience spielt. Sie vereinbarten, sich zweimal die Woche zu treffen und Irma musste nun keine weiteren Freier mehr annehmen. Nestor arbeitete jede Nacht auf dem Pariser Großmarkt, um das nötige Geld zu verdienen. Nach der nächtlichen harten Arbeit war er aber tagsüber erschöpft und müde. Deshalb vermutete Irma eine Affäre. Sie flirtete in ihrer Enttäuschung mit Lord X, aber als sie ihn verführen wollte, gestand er ihr, dass er durch eine Kriegsverletzung keinen Geschlechtsverkehr vollziehen kann. Sie bewies ihm das Gegenteil und nach der erfolgreichen Verführung wurde Lord X nun zum Nebenbuhler von Nestor. Der hatte den Eindruck, dass Irma Lord X mehr liebte als ihn. Er entschied, den Anzug und Hut, den er als Lord X trug, in der Seine zu beseitigen. Hippolyte, Irmas ehemaliger Zuhälter beobachtete ihn dabei, deutete den Vorfall als Mord an Lord X und denunzierte ihn bei der Polizei. Nestor wurde verhaftet. Der Patron riet ihm, den „Mord“ zu gestehen, weil ihm die Geschworenen die bizarre Geschichte eines von ihm selbst gespielten Rivalen nicht glauben würden. Irma war überzeugt, dass er den Mord aus Liebe zu ihr begangen hatte und schwor ihm ewige Treue. Schließlich konnte Nestor mit Hilfe des Patrons Lord X wieder zum Leben erwecken und ließ ihn aus dem Wasser der Seine nass, aber lebend, wieder auftauchen. Der Vorwurf des Mordes war mit der Wiederkehr von Lord X nicht mehr haltbar und Nestor vom angeblichen Mord entlastet. Irma war inzwischen schwanger und Nestor konnte das Gefängnis verlassen und heiratete sie wenige Minuten vor der Geburt ihrer gemeinsamen Tochter. Happy End! Vorhang zu. Lichter an, Ton aus. Die Zuschauer erhoben sich, die

Klappstühle schlugen gegen die Lehnen, manche schlüpften in Mäntel oder Jacken, obwohl es im Stadtzentrum noch immer so warm war wie in einer gut geheizten Stube im Winter. Ich war beschwingt und vermerkte im Kalender „bin halb verzückt spazieren gegangen."
‚Ins Kino gehen' war schon immer eine Leidenschaft, die ich mit Wölfi teilte. Er kam am folgenden Samstag aus Ebenhausen und wir trafen uns nach Unterrichtsende auf der Theresienwiese, wo zur Mittagszeit die von festlich geschmückten Brauereipferden gezogenen Wagen mit Bierfässern gefolgt von den offenen Kutschen der Wiesenwirte und von Prominenten an den Festzelten eingetroffen waren und von der dichten Menge mit freudigen Rufen empfangen wurden. Nachdem die ersten

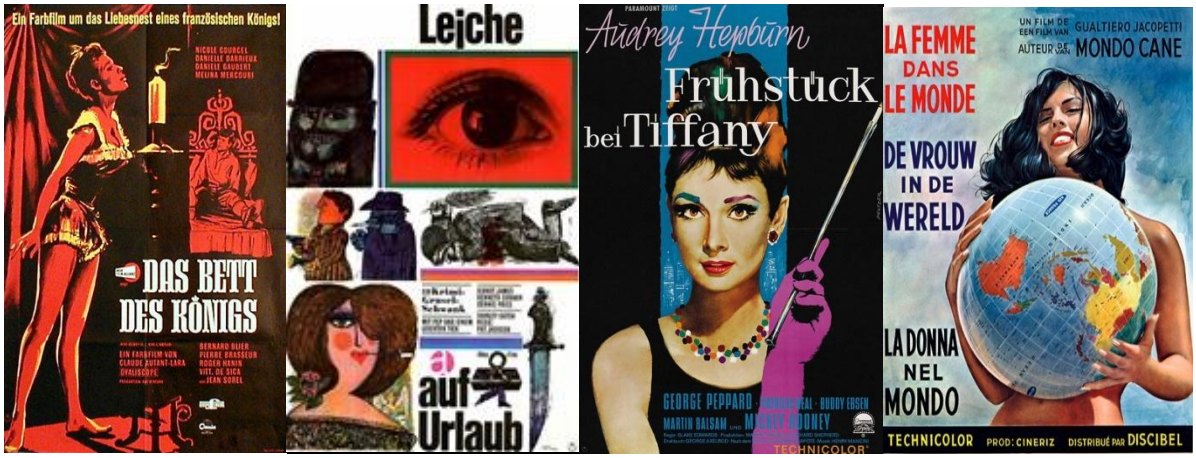


Zapfhähne in die Spundlöcher der Bierfässer geschlagen worden waren und das Bier die Krüge füllen konnte, erklang der Ruf, der den Erfolg verkündete: „Ozapft is!" Wölfi und ich hatten noch nicht zu Mittag gegessen und weil Schweinsbraten und eine Maß Bier im Bierzelt auf der Wiesn doppelt so viel kosteten wie im Wirtsgarten der Bierstadt an der Bayerstraße, verließen wir die Wiesn und liefen zur Bayerstraße. Der Mathäser-Bräu wurde im Zweiten Weltkrieg durch Luftangriffe der Alliierten total zerstört. Erst im Dezember 1957 konnte auf dem 8100 Quadratmeter großen Areal die neu erbaute Mathäser-Bierstadt eröffnet werden. Bauherrin des 8100 Quadratmeter großen Areals am Stachus war die Löwenbrauerei. Der Mathäser-Filmpalast mit 1200 Sitzplätzen war das 129. Kino in



München. Das Herz des fünfstöckigen Gebäudes, das neben 4600 Quadratmetern Laden- und Büroflächen auch eine Tiefgarage für 180 Fahrzeuge hatte, war die Bierstadt. Sie bestand aus sechzehn Lokalen, die in ihrer Ausstattung völlig verschieden eingerichtet waren. Das waren insgesamt 1055 Sitzplätze. Dazu kamen der kleine Festsaal mit 335, der Große Festsaal mit 1450 sowie der Biergarten mit 450 und die Terrassen mit 648 Sitzplätzen. Die Bierstadt verfügte über zwei eigene Metzgereien, fünf Küchen, sieben Schänken und 470 Angestellten. Die sechzehn Lokale boten Platz für über 5000 Gäste. Wöchentlich wurden 52000 Liter Bier, 42000 Essen, 15000 Weißwürste, 9000 Bratwürste und

22000 Paar Schweinswürste ausgegeben. Die Großküche hatte eine vollautomatische Geschirrspülmaschine mit Fließband, die erste und modernste ihrer Art in Deutschland. Wir fanden einen runden Tisch im Garten unter den Kastanienbäumen voller schwerer Früchte. Es gab Leberkäs mit Spiegelei, Bratkartoffeln und eine kleine Salatschale mit Salatblättern, geraspeltem Krautsalat, ein paar Scheibchen Gurke und eingelegter Sellerie mit einer sämigen Essigsauce. Das war günstiger als ein Schweinebraten und lag auch nicht so schwer im Magen. Wölfi kam nicht nur, um die größte Leinwand Deutschlands von einundzwanzig Metern Breite und achteinhalb Metern Höhe zu sehen, sondern auch einen Film der extra für solche großen Leinwände gedreht wurden. Der Film, den er ausgesucht hatte „Das Bett des Königs“ war ab 18 Jahren zugelassen. Wölfi kaufte zwei Tickets und wir gingen einfach rein und niemand fragte nach meinem Alter. Der Film war eine Erotikkomödie. König Heinrich IV. von Frankreich versuchte um 1600, eine junge Adelige zu seiner Geliebten zu machen, indem er sie eine Scheinehe mit seinem Neffen eingehen lässt. Trotz guter Besetzung und prächtiger Farbbilder mangelte es dem französischen Kostümfilm an Spannung, Erotik und Humor. Mein Kommentar im Kalender: „Schmarrn!“ Nach Filmende hat mich Wölfi in ein Geheimnis eingeweiht: den Schwarzmarkt in der Zweigstraße neben dem Mathäser. Auf den Gehsteigen flanierten dort Herrschaften mit Mantel und Hut und handelten nicht nur mit amerikanischen Zigaretten, sondern auch Uhren, Fotoapparaten, gefälschten Urkunden oder Handfeuerwaffen aller Art. Darunter waren auch Zuhälter, die Kunden für die Bars in der Goethestraße suchten. Wir haben 5x20er amerikanischen Pall Mall Schachteln für zehn Mark gekauft. Der Spruch der Woche meines katholischen Taschenkalenders war von Christian Morgenstern. „Der Welt Schlüssel ist Demut. Ohne ihn ist alles Klopfen, Horchen, Spähen umsonst.“



Sonntag um elf morgens traf ich mich mit Wölfi wieder am Stachus. Wir kamen, um den Trachtenzug zu sehen, der sich seit zehn Uhr vom Maxmonument über die Maximilianstraße quer durch die Innenstadt zur Theresienwiese bewegte. Es war ein angenehmer Herbsttag und die Menschen standen dicht gedrängt auf Gehsteigen und Plätzen, um das Spektakel zu beobachten. Später haben wir in den Fischstuben an der Prielmayerstraße panierte Seeschollenfilets mit Kartoffelsalat gegessen und sind anschließend wieder ins Kino gegangen. „Leiche auf Urlaub“ war eine altmodische Gruselkomödie um mysteriöse Morde unter den absonderlichen Erben eines scheinbar Verstorbenen auf einem düsteren englischen Landsitz. Sie war voller Situationskomik und Dialogen, die zum Lachen reizten, aber die Anhäufung schauriger Gruseleffekte ließ nach einer Stunde nur noch wenig Nervenkitzel aufkommen. Wir blieben trotzdem bis zum Schluss. Die nächsten Tage ging ich brav zur Schule und machte meine Hausaufgaben, aber Freitag am Nachmittag musste ich wieder ins Kino. Seit Mitte September konnte ich bei Peterichs zum Mittagessen auf der Gartenterrasse unter freiem Himmel sitzen und den, wie die Münchner ihn nannten „Altweibersommer“ genießen. Auch die Nächte waren angenehm. Es regnete selten. Ich konnte auch abends im Biergarten ohne Pullover unter den Kastanien des Alten Wirts nahe Kino und Kirche sitzen und den Mädels in leichten Sommerkleidern nachsehen. München tat mir gut. Es war toll, trotz täglich mehrfacher Trambahnfahrten, in einer Großstadt mit so vielen Kinos zu leben. Gabi war nicht nur in Paris, sondern auch in

Amerika. Wahrscheinlich hatte sie mir beim Mittagessen von dem Film mit dem Titel „Frühstück bei Tiffany“ erzählt. Ihr Mann war drei Jahre jünger als Onkel Kreppel, aber musste nicht mehr an der Ostfront. Werner war aus Hamburg. Dort war er aufgewachsen und hatte nach dem Abitur das Studium der Sprach- und Literaturwissenschaft begonnen und es später in Genua, Evanston/Illinois und München fortgesetzt. Seit den fünfziger Jahren übersetzte er Bücher aus dem Amerikanischen, Englischen, Französischen und Italienischen ins Deutsche. Mit Werner war Gabi in Amerika und auch in New York. Daher kannte sie die 5th (gesprochen fifs) Avenue, wo das Juweliergeschäft Tiffany seine wohlhabende Kundschaft bediente. Bisher kannte ich weder Diamanten noch die 5th Avenue und New York nur von der Postkarte, die Hanne Kannegießer 1956 an Onkel Kreppel nach Hohenpeißenberg geschickt hatte. Ich hatte sie nicht dabei, aber ich beschrieb Gabi das Straßenbild



mit Wolkenkratzern und Straßenkreuzern auf einer sehr breiten Straße vor einem dreieckigen Hochhaus an einer großen Kreuzung. Gabi versuchte meine Beschreibung zu verstehen. Wenn es eine sehr breite Straße war, muss es eine Avenue gewesen sein. Davon gab es zehn, die die Halbinsel Manhattan von der Südspitze bis nach Harlem im Norden vertikal durchziehen. Sie wurden von 142 nummerierten Querstraßen horizontal gekreuzt. Das Foto, an das ich mich erinnerte, könnte von der 5th Avenue stammen, die auch am höchsten Wolkenkratzer der Welt vorbeiführt. Gabi war vor ein paar Jahren mit Werner mit einem Lift bis zur Aussichtsplattform des Empire State Building auf dem 102 Stockwerk auf 370 Meter Höhe gefahren. Dort gab es Stand-fernrohre wie auf dem Hohenpeis-senberg und wenn man Richtung Süden guckte, war nur zehn Querstraßen entfernt ein dreieckiges Gebäude zu sehen. Die New Yorker nannten es wegen seiner Form ‚Flatiron House‘, das Bügeleisenhaus. Das Juweliergeschäft Tiffany’s lag etwa zwei Kilometer weiter in Richtung des Central Park an der 57th Street. Dann erzählte Gabi, dass der Film am frühen Morgen vor den Schaufenstern des Tiffany’s beginnt. Audrey Hepburn spiele Holly, eine junge Frau im Alter von Gabi, also um die dreißig Jahre. Sie war vom Land in die Weltstadt gezogen und hoffte dort einen reichen brasilianischen Großgrund-besitzer zu finden, der sie heiratet und nach Südamerika mitnimmt. Sie war dem Ziel bereits sehr nahegekommen, als ein neuer Nachbar in der Wohnung neben ihr einzog. Zwischen der jungen Frau und dem jungen Schriftsteller Paul entwickelte sich eine Freundschaft. Mehr wollte Gabi nicht verraten, das könnte die Spannung mindern. Der Film lief im Gloria Filmpalast am Stachus im linken Bogen der Kolonnaden am Karlstor. Ich konnte ihn mit der Trambahn in dreißig Minuten erreichen. Die nächste Vorstellung war um 18 Uhr. Gabi hatte noch einen Wunsch, bevor ich ging. Sie holte einen zehn Mark-Schein aus ihrer Geldbörse, reichte ihn mir und bat mich, für sie zum Kiosk an der Balanstraße zu gehen. Dort sollte ich unter ihrem Namen eine Flasche Korn der Marke Doorn-kaat kaufen und diese diskret in einer Einkaufstasche nach Hause bringen. Nach meiner Rückkehr durfte ich eine Mark Wechselgeld behalten und machte mich auf den Weg zum Gloria-



Palast am Karlsplatz. Ich hatte schon in Hohenpeißenberg Weinbrand oder Rum für Mutti beim Spar abgeholt und Herr Wild hatte mich bedient, obwohl ich noch nicht 18 Jahre alt war. Ich wunderte mich nur über den Schnaps, der in bayrischen Wirtshäusern selten auf der Getränkekarte stand: Doornkaat aus Norden in Ostfriesland nahe Norddeich an der Nordsee. Der dreifach gebrannte Korn war ein klarer Schnaps mit 38% Alkoholgehalt. Ich wusste noch nicht, wie er schmeckt und riecht, aber das ließe sich ja nach dem Kino herausfinden. Inzwischen saß ich im Zuschauerraum des Film-



palasts, die Wochenschau war vorbei, nach einer kurzen Pause erklang ein Gong, das Licht ging aus und der Film begann auf der 5th Avenue in New York. Die Kamera schwenkte auf den Gehsteig vor den Schaufenstern und das Eingangsportal von Tiffany & Co und der Straßennummer 272 in Silber. Der Eingang zum Geschäft ist links unten, zwischen dem Grün der Straßenbäume und dem blauen





Spiegel eines Schaufensters zu sehen. Ein gelbes Taxi kam näher und hielt am Gehsteig vor dem Eingang. Jemand entstieg dem Wagen. Man konnte hören, wie die Wagentür zuschlug, der Wagen anfuhr und seine Fahrt fortsetzte. Nun war der Fahrgast zu sehen. Eine schlanke junge Frau in einem schwarzen bodenlangen Abendkleid, mit dunklen, nach oben aufgetürmten Haaren, nackten Oberarmen und langen schwarzen Handschuhen bis über die Ellenbogen, steht mit dem Rücken zum Zuschauer. Das Kleid hat zwei Träger über den Schultern. Um den Hals trägt sie mehrere weiße Perlenketten übereinander. In der linken Hand hält sie eine flache Abendtasche und etwas, das von fern aussah wie ein Pelzjäckchen. So stand sie vor dem mächtigen Tresor aus blankem Marmor, blinkendem Stahl, spiegelndem Panzerglas und vorgezogenen dichten Vorhängen aus Samtbrokat, in dem Tiffany seine Schätze lagert und verkauft. Während im Vorspann die Darstellerliste eingeblendet wurde, konnte man Audrey Hepburn dann auch von vorne sehen und nun wurde klar, dass das



Pelzjäckchen eine viereckige Papiertüte war, der sie ein Stück Gebäck und später einen Becher Kaffee entnahm und während ihres Schaufensterbummels zu sich nahm. Dazu spielte die Musik des Liedes „Moon River“ ohne Text, aber mit viel Streichereinsatz und vokal begleitet von himmlischen Frauenstimmen. Ich kannte die Melodie und auch das Lied, aber nur in Englisch, das ich noch nicht verstand, obwohl es auch in



der deutschen Hitliste ganz oben stand. Der Mondfluss war ein langsamer Walzer, die Musik voller Sehnsucht, Hoffnung und Zuversicht. Es klang wie ein schmalziger Ohrwurm bei dem Tanzende sich näherkommen und tief in die Augen blicken können. Ich hörte aber auch Gefühle heraus, die meine Mutter melancholisch nannte. Es waren Molltöne, die andeuteten, dass jedes Versprechen zu Enttäuschung führen kann, wenn es nicht eingehalten wird. Dieses Lied spielte im Hintergrund mehrerer Szenen immer dann, wenn es dramatisch wurde.

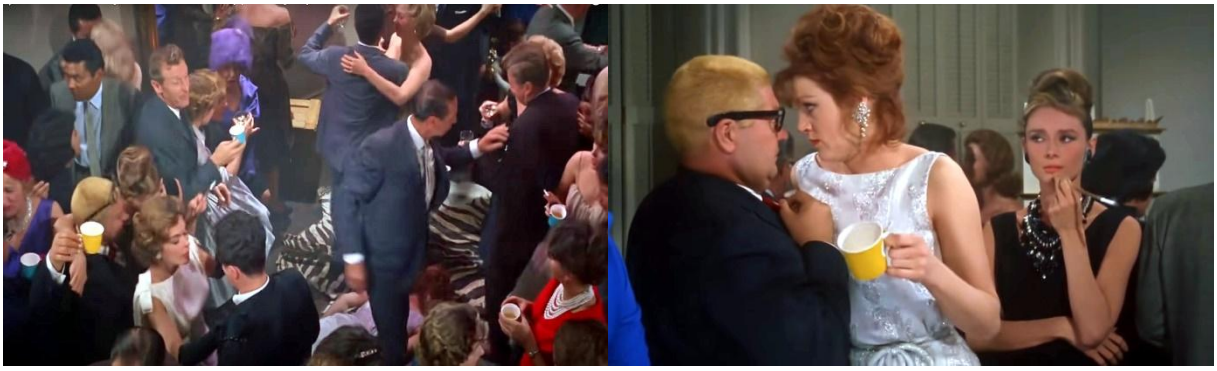
Nach dem Schaufenster-Frühstück im Morgengrauen auf der 5th Avenue ging Holly nach Hause in ihre Wohnung, in der eine hell-braunrötlich getigerte Katze auf sie wartete. Sie fütterte sie, ging zu Bett, zog sich eine entzückende türkise Schlafmaske über die Augen und schlief, bis die namenlose Katze auf ihr Bett sprang und sie durch Miauen und Pfotenmassage auf-weckte. Man hörte die Tür-glocke mehrfach läuten. Holly stieg aus ihrem Bett, schob ihre Schlafmaske nach oben, ging zur Tür, öffnete sie einen Spalt weit und sah Paul in hellblauem Blazer mit einem Koffer in der Hand, der auf sie einredete. Es dauerte, bis Holly realisierte, dass sie noch Lärmstöpsel in den Ohren hatte. Aber dann zog sie einen heraus und erfuhr, dass ihr neuer Nachbar in der Wohnung nebenan der Schrift-



steller Paul Varjak war, der sich bei ihr bedankte, dass sie den Türöffner betätigt hatte. Der Schlüssel für seine Wohnung sollte auch die Haustür öffnen, aber das tat er nicht. Holly war dabei ihre Wohnungstür wieder zu schließen, aber Paul hatte noch eine Bitte. Er fragte, ob er ihr Telefon benutzen dürfe. Sie ließ ihn in ihre Wohnung und damit begann die Ge-schichte der Freundschaft von Holly und Paul, zwei Erwach-senen, um die dreißig Jahre alt, in der Riesenstadt New York. Die junge Frau aus Texas hatte ihren Mann verlassen und war nach New York gezogen, weil sie davon träumte, einen reichen Mann zu finden, der sie heiratet und mitnimmt nach Brasilien. Nacht für Nacht hatte sie auf Parties verbracht und ihren Charme ausgespielt. Die Herren bedankten sich mit Dollarscheinen für ihre Gesellschaft. Aber an diesem Abend suchte sie Kontakt zu ihrem neuen Nachbarn Paul. In der Nacht nach seiner Ankunft gelangte sie auf der Suche nach ihrer Katze über eine Feuertreppe an das Fenster seines Schlafzimmers. Sie öffnete es, schob den Vorhang beiseite und entschuldigte sich für ihr Eindringen bei Paul, der im Licht einer Leselampe mit nacktem Oberkörper unter weißem Bettzeug in einem Doppelbett lag. Dort begann sie ihn Fred zu nennen, weil er sie an ihren Bruder erinnerte. Holly kam Paul auf dem Bett näher, sie rauchten und tranken Whisky, bis sie Paul fragte, ob sie zu ihm kommen darf. Er bejahte, stellte Gläser und Aschenbecher bei Seite und Holly legte sich im Bademantel zu ihm. Sie hatte noch eine Frage: „Wir sind Freunde. Wir sind doch Freunde?“ Paul bestätigte es; wenig später schlief Holly an seiner nackten Brust ein.



Schnitt. Am nächsten Abend gab es eine große Stehparty in Holly's Wohnung. Eine Stehparty war scheinbar etwas anderes als ein Tanztee oder ein Abendball. Es war eine Art Sauforgie, an der sich etwa sechzig Erwachsene beteiligten. Sie waren in teuren Anzügen oder Kleidern gekommen, um dort eng aneinander gedrängt zu tanzen, zu trinken und sich lautstark zu unterhalten. Dazu spielte eine Jazzband. Jeder Besucher wurde nach dem Empfang als erstes zur Tränke geführt. Dort bekam er oder sie ein gut gefülltes Glas mit einem hochprozentigen Getränk wie etwa Whiskey. Das vertrugen nicht alle. Die rothaarige Dame im weißen Kleid unten im Bild war so betrunken, dass sie nach der Szene aus dem Stand wie vom Blitz getroffen zwischen den Tanzenden auf den Boden



knallte und liegen blieb. Die Party ging weiter und wurde immer wilder, bis eine Polizeisirene ertönte, Paul ans Fenster ging, den Vorhang beiseite zog und sah, wie ein Polizeiauto vor dem Haus hielt, Polizisten heraus-sprangen und zum Eingang eilten. Und wer steht dort auf dem Gehsteig? Paul sah es mit großen Augen: Der neuntreichste Mann Amerikas (der Rothaarige, siehe oben) stand in Begleitung von Holly auf dem Gehsteig. Sie deutete mit erhobenem Arm auf das Haus und wies der Polizei den Weg, bevor sie am Arm ihres Gönners unbehelligt von der Polizei verschwand. Die Party im Haus ging lautstark weiter, aber noch bevor die Polizei die Wohnung Holly's stürmte, konnte Paul mit dem brasilianischen Großgrundbesitzer José die Wohnung durch das Badezimmerfenster verlassen. Sie entkamen über die Feuerleiter im Innenhof der wild tanzenden Menge, bevor die Polizei in die Wohnung einrückte und alle Gäste auf die Straße trieb. Paul und José verabschiedeten sich am Treppenende mit einem Händedruck. Paul zeigte José noch den Weg aus dem Hof auf die Straße und kehrte über die Feuertreppe zurück in seine Wohnung. Er schien nachdenklich, ging auf und ab, holte schließlich seine Schreibmaschine aus



seinem Gepäck, stellte sie auf den Tisch, spannte ein Blatt Papier ein und begann zu schreiben. Die wenigen Zeilen, die er schrieb, sind unten zu lesen.



Dann hörte er leise Musik und eine Frauenstimme singen. Er ging an das Fenster zum Hof, zog es hoch, beugte sich hinaus und entdeckte Holly auf der Feuertreppe unter sich. Sie spielte Gitarre zur Themenmelodie von „Moon River“ und sang das Lied in Englisch mit folgenden deutschen Untertiteln in der Fußleiste:

Mondfluss, endlos breiter,
eines Tages werde ich dich auf meine Art überqueren.
Du Träumemacher und Herzensbrecher,
Wo immer du auch hingehst, ich komme mit dir.
Zwei Herumtreiber unterwegs, um die Welt zu sehen,
die so viel zu bieten hat,
suchen nach dem Ende des gleichen Regenbogens,
wartend auf den Wahnsinn,
mein Freund Huckleberry, der Mondfluss und ich.

Wenn Huckleberry Finn ihr Freund war, dann war sie selbst Tom Sawyer. Sie hatte also wie ich die Lausbubengeschichten von zwei Vierzehnjährigen aus einer Kleinstadt am großen Fluss des Missisippi gelesen, obwohl sie ein Mädchen war. Holly war wie ein Spitzbub, ein Lausemädel, eine Freundin zum „Pferdestehlen“ würde Mutti dazu sagen. Aber die Vergangenheit holte sie ein. Unerwartet tauchte ihr verlassener Ehemann Doc Golightly auf. Der Landtierarzt war aus Texas nach New York gekommen, um Holly nach Hause zu holen. Er scheint bei Paul geläutet zu haben, jedenfalls führte der ihn zu Holly, die gerade dabei war, die Wohnung zu verlassen. Der Mann im Anzug, der wohl doppelt so alt war wie Holly, wurde von ihr freudig mit einem Kuss begrüßt, worauf der sie auf den Arm nahm und über die Türschwelle ihrer Wohnung trug und die Tür hinter den beiden schloss, während Paul mit offenem Mund davor zurückblieb. Etwas später klopfte sie mit einem hellen Regenmantel bekleidet an sein Fenster zur Feuerleiter und bat ihn, ihr zu helfen und sie zu begleiten. Sie wolle ihren Ehemann, der schon lange nicht mehr ihr Ehemann war, aber das nicht akzeptieren wollte, zum Busbahnhof bringen. Sie brauchte Paul/Freds Hilfe in einer Stunde. Er war pünktlich da, als Holly Doc zum Busbahnhof begleitete, um sein Gepäck abzuholen. Dort kam es zu einem tränenreichen Abschied von dem Mann, mit dem Holly, die aus ärmlichen Verhältnissen kam und mit vierzehn Jahren zwangsverheiratet wurde, um für die Kinder des Witwers zu sorgen. Holly machte Doc klar, dass sie nicht mitkommen, sondern in New York bleiben würde. Sie wollte nicht zurück in eine Vergangenheit, aus der sie rausgewachsen war. Doc’s Kosename für sie war Lula Mae, aber das sei sie nicht mehr. Sie sei jetzt erwachsen. Auch ihr Bruder Fred sei inzwischen erwachsen. Nach seiner Entlassung in vier Monaten aus der Armee könne Fred jederzeit zu ihr nach New York kommen. Als der Greyhound Bus mit Doc den Busbahnhof verlassen und sie ihre Tränen getrocknet hatte, sagte Holly zu Paul: „Es ist spät geworden und Tiffany schon geschlossen. Ich glaube ich brauche was zu trinken. Bring mich nicht nach Hause, bevor ich betrunken bin!“ Sie hatte einen

Schwips, als sie später am Arm von Paul durch die Haustür torkelte, lallte sie ein bisschen, war aber bei klarem Verstand und konnte sich an ihren Kontostand erinnern. „Obwohl sechsundzwanzig Ratten fünfzig Dollar für den Puderraum rausrückten, wie kleine Puppen, ist der Kontostand neun Dollar niedriger als vor zwei Monaten.“ Sie sei nun ernsthaft entschlossen, sich an diesem Treiben nicht weiter zu beteiligen. Als Paul nachfragte, was das bedeute, antwortete sie: „Ich werde nicht mehr mitspielen.“ Paul beglückwünschte sie. Holly träumte laut weiter und entschied sich, nicht José, den Brasilianer, zu heiraten, sondern Rusty Trawler, das rothaarige Schweinchen und den zweitreichsten Mann der USA unter 50.“ Sie ging in die Küche, stieg auf die Küchenzeile und holte eine Flasche vom Küchenschrank. Als Paul feststellte, dass sie schon betrunken sei, antwortete Holly: „Das stimmt, aber das ist kein Grund nicht auf die künftige Frau von Rusty Trawler anzustoßen. Du verstehst mich nicht, ich brauche Geld und werde tun, was immer nötig ist, um es zu bekommen. In einem Monat werde ich Frau Trawler sein.“ Dann stellte sie fest, dass die Flasche, die sie geholt hatte, leer war und wollte mit Paul in dessen Wohnung Whisky trinken, was der ablehnte, worauf sie ihn rauswarf. Am Tag darauf läutete Paul an ihrer Wohnung. Er hatte eine Flasche Milch und eine Zeitung in der Hand und zeigte sie ihr. In der Zeitung sei ein Artikel, der sie persönlich beträfe. Ob sie das wüsste. Holly wusste es. „Trawler ist nicht nur eine Ratte, er ist eine Superratte in Ratten-kleidung. Aber er ist nicht nur eine rothaarige, sondern auch eine gebrochene Superratte. Nicht seine Familie, die hat Geld, aber er persönlich nicht. Im Gegenteil, er hat siebenhunderttausend Dollar Schulden. Deshalb hat er wohl entschieden die Königin der Schweine zu heiraten und nicht mich.“ Paul schlug vor, etwas zu trinken, spazieren zu gehen und zu feiern. Holly: „Okay! Im Eisfach liegt eine Flasche Champagner. Wieso holst du die nicht und öffnest sie, während ich mich anziehe?“ Dann überrascht sie Paul mit dem Vorschlag, den Rest des Tages damit zu verbringen, etwas zu tun, was weder sie noch er jemals getan hatten. Paul hatte etwa noch nie vor dem Frühstück Champagner getrunken. Tat er aber nun mit Holly. Ein Punkt für ihn. Ihr Spaziergang am Vormittag auf der 5th Avenue führte sie direkt zum Gebäude von Tiffany&Co, das stets geschlossen war, wenn Holly um sechs Uhr morgens nach Hause unterwegs war.





Jetzt betrat sie mit Paul/Fred zum ersten Mal den großen Verkaufssaal des Juweliers, Schmuck-, Uhren- und Edelsteinhändlers. Nach einer Streiftour der beiden kam es zu einem Gespräch zwischen einem Verkäufer und Paul/Fred, der nur zehn Dollar in der Tasche hatte, wieviel Paul als Kunde denn in etwa auszugeben gedenke. Als er von den zehn Dollar hörte, zeigt er ihm das Einzige, was er zu diesem Preis auf Lager hatte: einen Stift aus Sterling Silber, mit dem man die Drehscheibe eines Telefons bedienen konnte. Den gab es nach einem längeren und sehr komischen Verkaufsgespräch für 6,50 $ und mit Gravur und Abholung am nächsten Tag, für exakt 10 $.

Holly war noch in keiner großen Bibliothek und der Schriftsteller Paul Varjak nahm sie deshalb mit in die New York Public Library. Er führte sie an den Lesesälen vorbei zum Katalogsaal mit endlosen Reihen von Karteischränken, in deren Schubladen jedes Buch auf einer Karteikarte nach den Namen der Autoren der Bücher gefunden werden konnte. Er zeigte Holly wie es funktionierte, indem er sie in einem Karteischrank unter dem Buchstaben V nach seinem Namen suchen ließ. Unter Varjak, Paul fand sie ein Buch von ihm mit dem Titel „Neun Leben“. Paul gab die Karte am Bestelltisch ab und erhielt ein Ticket mit der Nummer 57. Nach kurzer Wartezeit ertönte ein Pfeifton und eine Leuchtziffer über dem Ausgabetisch zeigte die Nummer 57 an. Holly und Paul erhoben sich, um das Buch am Ausgabetisch abzuholen. Aber dann konnte Holly nicht an sich halten und redete auf die Bibliothekarin ein, dass der Autor des Buches leibhaftig vor ihr stünde und bereit sei, das Buch mit seinem Namen zu signieren. Als sie nicht reagierte, gab Holly das Buch an Paul und drängte ihn, es zu signieren. Die Bibliothekarin kam zu spät, um zu verhindern, dass der Autor des Buches mit seinem Autogramm öffentliches Eigentum „beschädigte“. Paul signierte „sein“ Buch, gab es zurück an Holly, die knallte es auf den Tisch der Bibliothekarin und eilte mit Paul zum Ausgang. „Lass uns gehen, dieser Platz ist nicht mal halb so nett wie Tiffany’s.“ Holly fragte Paul, ob er schon mal gestohlen hätte. Der fragte zurück: Und du? Natürlich hatte Holly mal geklaut. Kleinigkeiten. Paul/Fred hatte noch nie geklaut. Holly entschied, dass sie zusammen etwas stehlen sollten. Sie betraten einen Laden mit Trödel und Schnick-schnack und streiften durch die Verkaufstische auf der Suche nach etwas, was sie stehlen könnten, ohne den Argwohn des Inhabers zu erregen. Holly und Paul einigten sich schließlich. Sie drehten sich um, und wendeten dem Inhaber den Rücken zu. Dann griffen sie nach zwei bunten Pappmasken, ver- steckten sie und eilten zum Ausgang. Dort zogen sie die Masken vors Gesicht und entwischten in der Menge der Passanten der 5th Avenue. Ein Lausbubenstreich wie von Huckleberry Finn und Tom Saywer. Übermütig liefen sie nach ihrem Erfolg zu ihrem Haus, übersprangen die Treppenstufen zum Eingang und diesmal hatten beide ihren Hausschlüssel mit und konnten die Haustür öffnen, ohne ihren japanischen Nachbarn aus der Badewanne zu läuten. Als die Haustür ins Schloss gefallen war, nahmen sie ihre Masken ab, sahen sich tief in die Augen, umarmten und küssten sich inniglich. Das bedeutete aber nicht, dass Holly ihre Vorbereitungen auf ihre Auswanderung beenden würde. Sie ging weiter in den Lesesaal der Bibliothek, um sich auf ihre neue Heimat in Lateinamerika vorzubereiten. Pauls Liebeserklärungen und Heiratsangebote an die lesende Holly trafen auf taube Ohren. Später, am Abend, kam sie im Abendkleid am Arm von José im Smoking nach Hause und verschwand mit ihm in ihrer Wohnung. Als Paul etwas später die Treppe hinabstieg, hörte er Holly schreien, Glas zerbrach, Möbel wurden umgeworfen. Zeitgleich verließ José ihre Wohnung und als Paul ihn fragte, was passiert wäre, schien er ratlos. Er erzählte, sie hätte ein Telegramm erhalten und seitdem heule und schluchze sie und demoliere Geschirr und Mobiliar. Paul konnte Holly schließlich ruhigstellen. Sie warf sich weinend und schreiend auf ihr Bett und blieb dort wimmernd liegen. Er schloss ihre Schlafzimmertür und José zeigte ihm das Telegramm, das sie zerknüllt und weggeworfen hatte. Paul las vor: „Erhielt Nachricht: Fred wurde getötet, Unfall mit Jeep in Fort Riley Kansas - Familie und Kinder sind vereint in Trauer über den Verlust in Liebe Doc“. José fragte Paul, was er tun könne. Paul meinte er selbst könne Holly nicht mehr helfen. Er hätte selbst nicht viel erreicht, aber er, José, hätte doch eine Ranch in Brasilien. Das würde ihr guttun und sie würde das mögen. José bot also Holly an, mit ihr nach Brasilien zu fliegen. Obwohl sie New York liebte, wollte sie mitkommen und morgen an- fangen zu packen. Sie bat Paul um ein Abschiedstreffen an ihrem letzten Tag in New York,. Wehmütig durchstreiften sie die Stadt. Bei der Rückkehr in ihre Wohnung wurde Holly verhaftet. Die Polizei untersuchte ihre Beziehungen zu dem Gangsterboss Sally Tomato, den sie gegen Bezahlung einmal die Woche am Donnerstag im New Yorker Gefängnis Sing Sing besucht hatte. Paul gelang es, Holly mithilfe eines ihrer ehemaligen Gönner freizubekommen. Es war ein regnerischer Tag. Paul war mit einem Taxi gekommen, um sie am Gefängnis abzuholen. Als sie im Wagen saß, übergab er ihr einen



Brief von José. Er teilte ihr mit, dass nach ihrer Verhaftung eine Heirat aufgrund seiner öffentlichen Ämter und dem Ruf seiner Familie nicht mehr in Frage käme und erklärte ihre Beziehung für beendet. Holly wollte trotzdem nach Brasilien reisen. José war nur einer von fünfzig superreichen Brasilianern. Sie wollte zum Flugplatz, um ohne José abzufliegen. Paul beteuerte seine Liebe zur ihr und beschwor sie, bei ihm zu bleiben, er gehöre zu ihr, wie sie zu ihm. Das ließ Holly kalt. „Leute gehören sich nicht gegen-seitig. Ich lasse mich von niemandem in einen Käfig stecken!“ „Ich will dich doch nicht in einen Käfig stecken, ich liebe dich.“ „Das ist doch dasselbe.“ „Ist es nicht, Holly!“ „Ich bin nicht Holly! Namenlose Schlampen gehören niemand und niemand gehört uns.“ Sie forderte den Fahrer auf anzuhalten, öffnete die Tür und schubste ihre Katze aus dem Auto auf die regennasse Straße: „Der richtige Platz für einen zähen Kerl wie dich: Jede Menge Mülltonnen und Ratten. Hau ab!“ Sie klatschte in die Hände und schloss die Tür. Als der Wagen weiterfuhr, verlor Paul die Fassung. Er forderte den Taxifahrer auf anzuhalten, bezahlte mit einem Geldschein, öffnete die Tür, stieg aus, wandte sich zu Holly auf dem Rücksitz und sagte: „Wissen Sie was bei ihnen falsch läuft Fräulein oder wer immer Sie sind. Sie sind ein Feigling. Sie haben keinen Mut. Sie haben Angst davor den Kopf zu heben und die Tatsachen zur Kenntnis zu nehmen: Menschen verlieben sich und sie gehören einander. Das ist ihre einzige Chance auf echtes Glück. Sie bezeichnen sich als ungestümen Freigeist und haben Angst in einem Käfig eingesperrt zu werden. Aber Sie leben bereits in dem Käfig, den Sie sich selbst gebaut haben. Wo immer Sie sind, leben Sie in diesem Käfig. Wohin immer Sie gehen, treffen Sie auf sich.“ Er warf die Tür zu, das Taxi fuhr weiter, Holly rang mit sich auf dem Rücksitz, dann stoppte sie den Wagen, stieg aus und lief auf im Regen zurück zu Paul. Sie fragte ihn, wo die Katze sei, er wusste es nicht. Holly rannte in einen Hinterhof voller Mülltonnen und Unrat und begann nach ihrer Katze zu rufen. Dazu spielt düstere Musik begleitet vom Prasseln des Regens. Doch dann erklangen die Titelmelodie und das Miauen der Katze. Holly ging zur regennassen Katze, hob sie hoch, ging zu Paul und umarmte ihn mit der nassen Katze im Arm. Sie küssten sich ausgiebig im strömenden Regen am Rande des Hinterhofes, bis ihr Bild im Dunkel verschwand und das Wort ENDE aufleuchtete. Licht an, Mondmusik aus.





Was als Geschichte über eine unausweichliche tragische Liebe, eine unvermeidliche Trennung und darüber, wie man mit diesem Wissen leben kann, dass der Ausgang alles andere als glücklich ist, begonnen hatte, erhielt zum Schluss einen Spin. Als Holly sich umgedreht hatte, zu Paul eilte und ihn umarmte, endete der Film glücklich. Zum Happy End erklang die Filmmusik mit vollem Einsatz von Orchester und Chor.

„We’re after the same rainbow's end,
waitin’ round the bend,
my huckleberry friend,
moon river and me.”

Nun war scheinbar alles gut. Sie hatte ihren Bruder Fred verloren, war frei von ihrem „Ehemann“ und hatte einen Freund fürs Leben gefunden. Es war anzunehmen, dass Holly in New York blieb und dort weiterhin mit Paul befreundet war. Vielleicht hatten sie geheiratet und Kinder, vielleicht aber blieben sie kinderlos und lebten fortan zu zweit in dem Käfig, den sie sich selbst gebaut hatten, bis der Tod sie schied. Ich ahnte, dass Erwachsen werden ein langwieriger und schmerzhafter Prozess sein kann, in dem die Zukunft die Vergangenheit auffressen wird, wenn man sich an die Gegenwart klammert. Im Griechischen ist alles im Fluss: πάντα ῥεῖ oder cuncta fluunt im Lateinischen, bedeutet, dass nichts wiederkommt. Das Leben ist wie ein Fluss, der zu Land geboren zum Meer drängt und in der Weite der Ozeane verschwindet. „waitin‘ round the bend - Wartend auf den Wahnsinn“ am Ende des Regen-bogens? Was heißt das bitte?

Am Mittwoch hatte heftiger Regen den Altweibersommer beendet. Am Freitagabend nach dem Kino, war es kühl, die Biergärten geschlossen und selbst am Stachus war der Verkehr überschaubar. Ich bummelte über den Platz und überlegte, warum ich den Film „toll“ fand. Wahrscheinlich gar nicht wegen der Liebesgeschichte, sondern weil er mit New York eine Stadt der Zukunft zeigte, von der in München noch wenig zu sehen war. Dort war man seit Mai 1945 vor allem damit beschäftigt Kriegsschäden zu beseitigen und hunderttausende Tonnen von Bauschutt zu Hügeln aufzutürmen oder im Schotterbett der Isar abzulagern. Dann musste Wohnraum für eine Bevölkerung geschaffen werden, die von 520.000 Bewohnern im Jahr 1945 auf 1.000.000 Bewohner im Jahr 1960 angestiegen war. 1963 waren die Schulen zwar noch nicht überfüllt, aber für den Geburtsjahrgang 1955 mussten für 91 neue Schüler drei fünfte Klassen am Theresien-Gymnasium eingerichtet werden, während in den oberen Klassen jeder Jahrgang in zwei Klassen mit zusammen nur 40 Schülern unterrichtet wurde. 18 Klassen mit etwa 480 Schülern wurden von 33 hauptamtlichen Lehrern und einer Lehrerin (Englisch und Erkunde) unterrichtet. Priester und Gymnasialprofessor Dr. Alfred Dinnebier unterrichtete hauptamtlich katholische Religion, während mehrere Pfarrer die evangelischen Schüler nebenamtlich versorgten.
Im Jahresbericht des ThG von 1962/63, den ich mir im Sekretariat besorgt hatte, waren alle Schüler mit Namen, Geburtsdaten und Stand des Erziehungsberechtigten verzeichnet, aber weder Religion noch Wohnort der Schüler wie am ORG Weilheim. Unter „Stand des Erziehungsberechtigten“ war der Beruf angegeben. Es war mit wenigen Ausnahmen Männer. Viele mit Doktor Titeln wie Ärzte und Anwälte, Diplom-Ingenieure, Diplom-Kaufmann oder Diplom-Chemiker, höhere Beamte und Direktoren. Die Ausnahmen waren vier Hausfrauen, eine städtische und eine kaufmännische Angestellte, eine Kosmetikerin, eine Krankenschwester, eine Sprachlehrerin, eine Musikpädagogin, eine Verwaltungsinspektorin, eine Buchhalterin und eine Bildjournalistin. 13 der Erziehungs-berechtigten waren Frauen, 467 Männer. Unter den Männern fand ich jeweils einen Erziehungsberechtigten der Arbeiter, Schlosser, Maurer, Metzgermeister, Bäckermeister, Schuster, Polizist, Straßenbahnfahrer, Wachtmeister, Fernsehmeister, Bedienung oder Landwirt war. Stand meiner Erziehungsberechtigten war Hausfrau. Sie trug nicht mehr denselben Nachnamen wie ich, sondern hieß seit vier Jahren Almuth Kreppel. Dass sie Hausfrau und ich Schüler des ThG war, wurde im Jahresbericht vom Juli 1964 vermerkt, aber nicht ihr Name. „Der Jahresbericht wurde herausgegeben vom Direktorat des Theresien-Gymnasiums. Die Drucklegung verdankt die Schule einem Zuschuss des Elternbeirats. Die Redaktion besorgte OStR Funk.“ Der Oberstudienrat war hauptamtliche Lehrkraft für Lateinisch, Griechisch und Deutsch. Er war groß, schlank und ein Hose-Sakko-Slipper Typ. Er trug einen Ehering, aber keine Brille. Er könnte vom Vertreter bis zum Facharzt alles sein, aber wurde Lehrer für Latein. Im Jahresbericht waren nur die Geburtstage und -jahre der Schüler genannt, nicht aber die der Lehrer. Funks Vorname war Friedrich. Er war geschätzte vierzig Jahre alt. Der Griechisch Lehrer OStR Franz Xaver Ley war wie die meisten anderen Lehrer um die fünfzig. Der mittelgroße Herr im Anzug

hatte nichts von Herrn Funks engagierter Art. Er war ruhig und blieb gelassen, wenn ein Schüler mal wegnickte. Das galt auch für den Klassleiter der 10 a, OStR Dr. Edmund Heinz. Das waren auch die drei Lehrer, denen ich von nun an in den nächsten vier Jahren jeden Tag der Woche bis auf Sonn- und Feiertagen täglich für jeweils eine Stunde gegenübersitzen würde. Sie waren Erwachsene mit Familie, die einem Beruf nachgingen, in dem persönliche Beziehungen eher hinderlich waren, denn das Hauptziel war es, den Lehrplan umzusetzen, den die jeweiligen Kultusministerien der elf Bundesländer der Bundesrepublik erlassen hatten. Der Lehrplan enthielt die Ziele und eine Zusammenfassung der Inhalte. Er benannte auch Art und Anzahl der Lernerfolgskontrollen wie mündliche oder schriftliche Prüfungen, die aber auch in Prüfungsordnungen gesondert behandelt werden konnten. Das wurde ergänzt durch eine Lehrbuchliste der Grundlagenliteratur.

Mit der neuhumanistischen Bildungsreform von Wilhelm von Humboldt umfasste der Kanon des Lernens im Lehrplan von 1810/16 für die preußischen Gymnasien: Latein, Griechisch, Deutsch, Hebräisch, Mathematik, Realien, Religion, Schönschreiben sowie Gesang und Leibesertüchtigung. Im deutschen Sprachbereich entstand ein Gegensatz zwischen Bildung und Ausbildung. Der Kanon des Lernens an Gymnasien war auf die Lernbedeutsamkeit, also Bildung, und nicht wie der Realschulen auf die Lebensbedeutsamkeit, also praktische Ausbildung ausgerichtet. In den humanistischen Gymnasien des 20. Jahrhunderts wurde der Umfang der alten Sprachen zwar zurückgeführt (bereits 1890/1892 um ein Viertel, vor allem zugunsten von Deutsch), doch blieb das hohe Ansehen dieser als elitär geltenden Ausrichtung bestehen, obgleich ihr Anteil zurückging. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg waren nur noch etwa zwölf Prozent aller Oberschulen humanistisch ausgerichtet. Nach Kriegsende fanden die humanistischen Gymnasien in Westdeutschland zunehmende Nachfrage, weil das große Graecum wie das große Latinum noch immer Voraussetzung mehrerer Studiengänge an der Universität war. An den Gymnasien gab es nun auch Englisch oder Französisch als dritte Fremdsprache für die Oberstufe an zwei Tagen pro Woche. Am ThG entschied sich im September 1963 die eine Hälfte der 10 a für Französisch, die andere, darunter auch ich, für Englisch.
Die Lehrbuchliste der Grundlagenliteratur für das Fach Deutsch in ganz Bayern für die zehnte Klasse von 1963/64 gab folgende Titel als Lehr- und Lesestoff an: Die Judenbuche (Droste Hülshof), Maria Stuart (Schiller), Fräulein von Scuderi (E.T.A. Hoffmann), Götz von Berlichingen (Goethe), Mozart auf der Reise nach Prag (Möricke), Aus den Lebensbüchern (Carossa), Fähnlein der sieben Aufrechten (Keller).
Mein Schulheft für das Fach Deutsch begann mit einem undatierten, mit blauer Tinte geschriebenen Text zum Thema Facharbeit. „Das Wort Facharbeit kann man von Arbeit und Fach ableiten. Fach kann man über die Worte auffächern, aufteilen, gliedern, vereinfachen oder aussondern, erschließen. Ein Fachmann muss angeben können, wie ein Vorgang entsteht und warum er stattfindet. Er muss sich in Ursache <---->Wirkung auskennen. Um eine Facharbeit zu schreiben, muss man: 1.) einen Stoffkreis im ganzen Umkreis erkennen und 2.) Alle Beziehungen des Kreises durchdenken.
Das Vorgehen beginnt mit: 1.) Der Wissenserarbeitung. Die wird fortgesetzt durch 2.) Der gedanklichen Einordnung der Dinge nach sachlogischen Zusammenhängen. Es folgt
3.) Die Darstellung. Welche Forderung stellt uns die Facharbeit? a.) an die Themenstellung
b.) an die Darstellung. 4.) Welcher Art muss das Thema sein? a.) überschaubar und zeitlich abgegrenzt.
b.) Logische Zusammenhänge müssen nachweisbar und c.) Fakten empirisch prüfbar sein.“



Mit Datum vom 22.9.63 entstand mein erster Fachaufsatz zum Thema „Die Luftpumpe.“ „Wie oft benutzen wir dieses schlanke, schmucklose Gebilde, das wir Luftpumpe nennen, ohne uns Gedanken zu machen, warum und wie sie arbeitet. Das ist die Aufgabe dieses Aufsatzes. Zuerst zu den Einzelteilen des Gerätes: Wenn man den Handgriff aus dem Rohr zieht, kann man eine Verschlusskappe am Rohr aufschrauben und den Eisenstab herausziehen. An dessen Ende ist eine Blechscheibe angeschweißt und ein konkaver Lederring aufgeschraubt, der die Luft beim Einschieben

des Stabes in das Rohr verdichtet. Auf dem Zylinderende sitzt eine mit einem Gummiring abgedichtete Schraube, die das Ventil des Schlauches fest umschließt, wenn die Pumpe dort angesetzt wird. Zieht man den Kolben heraus, so entsteht im Rohr ein luftleerer Raum, der durch den Luftdruck von außen wieder gefüllt wird. Erneut zusammengepresst entsteht ein Überdruck, der das Schlauchventil öffnet. Die Luft kann dann durch das Ein- bzw. Ausziehen des Holzgriffes ohne großen Kraftaufwand in den Schlauch gepumpt werden."

Am Dienstag, 24.9.63 folgte der nächste Fachaufsatz: „Die Küchenuhr" - Gliederung: A. Inhalt der Erzählung – B. Stil und Inhalt –a.) Stil des Satzbaus und der Worte – b.) Sinn der Uhr. - C. Sinn der Erzählung.
„Die Erzählung von Wolfgang Borchert handelt von einem jungen Mann mit einem alten Gesicht, der nach einem Bombenangriff nur noch eine alte, zerbeulte, wertlose Küchenuhr retten konnte, die um ½3 Uhr stehen geblieben war. Auf einer Bank unter Leuten, die er nicht kennt, betrachtet er sie und sie hilft ihm über seine Teilnahmslosigkeit hinweg. Er erinnert sich an das, was mit der Uhr zusammenhing; es war für ihn nun das Paradies. Borcherts kurzer, hämmernder Stil bringt richtig die Trostlosigkeit zum Ausdruck. Er gebraucht einen einfachen Satzbau und Worte bewirkt aber damit sehr viel. Er lässt den jungen Mann einen Monolog führen und bringt so die Teilnahmslosigkeit zum Ausdruck. Der junge Mann merkte nicht, dass er Haus, materiellen Reichtum und Verwandte verloren hatte. Darüber hilft ihm die Uhr hinweg. Sie erinnert ihn daran was um ½3 geschehen war und er merkte nun, dass das, was er früher als selbstverständlich auffasste, nun das Paradies war. Es zeigt, dass man den Tod vieler nie realisieren wird können, es wird immer ein abstrakter Begriff bleiben. Er zeigt sich als Gegner des Krieges und damit des Elends."

Originaltext: Wolfgang Borchert: Die Küchenuhr

Sie sahen ihn schon von weitem auf sich zukommen, denn er fiel auf. Er hatte ein ganz altes Gesicht, aber wie er ging, daran sah man, dass er erst zwanzig war. Er setzte sich mit seinem alten Gesicht zu ihnen auf die Bank. Und dann zeigte er ihnen, was er in der Hand trug. Das war unsere Küchenuhr, sagte er und sah sie alle der Reihe nach an, die auf der Bank in der Sonne saßen. Ja, ich habe sie noch gefunden. Sie ist übrigge-



blieben. Er hielt eine runde tellerweiße Küchenuhr vor sich hin und tupfte mit dem Finger die blau gemalten Zahlen ab. Sie hat weiter keinen Wert, meinte er entschul- digend, das weiß ich auch. Und sie ist auch nicht besonders schön. Sie ist nur wie ein Teller, so mit weißem Lack. Aber die blauen Zahlen sehen doch ganz hübsch aus, finde ich. Die Zeiger sind natürlich nur aus Blech. Und nun gehen sie auch nicht mehr. Nein. Innerlich ist sie kaputt, das steht fest. Aber sie sieht noch aus wie immer. Auch wenn sie jetzt nicht mehr geht. Er machte mit der Fingerspitze einen vor- sichtigen Kreis auf dem Rand der Telleruhr entlang. Und er sagte leise: Und sie ist übrigge- blieben. Die auf der Bank in der Sonne saßen, sahen ihn nicht an. Einer sah auf seine Schuhe und die Frau sah in ihren Kinder-wagen. Dann sagte jemand: Sie haben wohl alles verloren? Ja, ja, sagte er freudig, denken Sie, aber auch alles! Nur sie hier, sie ist übrig. Und er hob die Uhr wieder hoch, als ob die anderen sie noch nicht kannten. Aber sie geht doch nicht mehr, sagte die Frau. Nein, nein, das nicht. Kaputt ist sie, das weiß ich wohl. Aber sonst ist sie doch noch ganz wie immer: weiß und blau. Und wieder zeigte er ihnen seine Uhr. Und was das Schönste ist, fuhr er aufgeregt fort, das habe ich Ihnen ja noch überhaupt nicht erzählt. Das Schönste kommt nämlich noch: Denken Sie mal, sie ist um halb drei stehengeblieben. Ausgerechnet um halb drei, denken Sie mal. Dann wurde Ihr Haus sicher um halb drei getroffen, sagte der Mann und schob wichtig die Unterlippe vor. Das habe ich schon oft gehört. Wenn die Bombe runtergeht, bleiben die Uhren stehen. Das kommt von dem Druck. Er sah

seine Uhr an und schüttelte den Kopf. Nein, lieber Herr, nein, da irren Sie sich. das hat mit den Bomben nichts zu tun. Sie müssen nicht immer von den Bomben reden. Nein. Um halb drei war etwas ganz anderes, das wissen Sie nur nicht. Das ist nämlich der Witz, dass sie gerade um halb drei stehen geblieben ist. Und nicht um Viertel nach vier oder um sieben. Um halb drei kam ich nämlich immer nach Hause. Nachts, meine ich. Fast immer um halb drei. Das ist ja gerade der Witz. Er sah die anderen an, aber sie hatten ihre Augen von ihm weggenommen. Er fand sie nicht. Da nickte er seiner Uhr zu: Dann hatte ich natürlich Hunger, nicht wahr? Und ich ging immer gleich in die Küche. Da war es dann fast immer halb drei. Und dann, dann kam nämlich meine Mutter. Ich konnte noch so leise die Tür aufmachen, sie hatte mich immer gehört. Und wenn ich in der dunklen Küche etwas zu essen suchte, ging plötzlich das Licht an. Dann stand sie da in ihrer Wolljacke und mit einem roten Schal um. Und barfuß. Und dabei war unsere Küche gekachelt. Und sie machte ihre Augen ganz klein, weil ihr das Licht so hell war. Denn sie hatte ja schon geschlafen. Es war ja Nacht. So spät wieder, sagte sie dann. Mehr sagte sie nie. Nur: So spät wieder. Und dann machte sie mir das Abendbrot warm und sah zu, wie ich aß. Dabei scheuerte sie immer die Füße aneinander, weil die Kacheln so kalt waren. Schuhe zog sie nachts nie an. Und sie saß so lange bei mir, bis ich satt war. Und dann hörte ich sie noch die Teller wegsetzen, wenn ich in meinem Zimmer schon das Licht ausgemacht hatte.
Jede Nacht war es so. Und meistens immer um halb drei. Das war ganz selbstverständlich, fand ich, dass sie mir nachts um halb drei in der Küche das Essen machte. Ich fand das ganz selbstverständlich. Sie tat das ja immer. Und sie hat nie mehr gesagt als: So spät wieder. Aber das sagte sie jedes Mal. Und ich dachte, das könnte nie aufhören. Es war mir so selbstverständlich. das alles war doch immer so gewesen. Einen Atemzug lang war es still auf der Bank. Dann sagte er leise: Und jetzt? Er sah die anderen an. Aber er fand sie nicht. Da sagte er der Uhr leise ins weißblaue runde Gesicht: Jetzt, jetzt weiß ich, dass es das Paradies war. Das richtige Paradies. Auf der Bank war es ganz still. Dann fragte die Frau: Und Ihre Familie? Er lächelte sie verlegen an: Ach, sie meinen meine Eltern? ja, die sind auch mit weg. Alles ist weg. Alles, stellen Sie sich vor. Alles weg. Er lächelte verlegen von einem zum anderen. Aber sie sahen ihn nicht an. Da hob er wieder die Uhr hoch und lachte. Er lachte: Nur sie hier. Sie ist übrig. Und das Schönste ist ja, dass sie ausgerechnet um halb drei stehen geblieben ist. Ausgerechnet um halb drei. Dann sagte er nichts mehr. Aber er hatte ein ganz altes Gesicht. Und der Mann, der neben ihm saß, sah auf seine Schuhe. Aber er sah seine Schuhe nicht. Er dachte immer an das Wort Paradies.“ ENDE. Der Autor hat das Wort „ganz“ zehnmal verwendet. Ich fand das zu viel.

Nach dem gestrigen Abendausflug zum Frühstück bei Tiffany erfolgte der nächste Eintrag im Schulheft am Samstagmorgen den 28. September: Eine (Nachschrift) zu einem Essay von Herbert Eulenberg mit dem Titel „Die alte Windmühle“ von 1929, 60 S.
„Der Inhalt: Sie war längst schon außer Betrieb gesetzt, die alte Windmühle. Die Menschen waren zu ungeduldig geworden, sie wollten nicht mehr warten, bis der Wind kam und in ihre Flügel blies und die Zahnräder antrieb, die den Mühlstein drehten, der das Korn zu Mehl zermahlte. Besonders an den langen Sommertagen, wenn die Felder in der Hitze schliefen und der Wind, der Atem der Natur, sich kaum regte und nur hin und wieder wie ein Hauch über die Ähren lief, war es den Leuten in der Mühle zu still geworden. Wasser konnte man sammeln und stauen und als Dampf gehorchte es dem Menschen gar wie ein Tier. Aber der Wind ließ sich nicht fangen, zähmen oder zwingen. Oft feierte und faulenzte er eine ganze Woche lang, um einem dann und auf einmal die Mütze vom Kopf zu reißen. Ein solch unzuverlässiger Arbeiter war in der heutigen Zeit nicht zu gebrauchen. So kam es, dass, nach einem trockenen und windstillen Sommer, der Mühlenbesitzer unter lauten Flüchen auf den Wind, der einem just an diesem Tag fast die Ohren vom Kopf blies, die Mühle verließ, um in die Stadt umzuziehen und sich eine Dampfmaschine anzulegen.“
„Zum Stimmungsbild einige Merksätze: 1.) Das Stimmungsbild ist eine besondere Art der Schilderung. Ein (meist) lebloser Zustand wird für das menschliche Gefühl lebendig. 2.) Auch das Stimmungsbild setzt eine vielseitige und genaue Beobachtung voraus. 3.) Aber die Beobachtung genügt nicht. Darüber hinaus muß man den Vorgang, die Situation, den Gegenstand auf sich wirken lassen, ihren stimmungs-mäßigen Gehalt ablauschen und sprachlich erfassen. 4.) Vor allem gilt es, eine Grund-stimmung zu ertasten. In ihr vereinigen sich Stimmungsaustrahlungen zu einem Bündel. 5.)

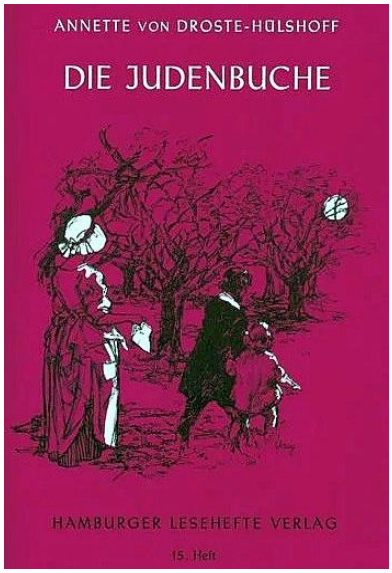
Folgendes für den Aufsatz: a.) nicht die beobachteten und festgestellten Einzelheiten sind als solche wichtig, sondern auch kleine Einzelheiten, sofern in ihnen das Grundthema der Stimmung erkennbar mitschwingt. b.) Die Darstellungsmittel sind ein schwebender Satzbau (nachgestellte Appositionen, Wiederholungen, Präsens, wenige Nebensätze, keine Relativsätze, Zeichensetzung) und der Wortschatz (Vergleiche aus dem organischen und seelischen Bereich, stimmungshaltige Wörter, in denen Gefühl liegt, bildkräftige Verben) sowie Bevorzugung der persönlichen Rede (Dialog, Selbstgespräch, Gefühlsäußerung) 6.) Themenkreise: a.) Aus der Natur (Jahreszeiten, Tageszeiten, Klimasituation etc.) b.) Menschenleben (Schultag, Arbeitstag etc.)“

Der Deutschunterricht der folgenden Woche begann am 30. September 1963 mit: „Wir Besenbinder“ – eine Kurzgeschichte von Heinrich Böll, 1948, 5 Seiten (Fachaufsatz)
Inhalt: „Ein ungeduldiger Mathematiklehrer pflegte einen geduldig seine Stunden verträumenden jungen Mann, dessen einzigen Mathematikkenntnis darin bestand Kreise zu ziehen, stets gutmütig zu knuffen und dabei „Besenbinder, du Besenbinder“ zu murmeln. Er brachte ihn auch aus Mitleid, indem er ihm geschickt einsagte, glatt durch das Abitur, mit der Ermahnung, nie von seinen mathematischen Erkenntnissen Gebrauch zu machen. Wir treffen den jungen Mann zwei Monate später im Krieg in der Sowjetunion, im eingekesselten Odessa, wo er auf den Abtransport mit einem Flugzeug wartet. Dort sieht er zum ersten Mal einen Besenbinder, der geduldig seine Arbeit verrichtete. Er war von ihm gefesselt, wollte noch einen Blick erhaschen, da wurde er schon ins Flugzeug gedrängt. Jetzt, im dicht besetzten Flugzeug, malte ihm plötzlich seine Phantasie die Jugenderinnerung, die riesige Hand des Mathematiklehrers an den Himmel, die wie mit Kreide die Bahnen von Flakgeschossen in Kreise zu lenken sucht. Die Unvollkommenheit dieser Kreise quält ihn, er möchte sie vollenden, da wird er wie das Flugzeug getroffen. Im Sturzflug glaubt er den Kreis zu vollenden, da explodiert das Flugzeug und er sieht von ihm nur noch den Schwanz wie einen zerfransten Besenstiel durch die Luft sausen.“



Stil und Sinn: „Bölls Stil zeigt uns die Situation sehr lebendig. Er malt sie noch mit treffenden Adjektiven und Vergleichen aus. Oft wiederholt er bestimmte Worte, um den Zusammenhang wieder herzustellen. Allein mit seinen anspruchsvollen Verben malt er ganze Bilder. Mit einem gelegentlich kompliziert verschachtelten Satzbau ballt er die Situation. Der Wortschatz ist bunt und reichhaltig. Böll erklärt die Herkunft, des als Spottname verwendeten Besenbinders und zeigt, daß das kein Spottname, sondern ein Lob sein sollte. Ein Besenbinder sei genauso gut wie ein Mathematiklehrer.“ Es folgten einige weitere wohl-gesonnene Sätze sowie eine Gliederung. Erst nach zwei Wochen wurde sichtbar, dass der Oberstudienrat Dr. Heinz, mein Schulheft und meine Auslassungen vor sich hatte und abgehakt hatte.

Am 1. Oktober mussten wir eine „Inhaltsbeschreibung“ der Novelle mit dem Titel „Die Judenbuche“ für die Seiten 1-24 liefern. So steht es in Klammern unter dem Titel. Der Wortteil „-sbeschreibung“ war mit grobem Bleistift und energischem Schwung durch-gestrichen. Heinz setzte seine Standards. Dazu gehörte, dass wenn zu viele Nachkorrekturen, wie ausstreichen oder einfügen vorgenommen wurden, man alles nochmal sauber geschrieben vorzulegen hatte. Deshalb musste ich am Mittwoch die Inhaltsangabe für die Seiten 1 bis 13 zur Vorge- schichte und Friedrich Mergels Kindheit nochmal schreiben: „Annette von Droste Hülshoff schildert im ersten Teil ihrer Novelle, ein kleines, von Straßen und Industrie abge- legenes Bauerndorf um 1800. Das Recht spielte eine Neben- rolle, es wurde mehr nach dem Gerechtigkeitssinn der Bewoh- ner ausgeübt. In diesem Dorf lebt Hermann Mergel, ein Kleinbauer, der bis zu seiner Hochzeit nur ein Feiertagsäufer war. Aber als ihm seine erste Ehefrau davonlief und bald darauf starb, ergab er sich ganz dem Suff und ließ Haus und Hof verkommen. So ging es einige Jahre, bis er zur allgemeinen Verwunderung wieder heiratete und noch dazu eine ebenso hübsche wie wohlhabende vierzigjährige Frau, die glaubte ihn ändern zu können. Das gelang ihr auch einige Zeit, aber dann führte ihr Mann sein früheres Leben wieder weiter. Aus dieser unglücklichen Ehe entstand nach zwei Jahren ein Sohn, Friedrich. Der hübsche und gesunde Knabe schien dem Leben seines Vaters, der ihn sehr liebte, eine kurze Wendung zu geben. Aber in einer wilden Sturmnacht wurde er von Ohm Semmler und Hülsmayer, einem Wilddieb und Waldfrevler, betrunken, ohne Sterbesakramente tot im Wald gefun- den. Der junge Friedrich musste jetzt seiner Mutter helfen, den Hof zu bewirtschaften. Als einmal andere Knaben über seinen Vater Schauermärchen erzählten, fuhr er über sie her und wurde dafür tüchtig verprügelt. Seitdem war er ein Einzelgänger und galt als Eigenbrötler und verstockt.“ Hier folgte nun das V-förmige Häkchen mit dem Dr. Heinz seine Kenntnisnahme bestätigte. Keine Note, kein Kommentar.



Mit der „Judenbuche“ machten wir Pause, denn am Freitag, dem 4. Oktober stand die erste Schulaufgabe in Deutsch auf dem Programm. Es ging darum einen Fachaufsatz zu schreiben. Wir rätselten über das Thema und erlebten eine Überraschung. Es musste kein Papier verteilt werden, jeder hatte freie Wahl ein Thema im Rahmen eines Fachaufsatzes zu beschreiben. Ich dachte an die Küchenuhr. Wolfgang Borcherts. Ich hatte gehört oder gelesen, dass inzwischen viele alte Autos nicht mehr betriebsfähig waren und verschrottet werden müssten. Dazu wurden extra starke hydraulische Pressen entwickelt, die alte Blechteile zu leicht transportierbaren Quadern formten, die in Eisengießereien zu neuen Blechen weiterverarbeitet werden konnten. Der Hauptdarsteller meines Fachaufsatzes war also ein altes Auto, das vor dem Beginn des zweiten Weltkrieges produziert wurde. „Der Mercedes-Benz 170 V aus dem Jahr 1937 wurde im Werk Untertürkheim am Neckar nahe der Autobahn nach Esslingen produziert. Die Wagenfarbe war glänzendes Schwarz. Stoßstangen Kühlergrill, Mercedes-Stern Lampen, Radkappen, Fenstereinfassungen, Fahrerrückspiegel, die Kanten des Trittbretts wie die Türklinken waren aus glitzerndem Chrom. Ein Wagen für den Stadtgebrauch und feste Straßen, wie Autobahnen. Ein Mann aus der nahen Stadt Göppingen, hatte es bestellt. Er schickte seinen Fahrer zur Abholung vom Werk in Untertürkheim. Die Rückfahrt nach Göppingen war die Jungfernfahrt. Ein Auto fährt von selbst, weil es einen Motor hat, der für Bewegung sorgt. Die Dosierung und Steuerung der erzeugten Energie erfolgte über Fußpedale und mit Hand und Armbewegungen an Lenkrad und Schaltstock. Die Leistung des Motors betrug 38 PS, die Spitzen- geschwindigkeit 108 Stundenkilometer. Das Auto hatte einen guten Fahrer. Er bewegte es in manier- licher Art, aber es kam nicht oft zu großem Einsatz. Der Fahrer fuhr den Chef und seine zwei Kinder dreimal täglich zwischen Schule, Fabrik und dem Wohnhaus hin und her; am Sonntag mit Frau und Kindern zur Kirche. Es war an angenehmes Dasein und ein Leben in Harmonie. Das Auto wurde wenig bewegt, aber ordentlich gewartet und musste selten in die Werkstatt. Der Lack war ohne Kratzer, die

Radkappen ohne Schlammspritzer. Aber das sollte sich bald ändern. Als der heiße August vorüber war, läuteten am 1. September 1939 selbst in Göppingen nahe Stuttgart die Glocken und die Volksempfänger verkündeten den Beginn des Krieges des Deutschen Reiches gegen Polen. Das war der Ausgangspunkt der zweiten Etappe der Geschichte eines Autos, das nun der Staat enteignet und der Deutschen Wehrmacht zugeteilt hatte. Der 170V von Mercedes-Benz war ein Fahrzeug für Ränge vom Major aufwärts der rückwärtigen Quartiere der militärischen Führung.“ In zwei Stunden hatte ich drei Seiten DIN A4 vollgeschrieben. Dann hatte das alte Auto schwer beschädigt, aber noch immer fahrbereit, seinen Weg aus dem Osten zurück nach Süddeutschland gefunden, wo es nach dem Krieg bald sein drittes Leben auf einem Bauernhof verbrachte, bis es auch dazu zu alt war und sein Motor eines Morgens nicht mehr anspringen wollte. Der Bauer ließ es in einem Schuppen und schloss das Tor, bis ein Schrottsammler vorbeikam, der das Fahrzeug entdeckte und dem Bauern abkaufte. Nur wenig später kam er mit einem Lastwagen zurück und holte das Wrack ab. Seitdem stand es auf seinem Schrottplatz neben einem Turm aus Schrottquadern. Dann wurden als erstes alle Teile aus Chrom oder Glas abmontiert. Sitze, Armaturen und Verkleidungen ausgebaut, Motor und Getriebe ausgehoben, die Räder abgenommen. Chassis, Auspuffrohr wie andere Bleche wurden in die Schrottpresse geladen und mit viel Lärm zu einem Quader gepresst. Das alte Auto sah seine Zukunft nicht mit Selbst-mitleid oder Larmoyanz. Gelebte Existenz war nicht nutzlos, sondern Humus neuen vergänglichen Seins im Ozean des Universums.“ Ich hatte mir keine Mühe gemacht über ein altes Auto zu schreiben und war erstaunt über meinem Ehrgeiz. Am Schlusssatz musste ich lange an der gelebten Existenz kauen. Dr. Heinz benotete meinen Aufsatz mit gut und lobte ihn vor versammelter Klasse, die ebenso verwundert war wie ich selbst.



Am Samstag stand ein Besuch bei meiner Mutter in Ebenhausen auf dem Programm. Nach der Schule ging ich mit Roland Krause, dem ersten aus der Klasse, der mit mir Kontakt aufgenommen hatte, zum Viktualienmarkt, der am Samstag bis nachmittags geöffnet war und sahen uns das Marktreiben an. Später trennten wir uns. Ich fuhr nach Ramersdorf zum Mittagessen bei Gabi und im Anschluss mit Tram- und Isartalbahn nach Ebenhausen. Pünktlich um 16 Uhr saß ich dort am Kaffeetisch mit Wölfi, Onkel Kreppel, Mutti und Jörg, der mit seiner Isetta gekommen war. Das Wohngeschoß des Neubaus an der Zeller Straße war immer noch ohne Bodenbeläge und die Familie schlief noch auf dem Dachboden. Aber das ganze Haus roch gut, und zwar nach Nadelholz. Nicht nach Lärchenholz, sondern Kiefernholz. Die tragenden Balken der Wände, Decken und der Dachstuhl waren aus Holz. Das Fertighaus aus dem bayerischen Wald roch nicht nach Mörtel, Ziegel oder Zement wie der Keller. Es gab Kaffee und Kuchen, aber nach zwei Stunden hatte es Jörg auf einmal eilig. Er hatte noch Hendl- und Biermarken für das Oktoberfest von der Bundeswehr dabei, die er heute einlösen wollte, denn am Montag endete die Wiesn und die Marken wurden wertlos. Er lud mich ein und wollte in Pullach unterwegs noch eine Freundin abholen, die ihn bereits erwartete. Es dämmerte bereits, als wir losfuhren und ich zum ersten Mal auf der Bundestraße 11 fuhr. Die B11 führte etwas versetzt, aber parallel zur Bahntrasse über Hohenschäftlarn durch den Wald nach Baierbrunn. Am Bahnhof Buchenhain überquerte sie die Bahnlinie. Der Verkehr wurde dort durch Schrankenbetrieb am Bahn-übergang geregelt. Dann trennten sich Bahn- und Straßenverkehr. Der Zug fuhr weiter auf dem linken Isarhochufer Richtung Pullach. Die B11 führte von Buchenhain an Höllriegelskreuth und Pullach vorbei fast acht Kilometer entlang der südöstlichen Grenze



des Forstenrieder Park nach München-Solln. Der Park heißt nur so, weil Westforst nicht so gut klingt. In Grünwald heißt der Forst Grünwalder Forst. Die großen Fichtenwälder von Deisenhofen, Höhenkirchen, Hofolding oder Ebersberg sind Forste und keine Parks. Sie wurden angelegt, um den enormen Holzbedarf der Münchner zu decken. Das waren weder Parkanlagen noch germanische Mischwälder oder gar Englische Gärten. Die schwer zugänglichen Plantagenwälder waren nicht nur von Wildschweinen und Hirschen, sondern auch von Streunern und Gesindel bevölkert. Jörg riet jedenfalls davon ab, sich in diesen Forsten zu verirren. Er war in Pullach Richtung Bahnhof abgebogen und suchte in einer Seitenstraße der Münchner Straße nach einer Hausnummer. Er hatte sie endlich gefunden und geläutet. Nun stand er an der Gartenmauer und wartete auf die Freundin. Ich stand an seiner blau-weißen Isetta und überlegte, wie wir drei auf die enge Sitzbank passen. So sehr schien seine Freundin nicht auf uns gewartet zu haben. Es dauerte eine Viertelstunde, bis sie sich fertig gemacht hatte und ans Tor kam. Sie trug einen enganliegenden Rock aus festem mittelbraunem Stoff, eine weiße Trachtenbluse unter einer hellbraunen Trachtenjacke und dunkelbraune Pumps. Jörg drückte ihre Hand und stellte sie mir als Rena vor. Sie war so groß wie ich, hatte dunkle Haare und Augen, war fünf Jahre älter und schlank. Auf der Sitzbank war Platz für zwei Erwachsene mit Kind, aber für drei Erwachsene wurde es eng. Rena störte das nicht, sie setzte sich als letzte in die Mitte zwischen mich und Jörg. Der klappte die Tür zu, startete den Motor und wir verließen Pullach um ½8. Von Pullach zur Theresienwiese waren es sieben Kilometer und der Verkehr war lebhaft, weil vor acht Uhr noch viele unterwegs zu den Abendveranstaltungen in den Kinos, Theatern oder Konzert- und anderen Veranstaltungssälen in München waren. Punkt acht Uhr saßen wir im Löwenbräuzelt an einem Tisch auf der Empore mit Blick auf die Leute, die unter uns auf Bänken an den Biertischen saßen. Die Blasmusikkapelle in dem Pavillon in der Mitte des Zeltes forderte die Besucher immer wieder zu einem Prosit auf die Gemütlichkeit auf.



Das Zelt war, wie man sehen kann, voll und erfüllt vom Lärm der Stimmen von tausenden Besuchern, die ihre Maßkrüge mit einem „Oans, zwoa, gsuffa!“ an den Mund zu führten, das Bier schmatzend schlürften, um dann den Maßkrug mit lautem Knall auf dem Tisch abzusetzen. Von den etwa dreitausend Besuchern im Zelt, waren etwa die Hälfte Raucher, die Tabakprodukte aller Arten von Pfeife, Zigarre, Zigarillo, Zigarette bis zum Kau- oder Schnupftabak zu sich nahmen. Die Aschenbecher quollen über, viel Bier wurde beim Prosten und Absetzen des Kruges verschüttet. Die Küchen blieben bis um zehn Uhr geöffnet und die Gerüche von Schweinebraten, Würstchen auf Kraut oder gegrillten Hähnchen mischte sich mit dem des Tabaks, dem Bierdunst, Kölnisch Wasser, Schweiß und Erbrochenem zu einer einzigartigen Mischung. Wir hatten nun zwar einen Tisch mit Aussicht, aber es dauerte, bis eine Bedienung die Treppe hochkam und unsere Bestellung aufnahm. Das war kurz nach acht. Um 8 ¼ kam sie mit drei vollen Maßkrügen zurück, steckte drei Biermarken und ein Trinkgeld von einer Mark ein und kündigte die Lieferung der drei gegrillten halben Hähnchen in zehn Minuten an. Dann verschwand sie. Jörg, Rena und ich prosteten uns zu, stießen unsere Krüge aneinander, sahen uns gegenseitig in die Augen, sagten „Prost!“ und schlürften einige Schluck Bier. Mein Magen

knurrte, weil er fast nüchtern war und nun mit lauwarmen Starkbier überschwemmt wurde. Jörg und Rena betrieben Konversation. Ich war halb ohnmächtig, als um neun Uhr endlich das verdammte Hendl serviert wurde. „An Guaden!“ Das Grillhendl war heiß, die Haut knusprig und das saftige weiße Fleisch schmeckte köstlich. Jörg hatte immer noch Biermarken übrig und nach dem gut gesalzenen Hähnchen wäre etwas kaltes Bier ganz angenehm. Ich bestellte gegen den Rat unserer Mutter noch eine zweite Maß Oktoberfestbier, damit Jörg seine Biermarken loswurde. Ich hätte das besser bleiben lassen. Wahrscheinlich wollte ich imponieren. Im Kalender ist vermerkt: „10 ½ heimgelaufen, gekotzt.“ Der Spruch der Woche lautete: „Alles, was es Glänzendes, Ehrenvolles und Köstliches auf dieser Welt gibt, ist nichts im Vergleich zu der Herrlichkeit des Geistes.“ – Franz von Sales.

Am Sonntag wachte ich um zehn Uhr mit einem Kater auf. Ich habe mein Zimmer sauber gemacht. Später saß ich mit müden Augen am Schreibtisch und bearbeitete die Hausaufgabe, die Dr. Heinz letzten Donnerstag mit Abgabetermin am Montag gestellt hatte:

„Die Judenbuche, 2. Der junge Friedrich S.12-24.

a.) Er wird von Ohm Simon adoptiert: Als Friedrich 12 Jahre alt ist, besucht Ohm Simon Margarete, um sie zu überreden, ihm ihren Sohn als Gehilfen und an Sohnes statt in einer Art Adoption zu überlassen, mit der Versicherung, ihn nach seinem Tode als Erben einzusetzen. Dies gelang ihm auch.
b.) Bei Ohm Simon: Auf dem Weg nach Brede fragte Simon den Jungen über seine Mutter aus und als sie an der Stelle, an der sein Vater gefunden wurde, vorbeikamen, wies er Friedrich daraufhin. Als der sich fürchtete, wies er ihn zurecht. Dann arbeitete er bei Ohm Simon, bis er am Nachmittag nach Haus zurückkehrte.
c.) Eines Tages bringt Friedrich den angeblichen Waisenknaben Johannes mit nach Hause, der bei seinem Onkel Schweine hütet. Er will ihm eine Violine schenken, was er mit einer gönnerhaften Bewegung, die man später immer wieder findet, tat.
d.) Der Verdacht der Mutter: Die Mutter, die Johannes zuerst mit Friedrich verwechselt hatte, sinnt darüber nach und kommt zu dem furchtbaren Verdacht, daß Johannes ein illegitimer Sohn ihres Bruders sei und daß dieser in Bezug auf das Erbe einen Meineid geschworen hatte.

„Wo ist die Hand, so zart, daß ohne Irren
sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren.“
(Besinnungsaufsatz)

Diese Verse stellte Anette von Droste-Hülshoff an den Anfang ihrer Novelle. Sie fragt mit ihnen, welcher Mensch imstande ist, die Beweggründe und die äußeren Eindrücke, die einen Menschen zu einem Mord oder sonstiger Gewalttat antreiben, zu beurteilen. Sie beantwortet diese Fragen auf ihre Art in der Novelle. Sie zeigt die ganze Kindheit und Jugend eines Menschen, der zum Mörder wird, und daß daran hauptsächlich die Einflüsse der Zeit schuld sind, so wie unvorsichtige Worte, die ausweichend ohne Gedanken gesprochen wurden. Sie zeigt, wie sich diese in die Seele eines Kindes festfressen. Dann greift sie auf die Vererbung zurück. Sie zeigt den Vater des jungen Mannes und seine Eigenschaften, die sich auf seinen Sohn übertragen haben. Die Jugendjahre , die Umgebung und Verhältnisse, in denen sie verbracht wurden, prägen sich ein unf finden ihren Ausbruch in Mord oder Totschlag.“ Dr. Heinz hat mit Bleistift ein fettes V hinterlassen.

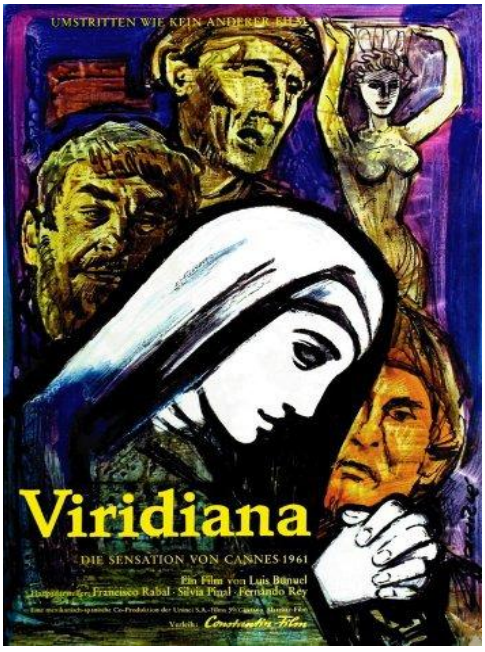
„Die Judenbuche, 3. Der Mord an Förster Brandes S. 24-42

a.) bei Ohm Simon: Seit dem Friedrich mehr bei Ohm Simon lebt, der anscheinend sehr an ihm hängt, hat er sich sehr gewandelt. Das träumerische war gewichen und er legte Wert auf sein Äußeres. Bald stand er im Ruf eines hübschen Burschen. Er wird die rechte Hand seines Onkels. Was ihm an Kraft fehlte gleicht er durch Ausdauer aus. Mit achtzehn Jahren hatte er eine bedeutende Stellung in der Dorfjugend.
b.) Die Blaukittel: Um diese Zeit hatten die Blaukittel, eine üble Waldfrevlerbande, schlau und rücksichtslos ihr Werk verrichtet. Als die Forste darauf bewacht wurden, frevelten sie weiter und zwar immer wenn die Patrouillen ausfielen oder am anderen Teil des Tales waren.
c.) Der Mord an Förster Brandes: Als Friedrich einmal in einem Waldtal die Kühe hütete, stößt Förster Brandis mit einer Patrouillengruppe auf ihn und fragt ihn nach verdächtigen Geräuschen aus.

Friedrich stellt sich dumm, und als Brandes die anderen weggeschickt hatte, fährt er drohend über ihn her, indem er ihm seine Armut vorhält. Er bereute es aber sofort wieder. Als Brandes weiter will, schickte Friedrich ihn auf einen falschen Weg. Er ruft ihn danach nicht mehr zurück, sondern zieht mit seinem Vieh heimwärts, wo er sich wegen angeblicher Übelkeit hinlegt. Kurz danach kommmt der Gerichts-schreiber Kapp zu einem Trunk Milch und berichtet von neuem Waldfrevel und der Ermordung Brandes. Friedrich wälzt sich darauf mit Gewissensbissen in Schmerzen, die ihn aber bald verlassen. Als Johannes ihn zum Ohm holen will, geht er nach einigem Zaudern trotzdem mit.
d.) Die Untersuchung des Falles: Da bei der Untersuchung der Aussagen der Förster, Bauern Knechten nichts herauskam, berichtete Friedrich alles wahrheitsgemäß, außer dem Schluß seiner letzten Worte mit Brandes. Als ihm der Vorsitzende ihm plötzlich eine Axt, die Tatwaffe, vor Augen hält, zeigt er sich erschüttert, leugnet aber, die Axt zu kennen.
e.) Die Unterredung mit Simon: Am nächsten Sonntag will Friedrich beichten gehen. Im Halbdunkel begegnet er Simon, mit dem er eine Unterredung über die Beichte hat. Als Friedrich ihm plötzlich indirekt den Mord bestätigt, gibt er sich, ohne es zu merken fast ganz in Simons Hand. Er geht danach nicht weiter zum Beichten.
f.) Seine Charakterveränderung: Jetzt verändert sich Friedrich immer mehr. Man kann sagen, er prunkte, während seine Mutter darbte. Er versäumt kein festliches Ereignis und gilt zwar als ordentlich, nüchtern und treuherzig, ist aber auch listig, prahlerisch und oft roh, so daß seine Mutter keine Freude an ihm hatte. Bald erringt er sich durch seine Kühnheit und Tücke das Übergewicht in der Dorfjugend. Sein einziger Gegner ist der besseren Verhältnissen stammende Wilm Hülsmeyer."

Virdiana– Inhaltsbeschreibung des Films von Luis Bunuel

Der nächste Eintrag zur Judenbuche wird erst am 19.10.63 erfolgen. Im meinem kleinen grünen katholischen Taschenkalender stand am Montag, 7. Oktober, dem Tag der Allerseligsten Jungfrau vom Rosenkranz: „Nach der Schule Blue Jeans gesucht Kaufhof, Ruth und Mutter getroffen, mit denen gegessen, Hose gekauft 16 DM." Am Donnerstag 10. „Hausarbeiten und danach ins Kino. Film ‚Viridiana' grausig deprimiert. HP nach F." HP stand für Herrn Peterich und F für Frankfurt, weil dort die Buchmesse stattfand und er am Stand seines Verlages Autoren und Buchhändler und andere Verlagsmenschen traf. Ich weiß nicht, wer oder was mich dazu gebracht hat, einen spanisch-mexikanischen schwarz-weißen Film von Luis Bunuel von 1961 in einem Münchner Kino anzugucken. Das Kino Isabella Lichtspiele war nahe der Neureuther Straße zwischen Maxvorstadt und Schwabing. Beide Stadtteile waren für mich Neuland, aber ich habe hingefunden. 1963 war der Film deutsch synchronisiert und nun für alle ab 18 Jahre zugänglich. In Spanien war er verboten. Das Plakat sah aus wie ein Buntglasfenster. Es roch nach Weihrauch. Mit einer betenden Novizin vor fratzenhaften Männergesichtern und einer barbusigen Nackten, die mit langen Haaren und erhobenen Armen tanzt, lockte man weder Katholiken noch Massenpublikum ins Kino. Auf einem Handzettel, den Gegner verteilten, wurde dem Regisseur vorgeworfen Raub, Inzest, Nekrophilie, Sodomie darzustellen und Gotteslästerung zu begehen. Selbst den Film anzusehen war für Katholiken eine Sünde, die ich mir für die nächste Beichte merkte. Ich musste mich konzentrieren, um unauffällig ein Ticket für über 18-Jährige zu kaufen. Es war ein Donnerstag, das Oktoberfest war vorbei, das Kino hatte vielleicht zweihundert Plätze und kaum mehr als zwei Dutzend Menschen waren gekommen. Deshalb bekam ich ohne Zögern eine Kinokarte: Fünfte Reihe, Mitte, niemand vor mir, mit gutem Abstand zur Leinwand. Von dort aus sah ich den Film an, der mich „grausig deprimierte." Es lag nicht nur an der fehlenden Farbe, sondern vielleicht auch daran, dass



schwarz-weiß die einzigen Farben waren und von Anfang an wie eine dunkle Wolke über allen handelnden Personen und den Räumen und Orten des Geschehens hingen.
Viridiana, Novizin eines Frauenordens steht kurz vor ihrem Gelübde, als die Oberin des Ordens einen Brief von ihrem Onkel erhält, der an der Einsegnung seiner Nichte nicht teilnehmen kann oder will. Er lädt sie jedoch ein, ihn zu besuchen, bevor sich die Türen des Klosters nach dem Gelübde für immer hinter ihr schließen. Viridiana kennt den Onkel kaum und will eigentlich nicht in die Welt zurückkehren, aber die Oberin erinnert sie daran, dass ihr Onkel ihr Studium bezahlt habe und ihre Mitgift verwaltet. Sie schickt sie auf die Reise zu ihrem Onkel mit der Aufforderung: „Bemühe dich nett zu ihm zu sein!“ Am nächsten Tag brachte sie ein Bus zur nächsten Stadt und von dort mit der schwarzen Kutsche des Gutsbesitzers zum Gutshof ihres Onkels Don Jaime. Dort empfing sie die mittelalte Haushälterin Ramona und später ihr Onkel, der dreimal so alt war wie seine Nichte. Sie hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, aber jetzt wollte er das Versäumte nachholen und für immer für sie da sein. Sie enttäuschte seine Hoffnung und sagte ihm, dass sie nur für ein paar Tage gekommen sei, weil ihr die Oberin das befohlen hatte. Der Onkel ist erstaunt über ihre Figur. Sie gleicht der der ihrer verstorbenen Tante. Selbst Viridianas Stimme erinnerte ihn an die seiner toten Frau. Als sie sich abends ihr Schlafzeug vom Bett geholt und für das Nachtgebet auf dem Boden ausgelegt hatte, nahm sie noch ein Holzkreuz und eine Dornenkrone aus ihrem Koffer, legte es daneben und betete bevor sie das Licht löschte.
Am nächsten Morgen sah sie im Kuhstall dem Knecht beim Melken zu. Der fragt sie, ob sie das schon mal gemacht habe. Hatte sie nicht und nachdem sie einmal probiert hatte mit ihrer Hand einer Zitze Milch abzupressen, gab sie auf und zog ihre Hand zurück, als ihr Onkel vorbeikam. Sie versprach ihm einen Kuchen zu backen, der ihn erstaunen würde und fragte so nebenbei, warum ihr Onkel ihr verschwiegen hat, dass er einen Sohn hat. Der fragte zurück, woher sie das wisse. Sie antwortete, dass ihre Mutter das mal er-wähnt hatte. Ihr Onkel gestand ihr, dass das stimme und warb um ihr Verständnis. Die Mutter des Sohnes sei eine einfache Frau gewesen. Damals war er dabei zu heiraten, nämlich ihre Tante. Er wollte seine neue Ehe nicht durch ein uneheliches Kind belasten. Als Viridiana ihn fragte, was aus dem Kind geworden sei, antwortete er, dass gut vorgesorgt wurde. Dann wurde es Nacht. Ein Choral setzte ein. Man sah, wie der Onkel in seinem Zimmer den leeren Sarg seiner Frau öffnet, in dem er ihr Hochzeitskleid und andere Erinnerungen an sie aufbewahrte. In dem Moment öffnete sich die Tür und Viridiana erschien im Nachthemd mit blondem, unverhülltem Haar sowie einem Korb, in dem Strickzeug lag. Sie ging, wie in Trance, ohne die Anwesenheit ihres Onkels zu beachten, zum lodernden Feuer im Kamin, warf Wollknäuel und Strickzeug ins Feuer, bückte sich, füllte ein paar Hände voll mit Asche in den Korb, ging mit leeren Augen zum Bett des Onkels, leerte die Asche auf sein Bettzeug und verließ, schweigend wie sie gekommen war, lautlos den Raum. Ihr Onkel blieb erstaunt zurück und sah ihr nach, wie sie durch die Diele zu ihrem Zimmer ging und die Tür hinter sich verriegelte. Am nächsten Morgen erfuhr Don Jaime von der Haushälterin, dass Viridiana abreisen wolle. Er geriet in Panik: „Wenn sie heute abreist, werde ich sie nie wieder sehen.“ Er hatte einen Plan, um ihre Abreise zu verhindern und verwirklichte ihn nun mit Hilfe seiner Haushälterin Ramona. Beim Frühstück trifft er auf Viridiana. Sie hatte inzwischen erfahren, was sie als Schlafwandlerin angerichtet hatte und entschuldigte sich bei ihrem Onkel. Sie fragte ihn, warum er sie nicht



aufgeweckt hatte. Bisher hätte man sie einfach mit ein paar Ohrfeigen aufgeweckt. Der von ihr auf seinem Bett verstreuten Asche gab er keine Bedeutung, weil Schlafwandler nicht wissen, was sie tun. Sie sah ihn erstaunt an und sagte: „Aber Asche heißt Strafgericht und Tod.“ Seine Antwort: „Das Strafgericht dürfte für dich sein, weil du ja Nonne bist. Der Tod ist für mich, weil ich ja alt bin.“ „Wenn du willst, bringe ich dich morgen zum Bus. Zum Abschied habe ich eine Überraschung ausgedacht.“ Er wolle ihr etwas schenken, was sehr wertvoll für ihn war. Viridiana versprach es nicht zurückzuweisen und wenn er wünschte, dass sie sich freut, würde sie sich freuen. Abends half Ramona Viridiana, das Geschenk anzuziehen, denn es war ein Hochzeitkleid. Viridiana mochte solche Maskerade nicht, aber sie wollte dem Onkel die Laune nicht verderben. Das Kleid hatte ein Geheimnis, das Don Jaime ihr nun verriet: Ihre Tante starb in diesem Kleid in der Hochzeitsnacht an einem Herzinfarkt. Weil Viridiana ihrer Tante so ähnlichsähe, wollte er das Kleid ein letztes Mal an ihr sehen. Als er sie fragte, ob sie ihn für verrückt hält, antwortete sie, dass das nicht der Fall sei, denn nun wüsste sie, dass er gut sei. Er hielt das für übertrieben. Als er jung war, da hätte er noch Ideale gehabt. Er wollte etwas Großes schaffen, was seine Liebe zur Menschheit beweisen würde. Als er gerade damit angefangen hatte, machte ihr Tod alles nichtig. Als er weitermachen wollte, wie früher und merkte, dass er sich lächerlich machte, begann er sich zu verkriechen. Damit sollte es nun vorbei sein. Er bat sie, bei ihm zu bleiben, aber sie lehnte mit Bedauern ab. Schließlich machte er ihr, mit Hilfe von Ramona, einen Heiratsantrag: Sie möge ihn nie mehr verlassen. Ihre Antwort war knapp und ablehnend: „Zu was für Gedanken du fähig bist!“ Man sah ihr an, dass sie sich unwohl fühlte, als sie aufstand, um zu Bett zu gehen. Nun musste ihr Onkel seinen Plan umsetzen. Er entschuldigte sich bei ihr und bat sie zurück in den Salon, um etwas Musik zu hören und Kaffee zu trinken. Er gab



Ramona einen Wink woraufhin sie Betäubungsmittel in Viridianas Kaffeetasse träufelte. Er legte eine Platte mit einem wilden Choral auf. Nach wenigen Minuten wechselt er die Tonspur zu einem sanfteren Stück, ging zu Viridiana, stellte fest, dass sie in Ohnmacht gefallen war, hob sie hoch, trug sie auf seinen Armen in ihr Schlafzimmer, legte sie mit dem Rücken auf dem großen Bett ab und schloss die Tür zum Salon. Er legte die Falten ihres Rockes gerade, saß kurz auf der Bettkante mit einem langen Blick auf sie und wendete sich zum Gehen. Aber plötzlich ging er nochmal zurück an ihr Bett, setzte sich neben sie, öffnete ihre Bluse und drückte sein Gesicht in ihren nackten Busen, um sie dann zu küssen und jäh von ihr abzulassen. Er rückte das Kleid der Ohnmächtigen wieder zurecht und eilte aus dem Raum.

Der wilde Kirchenchor, der den Besuch bei seiner Nichte begleitete, verstummte, nachdem die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte. Als Viridiana am nächsten Tag aufwachte, sah sie Ramona am Fenster ihres Schlafzimmers stehen. Sie blickte mit dem Rücken zur ihr in den Park. Viridiana war durstig und bat Ramona um Wasser. Die brachte ihr ein Glas. Viridiana konnte sich nicht an den vergangenen Abend erinnern und erfuhr von Ramona, dass sie gestern Abend in Ohnmacht gefallen war. Sie und ihr Onkel hätten sie zu Bett gebracht. In diesem Moment klopfte es, die Tür ging auf und ihr Onkel trat ein. Viridiana erschrak und bat Ramona zu bleiben, aber ihr Onkel scheuchte Ramona raus, setzte sich auf die Bettkante zu Viridiana und erzählte ihr, dass er sie gestern in ihrer Ohnmacht in die Arme nehmen musste und sie ganz ihm gehört habe. „Jetzt kannst du nicht mehr zurück ins Kloster, denn du bist nicht mehr dieselbe. Du musst jetzt für immer mit mir leben, auch wenn du mich nicht heiraten willst. Du kannst weiter leben wie bisher, auch damit bin ich einverstanden, nur bleib bei mir. Überleg es dir, ich gebe dir Zeit.“ Sie starrte ihn an und schrie „Rühr mich nicht an!“ Sie begann zu schluchzen, aber nachdem Don Jaime das Zimmer verlassen hatte, verließ sie geschwind ihr Bett, holte ihren Koffer und bereitete ihre Abreise vor. Ihr Onkel wandte sich währenddessen ratsuchend an Ramona. Er hätte einen Fehler gemacht, als er behauptete, sie hätte ihm ganz gehört. Das war eine Notlüge, um sie von einer Rückkehr ins Kloster abzuhalten. Nun sollte Ramona Viridiana vom Gegenteil überzeugen. Aber sie kam zu spät und als Don Jaime nun selbst zu seiner Nichte geht, um seine Lüge zu widerrufen, ist sie bereits mit ihrem Koffer dabei, das Haus zu verlassen. Er erklärt ihr, dass in der Nacht überhaupt nichts geschehen sei und dass er nicht wolle, dass sie mit einem Hass gegen ihn das Haus verlässt. „Auch wenn du die Wahrheit sagst, du bist mir zuwider“ war Viridianas Antwort. „Du hast nichts verstanden, du hast es nicht mal versucht“ rief ihr Onkel ihr hinterher. Dann fragte er Ramona, ob sie ihm glaube, dass er gelogen habe. Sie antwortete, dass sie es täte, aber als er nachfragte, „Lüg mich nicht an, du glaubst es auch nicht?“, sagte sie: „Es ist alles so sonderbar, Senor.“ Er nahm es wie eine Bestätigung, „Also du auch nicht“, sagte er, als er ging und sie allein in Viridianas Zimmer zurückließ.



Als er weg war, drehte Ramona sich um, ging zum Bett, schlug die Bettdecke zurück und inspizierte das Bettlaken wie ehedem Pater Wolfram meines im Schlafsaal des Missionsseminars von St. Ottilien. Don Jaime ging in sein Arbeitszimmer. Er schien amüsiert oder auch inspiriert, als er sich an den Schreibtisch setzte, Papier und seinen Füllfederschreiber bereitlegte. Währenddessen wartete Viridiana an der Bushaltestelle auf den Bus, der alsbald einfuhr, aber ohne sie weiterfahren musste, weil Polizisten eingetroffen waren und Viridiana baten, wegen eines Unfalls zum Haus des Onkels

zurückzukehren. Als sie dort mit dem Wagen der Polizei ankam, sah sie ihren Onkel an dem zur Schlinge geknüpften Springseil der Tochter von Ramona um den Hals, leblos vom Ast eines Baumes hängen. Sie konnte ihren Onkel identifizierten. Damit endete nach etwa 32 Minuten, 24 Bildern pro Sekunde und somit 24.480 Einzelbildern die erste Hälfte des Filmes oder der erste Akt des Dramas. Sie öffneten neue Spielräume für einen zweiten Akt, in dem Viridiana vom Onkel befreit, zu seinem Erben wird und sich gegenüber der Schwester Oberin entscheidet, dem Orden nicht als Nonne beizutreten, sondern ihre Nächstenhilfe künftig allein und selbständig mit ihrem Erbe zu betreiben. Als erstes suchte sie im Dorf nach hilfsbedürftigen Menschen. Sie bot ihnen Verpflegung und Unterkunft in leerstehenden Räumen des Wirtschaftsgebäudes und von Gesindestuben des Gutshofes gegen Arbeit in Haus, Hof und Stall oder auf den Feldern. Zugleich erschien auch der verstoßene uneheliche Sohn von Don Jaimes, Jorge mit seiner Gefährtin Lucia auf dem Gutshof. Er bezog mit ihr die Räume in der Belle Etage des Herren-hauses. Erbe und Erbin waren entschlossen, den Betrieb des Gutes aufrecht zu halten. Er übernahm die Landwirtschaft, sie kümmerte sich um Haus und Gesinde. Lucia hatte bald keine Lust mehr am langweiligen Landleben und verließ Jorge. Nach ihrer Abfahrt bot er Viridiana an, in das Herrenhaus umzuziehen. Leben und Arbeit auf dem Hof verliefen geregelt bis zu dem Tag als Jorge und Viridiana mit Ramona und deren Tochter, die zum Zahnarzt musste, mit einem Auto in die ferne Stadt fuhren, um dort um vier Uhr einen Notar aufzusuchen. Sie planten dort zu übernachten und am Tag darauf zurückzukommen. Als ihr Wagen außer Sicht und niemand mehr im Herrenhaus war, hatten einige der Bettlerinnen die Idee, die Wohnräume ihrer Herrschaft zu besichtigen. Ohne jede böse Absicht, nur aus Neugierde. Dabei blieb es aber nicht, sondern andere, auch Männer kamen dazu. Alsbald kam es zu Grenzübertretungen, Flaschen wurden geöffnet, schönes Besteck, Gläser und Geschirr herbeigeholt und der große Esstisch gedeckt. Eine begabte Köchin bereitete ein Mahl in der Küche und es begann etwas, was die Römer Bacchanalien nannten, weil der für Wein zuständige Gott Bacchus hieß, in Griechisch Dionysus. Die Römer veranstalteten ihre Orgien jedoch in bequemer Lage auf Polstern und Kissen und nicht wie auf Da Vinci's Bild zusammengedrängt auf einer Seite des Tisches.



Die Benutzung seines Gemäldes vom letzten Abendmahl als Vorbild einer Orgie von Bettlern, Strolchen und Gesindel aller Art wurde dem Regisseur als Blasphemie angekreidet. Es sei die Beleidigung einer Ikone, wie die griechisch-/russisch orthodoxen Christen ihre Heiligenbilder bezeichneten. Zu dem Abendmahl von fünf Bettlerinnen, sieben Bettlern und einem Blinden in der Mitte, erschallte Händels Choral ‚Halleluja', während das Gesindel feinen Lammbraten und edle Getränke zu sich nahm. Sie konnten sogar ein Foto von ihrem Gelage machen, weil einer vor ihnen eine Fotokamera gefunden hatte und wusste, wie man sie bediente. Doch dann entgleiste das Gelage, ein Mann zog das Brautkleid der toten Tante an, es wurde getanzt, Musik spielte, ein Baby schrie, Frauen prügelten sich, hinter einem Sofa nutzte ein vom Alkohol angeregter Schuft seine Chance bei einer der Frauen, dabei wurde er erwischt und verprügelt. Der Blinde schlug mit seinem

Stock wild um sich, traf Geschirr und Gläser. Der Rotwein versaute die feine Tischdecke und die ungebetenen Gäste begannen nach und nach das Haus mit Händen voller Beute zu verlassen. Wenig später kamen Jorge, Viridiana und Ramona mit deren Tochter nachts überraschend zurück und gingen in das Herrenhaus. Zwei der Landstreicher, die noch in der Belle Etage waren, überfielen Jorge, schlugen ihn nieder und fesselten ihn. Der eine machte sich über Viridiana her und versuchte sie zu vergewaltigen, der andere bewachte Jorge. Als der zu sich gekommen war, bot er seinem Bewacher Bargeld an, wenn er seine Fesseln löste. Später konnte er ihn auch noch überreden, seinen Kumpel, der versuchte die inzwischen ohnmächtige Viridiana zu vergewaltigen, mit einer Schaufel zu erschlagen. Als die von Ramona gerufene Polizei endlich eintraf, war Jorge noch immer gefesselt und Viridiana lag wie erstarrt unter dem erschlagenen Bettler auf dem Bett. In der Schlussszene war Viridiana zum letzten Mal zu sehen: Sie betrachtete sich mit geöffneten langen Haaren in einem Taschenspiegel, entdeckte eine Träne, wischte sie weg, legte den Spiegel beiseite, ging zur Tür von Jorges Zimmer, klopfte und trat ein als der gerade Ramona küsste und überrascht war. Ramona wollte gehen, aber er bat sie zu bleiben. Er erklärte Viridiana, sie hätten nur Karten gespielt und fragte sie, ob sie wüsste, wie man Karten spielt. Als sie ihren Kopf schüttelte, bot er an, es ihr beizubringen und lud sie zu einer Partie zu Dritt ein. Die letzte Einstellung des Films zeigte sie beim gemeinsamen Kartenspiel am Tisch. Dann sagte Jorge „bei Nacht sind alle Katzen grau" nahm Viridianas Hand, legte sie auf den Kartenstoß und zeigte ihr wie man abhebt. ENDE, Licht an, Ton aus.



Es war stockdunkel, als ich das Kino verlassen hatte und unter noch dicht belaubten Bäumen nach Orientierung suchte. Es hatte etwas geregnet und es tropfte aus den nassen Ästen über dem Gehweg entlang einer Friedhofs-mauer zur Tengstraße. Es war gruftig und düster. Am Josephsplatz stand ich vor einer Kirche, fand dort schließlich die Trambahnhaltestelle und wenig später einen Platz auf einer harten Bank in einem Waggon an einem von Dampf beschlagenem Fenster ohne Aussicht. Am Hauptbahnhof musste ich lange warten bis eine Tram kam, um die letzten Fahrgäste stadtauswärts zu bedienen. Es war fast Mitternacht, als ich es zurück nach Ramersdorf in den ersten Stock des schlafenden Reihenhaushauses in der Klagenfurter Straße geschafft hatte. Ich schlich ins Bad, machte mich bettfertig, ging lautlos in mein Zimmer, schaltete die Nachttischlampe ein, setzte mich auf den Schreibtischstuhl und sah in den dunklen Garten. Ich hatte nun drei Filme mit drei jungen Frauen um die dreißig Jahre im Mittelpunkt einer Liebesgeschichte an drei verschiedenen Orten gesehen: Paris, New York und einem Gutshof in Spanien. Zwei endeten glücklich, die dritte endete merkwürdig offen, vor allem mit „grauen Katzen bei Nacht“. Was heißt das? Unwissen ist kein Grund deprimiert zu sein und auch nicht grausig. Das Leben geht weiter, der Onkel ist tot, das Erbe in guten Händen, aber Viridiana sah verloren aus. Sie wurde entehrt und sie fühlte sich mitschuldig am Selbstmord ihres Onkels. Das war grausig und deprimierend.

Als ich am Freitag von der Schule nach Hause kam, wartete Post auf mich aus England von Shelagh. Gabi übergab mir das Kuvert mit einer Briefmarke mit dem himmelblauen Portrait der Königin. Sie trug den Stempel London 30.9.63. Auf dem Kuvert waren Nachsendungen verzeichnet: Am 7.10 von Hohenpeißenberg nach Ebenhausen, von dort am 9.10 nach München Ramersdorf. Im Inneren befand sich eine beidseitig mit blauer Tinte beschriebene Briefkarte aus Chalfont St.Peter London 29-9-63. „Mein lieber Puzzy! Vielen Dank für den Brief und Dein Bild, die mir viel geholfen haben. Es tut mir leid, daß Du keine Antwort früher bekommen hast und daß ich so schnell jetzt schreiben muß. Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich meinen Führerschein gemacht habe und es bekommen habe. Ich habe alles falsch gemacht, aber jetzt darf ich führen, obgleich ich nicht führen kann. Verstehst Du? Jetzt bin ich mit meinen Eltern in London in der Wohnung meiner Tante, aber morgen muß ich mit

meinem Studium wieder anfangen. Ich bin froh, daß Du mit so netten Leuten bist, aber ich kann Deine Adresse nicht lesen. Wenn Du etwas Besonderes schreiben willst mußt Du deutlich schreiben. Diese Karte muß ich nach Hohenpeissenberg schicken.“ Dann fand sie noch viele liebe Worte von ihrer Sehnsucht, dass wir uns wiedersehen, bis ihr Füller auch die rechte untere Ecke der Rückseite erreicht hatte und kein Platz mehr war. Das Gefühl nicht allein zu sein, sondern geliebt zu werden tat mir gut. Die Depression von gestern verflüchtigte sich, die Sonne schien und ich schrieb Shelagh mit Tinte einen ebenso liebevollen Antwortbrief, hab später gelesen, gelernt und die Welt war „schön“. Der Samstag war „sehr schön, Griechischschulaufgabe SCHEIßE. Nachmittags Giesinger Stadion 1860 München: 1.FC Nürnberg 5:0 toll, dann durch die Stadt, gebadet “ Darunter stand der Spruch der 41. Woche: „Es gibt für einen Christen nichts Schöneres und Beglückenderes als einander Licht zu sein in der Finsternis und Kälte, die uns umgibt.“ Der Autor, Reinhold Schneider, war ein Schriftsteller, der zum christlich-konservativen Widerstand gegen den Nationalsozialismus beitrug und den Onkel Kreppel schätzte. Er hatte ein Buch von ihm „Las Casas vor Karl V.“ Laut Klappentext werden darin Unterdrückung, Rassenwahn und falsch verstandene Religiosität angeprangert. Ich hatte es aber bisher nicht gelesen. Statt in eine Kirche zu gehen, ging ich ins Kino und sah kirchenfeindliche Filme. Ich lebte seit Monaten ohne Beichte oder Kommunion und versuchte nach meinem Gewissen zu leben, ohne von ihm gebissen zu werden und zurück in die Arme der Kirche und ihrer Sakramente zu flüchten. Am Sonntag weckte mich die Glocke der Ramersdorfer Kirche um 7 Uhr morgens. Es war ein weiterer goldener Herbsttag und ich machte mich um acht Uhr auf, um mit der Trambahn zum Waldfriedhof zu fahren und von dort zur Olympiastraße, wo ich mich um ½10 an die Zufahrt stellte, und meinen Daumen raushielt, in der Hoffnung, dass eines der Autos, die in Richtung Berge fuhren, anhielt und mich wenigstens bis Weilheim mitnahm. Es war ein guter Tag, weil es nicht regnete und



die Leute in Wochenendlaune waren. Um ½12 stand ich auf dem Hohenpeißenberg. Die Parkplätze waren ebenso dicht belegt wie die Tische auf der Sommerterrasse. Ein Gefühl der Fremdheit und des Verlusts überkam mich wie auf einem Friedhof. Ich war zu einer Beerdigung gekommen. Im Kalender steht „Lenzenbauer desinteressiert“. Ich war für sie gestorben. Wir lebten in verschiedenen Welten und das sollte später auch so bleiben. An diesem Wochenende wusste ich: Es gab kein Zurück zum Berg und den Traumbildern, die in mir lebten. Ich wurde traurig oder melancholisch, wie Mutti es nannte, wenn sie etwas Verlorenem mit Wehmut nachtrauerte. Die Zukunft war ungewiss. Das Haus in Ebenhausen wurde nicht fertig und wenn, dann würde es Anfang Dezember. Im Winter eingesperrt in einer Baustelle an der Zellerstraße 44. Ringsum Matsch und Dreck. Das war keine Straße, das war ein Feldweg, der an mehreren Abschnitten bis zum Haus von Ungern-Sternberg eher ein Kartoffelacker mit Pfützen war. Aber auch die Alpenblickstraße vom Schwesternheim bergab über die Eisenbahnbrücke war noch nicht geteert. Sie war aus Schotter und kleingeschliffenen Kieseln von der Isar. Die B11 war geteert, aber der Fußweg zum Bahnhof war meist aus Kies mit vielen Pfützen. Am Hohenpeißenberg waren inzwischen alle Straßen geteert. Im Dorf wurden eine neue Schule und eine moderne Kirche mit Pfarrhaus gebaut. Das Gymnasium in Weilheim hatte Neubauten und selbst

der Weilheimer Bahnhof wurde ausgebaut. Es rumorte in mir. Nur weil Onkel Kreppel eine Anstellung bei einem Forschungsinstitut gefunden hat, das in einem früheren Erholungsheim für Kinder, nur zwei Grundstücke von der Zellerstraße 44 entfernt, im Sommer 1963 seine Arbeit aufgenommen hatte, musste ich doch nicht dort leben.

Am nächsten Tag meldete sich der Herbst, in meinem Kalender begann eine Woche mit wenig Sonne und dämmrigen Licht. Am Dienstag war ich beim „Friseur, ging schnell". Haareschneiden ging auch ohne Onkel Kreppel. Am Mittwoch war „Wandertag nach Schloss Nymphenburg", den ich „ganz nett fand. ½12 nach Weilheim per Anhalter ging schnell, mit Huber Weizen im Pfaffenwinkel, auch Rückfahrt ging sehr schnell." Die folgenden Tage wurde „gelernt, gelesen, früh ins Bett, früh gelernt, viel geschlafen, Mathe Schulaufgabe, Scheiße! Verflucht!"

Am Samstag, den 19. Oktober habe ich nach der Schule endlich in meinem Deutschheft das letzte Kapitel der literarischen Facharbeit „Die Judenbuche" eintragen.

„5. Der Mord am Juden Aaron:

a.) In den reichen Herbst fiel eine Hochzeit, zu der das ganze Dorf und viele Auswärtige erschienen und auf der es hoch herging. Friedrich stellte sich als Dorfelegant, bis er durch einen dummen Zwischenfall, den Johannes verursachte, lächerlich gemachte wurde.

b.) Gerade da erscheint der Jude Aaron, der vor allen Leuten von Friedrich die Bezahlung von 10 Talern für eine goldene Taschenuhr, die dieser längst benützt, fordert. Darauf verschwindet Friedrich und der Jude folgt ihn lautstark sein Geld fordernd, was zum allgemeinen Gelächter beiträgt.

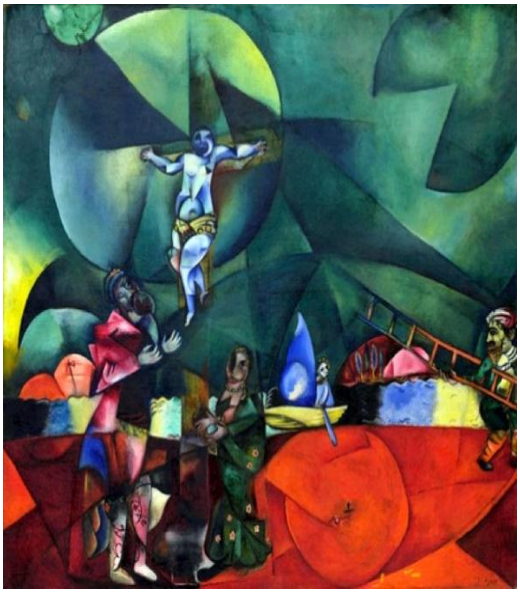
c.) Die Kunde vom Mord: Der Gutsherr, der auch am Fest teilgenommen hatte, sitzt am nächsten Abend bei einem schweren Gewitter im Kreise der Angestellten und betet, als plötzlich Frau Aaron die Kunde von der Ermordung ihres Mannes bringt, der durch einen einzigen Schlag mit einem stumpfen Instrument auf seine Schläfe ermordet unter einer weit ausladenden Buche gefunden wurde.

d.) Die Flucht Friedrichs: Der Verdacht fällt natürlich sofort auf Friedrich. Als man ihn in seinem Hofe sucht, findet man seine wie versteinert dasitzende Mutter, die keine Auskunft gibt. Friedrich bleibt verschwunden. e.) Die Entstehung der Judenbuche: Nach der Beendigung der Gerichtsverhandlung treffen am nächsten Morgen Juden ein, die nach einigem Handeln dem Gutsherrn die Buche abkaufen, unter der Aaron tot gefunden wurde. Eines Abends ziehen etwa 60 Juden und ein Rabbiner zur Buche und am nächsten Morgen findet man eine Inschrift in jüdischen Buchstaben eingeschnitzt in die Rinde. f.) Zweifel an der Schuld Friedrichs: Allmählich tauchen Zweifel an der Schuld Friedrichs auf, weil ein Mitglied einer Bande vor seinem Tode eine zweifelhafte Angabe über den Mord an einem Juden Aaron machte. Man schiebt jetzt seine Flucht auf die Schuld am Holzfrevel. Mit Friedrich war auch Johannes verschwunden." Dr. Heinz bestätigte seine Kenntnisnahme mit einem fetten V.

Danach bin ich per Anhalter nach Murnau gefahren, habe Fritzi getroffen. Wir waren im Kino: „40 Millionen suchen einen Mann." Der Cinemascope Farbfilm war eine amerikanische Komödie von 1962. Er spielte im Fürstentum Monaco, dem Spielcasino Monte Carlo und einem Yachthafen für die Superreichen an der französischen Riviera. Ich kann mich kaum an mehr erinnern, aber daran worüber ich nach der Schmonzette mit Fritzi beim Bier im Griesbräu in der Marktstraße geredet hatte, habe ich sehr präzise Erinnerungen. Wir hatten uns, seit wir am 11. September zu unseren Gastfamilien gezogen waren, nicht mehr getroffen. Seine neue Schule hatte ich nie gesehen. Die Klenze Oberrealschule lag an der Wackersberger Straße in Sendling, unweit des Schlachthofviertels. Ein junger Architekt aus München hatte den Neubau realisiert. Sein Gebäude fand große Aufmerksamkeit. Aber auch Fritzi musste jeden Morgen erst



zum Bahnhof, um von dort etwa neun Kilometer zum Harras zu fahren. Er kannte Herrn Schroeter aus Gräfelfing ebenso wenig wie ich. Er war etwa fünfzig Jahre alt, trug Anzug und war selten in Hohenpeißenberg zu sehen. Er war ein guter Bekannter von Onkel Kreppel, mehr war nicht bekannt. Fritzi war jedenfalls mit seiner Situation in Gräfelfing unzufrieden. Als wir zu Tante Mannas Geburtstag im Juli in Berlin waren, hatte er gehört, dass es in West-Berlin keine Wehrpflicht gibt. Er war letztes Jahr gemustert und als voll diensttauglich eingestuft worden. In zwei Jahren nach dem Abitur wartete auf ihn die Einziehung zum Dienst in der Bundeswehr. Er meinte, er hätte seine Jahre in einer geschlossenen Anstalt bereits im Internat in Moers abgegolten. Vor kurzem habe er Tante Manna angeschrieben, ob er die zwei Jahre bis zum Abitur an einer Oberschule in der Nähe ihres Hauses in Nikolassee verbringen könnte. Inzwischen hatte Tante Manna ein Gymnasium in der Nähe des Wannsees gefunden. Das Ganze war eine geheime Aktion, denn Onkel Kreppel sollte vorerst nichts davon erfahren. Ich musste ihm schwören nichts von seinen Plänen zu verraten und ich hielt mich daran, weil Fritzis Plan kühn war. Er war bisher nur einmal in Berlin, nämlich im Juli mit Familie und mir zu Tante Mannas Geburtstag. Bereits während der Bauarbeiten im August danach begann er darüber nachzudenken, ob es nicht besser wäre, gar nicht erst in der Zellerstraße einzuziehen. Wegen unterschiedlicher Schuljahrbeginne in Bayern und Berlin ging das nicht so schnell, aber bald sollte es so weit sein und mein nächstälterer Bruder würde nach West-Berlin verduften. Winke, winke. Freie Unterkunft mit Verpflegung, aber noch fehlte der „finanzielle Feinschliff“ wie Fritzi die monatliche Überweisung unseres Vaters aus Opladen nannte. Nach dem Scheidungsurteil war Papu als sein Erziehungsberechtigter für ihn zuständig und somit Fritzis Joker gegen Mutti und Onkel Kreppel. Er war einfach gewandter als ich und wesentlich risikobereiter. Wenn er eine Chance sah, eine Idee, wie verrückt





auch immer, durchzusetzen, versuchte er es wie beim Schafkopfspielen. Er bluffte nicht, er wartete auf die göttliche Eingebung und entdeckte oft im freien Fall eine Lösung, die wir alle übersehen hatten. Inzwischen war er rhetorisch so geschult, dass er im letzten Sommer am Hohen-peißenberg mit Onkel Kreppel Gespräche über Kunst führen konnte. Der Maler, um den es ging hieß Marc Chagall, ein moderner Phantast, ein Expressionist mit eigener, bunter Bildersprache und Kompositionen wie aus Träumen, für die die Gesetze der Physik nicht gelten. Solche Sätze sagte er,

während wir eine Auswahl seiner Postkarten mit Gemälden Chagalls ansehen konnten und er die Bilder kommentierte. Er übte sich in einem Vortrag und wir waren sein Publikum. Fritzi war heimtückisch und hatte Hintergedanken, von denen er selbst manchmal noch nicht wusste. Schon das erste Bild war alles andere als harmlos. Fritzi fand es merkwürdig, dass ein osteuropäischer Jude aus dem Ghetto eine christliche Kreuzigung in einer Malrichtung darstellte, die man damals um 1912 Kubismus nannte. Mir war das alles zu viel. Ich hatte von Kunst wenig Ahnung, aber sah, dass die anderen Bilder von einer Energie erfüllt waren, die nach Fritzi den Expressionismus ausmachten. „Je heftiger der Ausdruck, desto stärker die Aussage oder die Kunst heiligt die Mittel." Später hat er mir die Karten geschenkt. Sie hatten für ihn keine Bedeutung mehr.
Ich ließ die beiden Intellektuellen allein. Ich hatte gehört, dass ein hoher Intelligenzquotient jemanden befähigen kann, aber dass das nicht zwangsläufig zu einem Intellektuellen führt. So wie in der Kirche, in der sich viele, die sich berufen fühlten, nicht auserwählt wurden, aber trotzdem ihren Dienst im Namen Gottes ausübten wie Pfarrer Dinnebier am Theresien-Gymnasium. Er war ein schmatzender Holzwurm im ewigen Gebälk der katholischen Kirche wie die Altphilologen in den humanistischen Gymnasien. Ich mochte Chagalls Fratzen. Fritzi berichtete, dass diese zum Teil großformatigen und vor Farbe überquellenden Ölbilder um 1912 in Paris von einem polnischen Juden gemalt wurden. Sie brachten ihm Erfolg in Europa und wurden zur Grundlage eines großen Künstlerlebens. Er lebte in Frankreich, aber die Nazis betrachteten seine Kunst als entartet und beschlagnahmten in Deutschland 59 seiner Gemälde für eine Ausstellung ‚entarteter' Kunst in München. Am 23. Juni 1941, einen Tag nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion verließ Chagall mit seiner Frau in letzter Minute Frankreich und wanderte aus nach New York. Fritzi wollte von Onkel Kreppel wissen, was an den Bildern entartet war. Der selbst war 1937 gerade 11 Jahre alt, als die Bilder nach der Ausstellung in München, als entartet eingestuften Künstler aus deutschen Museen verschwanden. Es dauerte Jahrzehnte, bis Bilder von Chagall wieder in Museen Westdeutschlands ausgestellt werden konnten. In seiner Zeit am Internat der Reichsschule in Feldafing am Starnberger See orientierte sich die arische Kunst am klassischen Heroismus des römischen Imperialismus und dem germanischen Blut und Boden Kult eines Volkes, das seinem Führer folgte. Damit war er groß geworden, bis das großdeutsche Reich im Frühling 1945 kapitulieren musste. Da kehrte er mit den Überlebenden seiner Kompanie aus dem Krieg zurück und stand mit 18 Jahren vor den Trümmern Nürnbergs. Damit begann seine persönliche Wandlung von Saulus zu Paulus. Seitdem hatte sich viel verändert und 1959 fand die erste Ausstellung mit Bildern Chagalls in München statt. Onkel Kreppel hatte sie besucht und konnte Fritzi mit den passenden Schlagwörtern versorgen, die der für seinen Aufsatz brauchte und deshalb fleißig, wie ein Profi mitnotierte. Er war mir damals ohnehin mit klugen Wörtern weit voraus und wusste bereits Opportunisten, Realisten, Idealisten, Sozialisten und Linksintellektuelle zu unterscheiden. Er selbst hielt sich für einen optimistischen Pragmatiker, guten Schwimmer und konnte sich vorstellen Journalist z werden. Das mochte Onkel Kreppel und sah ihn in neuem Licht. Er hatte in Weilheim zudem einen Klassenkameraden, mit dem er sich öfter traf. Er hieß Peter Dudzig und war Sohn eines Gastwirts in Utting am Ammersee, der im Jahresbericht des ORG Weilheim mit einem Kreuzzeichen als verstorben vermerkt war. Die beiden gingen nicht nur im Ammersee schwimmen, sondern schrieben auch Artikel für die Schülerzeitung der ORG „Das Fragezeichen." Das Heft Nr. 7, das im November 1962 erschienen war, enthielt auf den Seiten 34-35 einen Beitrag mit dem Titel: „1, 2, 3 RAN…Tanzkurs."
„Wieder mal unterrichtet die Tanzschule Valenci mit Herrn Ingo Breme als Tanzlehrer dreißig Mädchen der 6. und ebenso viele Jungen der 7. Klasse in den Anfängen des Tanzes. Ja, Du liest richtig geneigter Leser, das Verhältnis ist ausgeglichen, d.h. 1:1. Allsamstäglich rücken nun die Tanzlustigen wieder in der Pausenhalle an, klopfen noch schnell Flusen vom Anzug bzw. Rock und hören staunend den Ausführungen des Tanzlehrers zu. Sie erfahren da zum Beispiel, daß man die Beine nicht nur zum Laufen, Fußballspielen und Trittverteilen verwenden kann, sondern auf für allerlei seltsame Figuren, die nach dem Rhythmus der Musik gemacht werden. Doch bevor der erste Nahkampf beginnt, muss man ja noch wissen, wie man sich zu benehmen hat. Es heißt dann nicht mehr: ‚Komm Biene, legen wir mal 'ne kesse Sohle hin', sondern: ‚Fräulein darf ich bitten?' Weiterhin ist es unschicklich, sich während des Tanzes die im Rutschen befindliche Hose hochzuziehen, mit einem Taschentuch die

Schuhe abzuputzen oder sich mit der Hand den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Es folgten zwei schwarz-weiß-Fotos. Eines der Fräulein in Sonntagkleidung, die darauf warten angesprochen zu werden und eines mit einem tanzenden Paar in Nahaufnahme von Rautgunde Würdig, die ältere der beiden Würdig-Schwestern Gudrun und Waltraute, die in meiner Klasse waren. Darunter ging es weiter: Jetzt erst heißt es: ‚Meine Herren, bitte auffordern!' Doch halt, nicht so stürmisch! Eine formvollendete Verbeugung von Seiten des Herren, darauf als Antwort ein freundliches Lächeln der Eroberten. Natürlich peinlich für die Damen, wenn sie sich statt dem Mann ihrer Träume dem Mann ihrer Alpträume gegenübersehen. Doch sie müssen lächeln, immer lächeln. Bei der nun folgenden Promenade müssen sie nicht lächeln, aber sie tun es seltsamerweise trotzdem. Der Grund ist wohl in den Verlegenheitsgesprächen der Herren zu finden. Ich hörte z.B. wie ein Herr seiner Holden immer wieder die Geschichte vom Mann mit den sieben Söhnen erzählte, während ein anderer unbedingt das Rezept für eine Rhabarbersuppe wissen wollte. Hat man sich nun durch diese amüsante Lockerung der Gliedmaße in tänzerische Hochform gebracht, stellte man sich in Tanzstellung auf, das heißt der Herr nimmt seine Auserwählte in die Arme und wartet auf Musik. Allerdings ist es nicht der Sinn der Sache, daß er sie vor dem Start halb erdrückt. Die ersten Takte sind auch nicht das Zeichen zum energischen Losstampfen, sondern man hat mit einer Dame sanft, wenn möglich im Rhythmus der Musik über das Parkett zu gleiten. Doch nun zum schlichten Teil des Tanzkurses. Da sind beispielsweise die Stöckelschuhe der Damen erwähnenswert. Als Parkettpflüger und Wunderwaffe sind sie ein beliebtes Objekt schmerzlicher Betrachtung, denn schon mancher Tänzer ist mitdiesen hochhakigen Dingern in mehr oder weniger schmerzhaften Konflikt geraten. Doch auch die Schuhe, die die Mode den Herren vorschreibt, haben bei einigen Damen auf Grund ihrer überdimensionalen Länge eine bleibende Erinnerung hinterlassen. Hat man nun um 16 Uhr recht und schlecht seine drei Stunden ‚geschwoft', begeben sich die ganz Unentwegten traditionsgemäß zu, ‚bei Max'. Hier wird dann nach der Musik aus dem Schnulzenkasten (sprich: Musikbox) getwisted, ‚gecharlestont' und ‚gewalzert' (mehr gewalzt als Walzer getanzt), daß es eine Wonne ist. Auf dem Nachhauseweg jammern die Herren und Damen Anfänger dann ausgiebig über Plattfüße, Hühneraugen etc. Aber ob das infolge des Schwergewichts der Partnerschaft, unbedingt eine Bilanz der Tanzstunde war, mag dahingestellt bleiben." –F.H.-

Seine Beschreibung einer Tanzstunde war merkwürdig. Aber da ich seinen Hang zur Übertreibung bis zum Superlativ kannte, war ich nicht erstaunt, dass er die Aufforderung zum Tanz als Versuch einer Eroberung einordnete, bei dem man keine Anfängerfehler machen sollte. Aber das schien ihn wenig zu scheren. Fritzi hatte erfolgreich einen Artikel in der Schülerzeitung mit Schreibmaschine und Fotos geschrieben, veröffentlicht und sich als Autor hinter den zwei Anfangsbuchstaben seines Namens versteckt, statt ein Pseudonym zu verwenden. Seinen nicht mit Maschine geschriebenen Schul-aufsatz über Chagall konnte ich nie lesen. Das einzige Exemplar verschwand nach Abgabe und Benotung im Schularchiv und wurde mit sehr gut benotet, was Fritzi angemessen fand. In seinem Zwischenzeugnis stand auch nie eine Warnung vor dem Nichterreichen der Ver-setzung in die nächsthöhere Klasse. Er war kein Primus, sondern bewegte sich als Praktiker zwischen Mittelfeld und den oberen Rängen. Seit unserem Gespräch im Griesbräu war klar, dass er mich in Ebenhausen allein lassen würde und wir wieder getrennt wären, wie in den fünf Jahren, als er im Rheinland bei unserem Vater lebte. Als wir in Murnau am nächsten Tag vom Morgenspaziergang mit Sybille, Renate und den Hunden im Murnauer Moos zurückgekehrt waren und am Frühstückstisch mit Onkel Hayo und Traudi saßen, brachte Fritzi das Gespräch auf Berlin und Tante Manna. Unser meist ost-friesisch schweigsamer Onkel wurde auf einmal gesprächig.



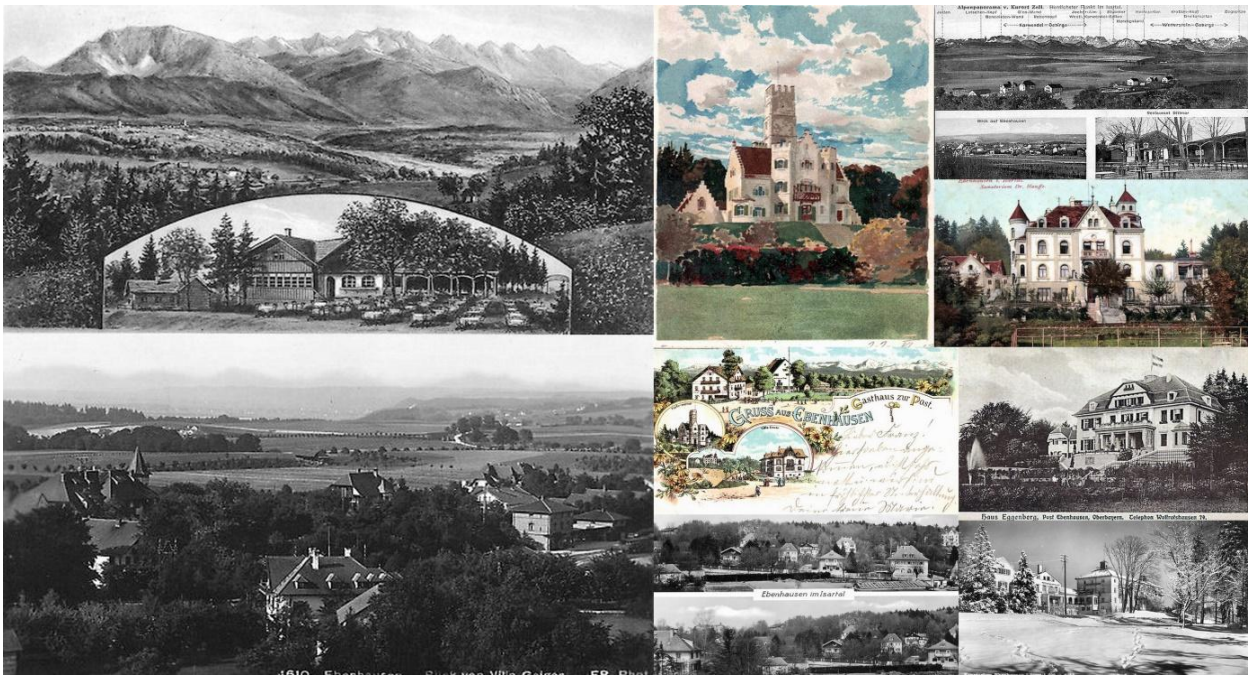
Er hatte von 1930 bis 1934 das Reform-Gymnasium in Luckenwalde südlich von Berlin besucht, wo sein Vater damals als Kreisarzt wirkte, aber die Stelle und die dazugehörige Wohnung im Sommer 1934 verlor, weil er sich weigerte, der R Reichsärztekammer beizutreten. Jedenfalls wechselte Onkel Hayo 1934 die Schule und besuchte das Reformgymnasium mit Oberrealschule in Berlin-Zehlendorf. Dort hat er auch 1936 sein Abitur bestanden. Warum sollte also Fritzi nicht bei unserer Großtante Manna in Berlin wohnen und dasselbe machen, wenn sie und unser Vater damit einverstanden waren? Am 24. August 1940 fand in ihrem Haus die Hochzeitsfeier ihrer Nichte Almuth Wychgram mit Friedrich-Wilhelm Huck statt. Aus Polen und Frankreich zurückgekehrt, wird er, nach der Heirat, mit seiner Frau Almuth nach Gut Jästersheim im Landkreis Guhrau, Schlesien umziehen. Das war vor zweiundzwanzig Jahren. Die Ehe wurde nach dreizehn Jahren einvernehmlich und ohne gegenseitige An-sprüche geschieden, das Sorgerecht geregelt. Nach der Rückkehr der älteren Brüder zu ihrer Mutter war unser Vater ab 1962 verpflichtet Unterhaltsgeld nach dem Düsseldorfer Modell zu bezahlen, bis alle seine Kinder ihre Ausbildung beendet hatten. Das Kindergeld errechnete sich aus dem Einkommen, Steuererleichterungen, Freibeträgen, der Zahlungswilligkeit der Verpflichteten und der Bereitschaft einen Anwalt zu beschäftigen und vor Gericht zu ziehen. Fritzi wollte aber auch nicht zurück nach Opladen in Vaters Haus, er wollte ihn mit vollendeten Tatsachen überraschen. Da er nicht mehr im Haushalt der Mutter lebt, könnte Papu dann das Kindergeld nach West-Berlin überweisen. Fritzi hatte sich das jedenfalls gut ausgedacht und mich damit angesteckt. Ich bewunderte seinen Wagemut. Er war alles andere als schüchtern, aber nicht aufdringlich. Er war kein Angeber, wenn er übertrieb, sondern er dachte in größeren Dimensionen. Er konnte Widersprüche ausblenden, wenn sie seine Entscheidung behinderten oder blockierten. Onkel Kreppel würde meine Ausführungen über Fritzi eine Projektion nennen. Es war eine Steigerung des Kommentars: „Das bildest du dir doch nur ein." Was so viel hieß wie „das hast du dir alles nur so zusammengemixt oder geträumt oder in den Wolken gesehen." Eine Projektion sei schlimmer. All diese zusammengemixten Traumgebilde würde ich dann als Eigenheiten des Menschen interpretieren, auf den ich sie übertragen habe, um mir dann einzubilden, dass das ungesehene wie versteckte Eigenschaften meines Gegenübers seien. Eine Projektion sei wie ein Bumerang, der zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Ich nahm mir vor, Werner und Gabi zu fragen, was sie über Projektion wissen.





Nach dem sonnigen Wochenende in Murnau sah es aus, als ob der goldene Oktober nicht enden wollte. Das Motto der 43. Woche war von Ignatius von Loyola, dem Gründer des Jesuitenordens. „Allzu kluge Leute führen selten große Werke aus." Das galt für die Ergebnisse meiner Schulaufgaben in den klassischen Sprachen dieser Woche, aber beschränkte sich nicht auf diese Fächer. Es hagelte Fünfer und Sechser in allen Fächern bis auf Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Religion. Das schien aber meine Lebensfreude nicht zu beeinträchtigen. Ich fand noch Zeit, die Auer Herbstdult auf dem Platz an der Maria-Hilf-Kirche zu besuchen und für sechs Mark einem Trödler einen alten Hebammenkoffer abzukaufen, der größer war als der, mit dem ich auf Seite 452 des ersten Bandes meiner Erinnerungen „Ein Kurheim mit Alpenblick" mit Harald Benckendorff und Michael Ehrengut zu sehen bin. Sie war zu klein geworden für die Bücher oder Turnkleidung, die ich nun zur Schule schleppen musste. Die Erwachsenen in der Trambahn machten gelegentlich Witze über mich, aber ich mochte

meine Hebammentasche und die Aufmerksamkeit, die sie erregte. Abends gab es „Hähnchen von Herrn Malmann, Bier und netten Abend“. Am Donnerstag war die „Schule langweilig, Livius gähn, gelesen, geschlafen, drei Stunden Hausarbeit. Abends 3 Gläser Wein am Abend. Japaner da, sehr nett und interessant.“ Freitag: „mies, gelesen, geschlafen, 6 Uhr Anzug, ½8 Saal Deutsches Museum, Konzert – siehe Karte, Weilheimer getroffen.“ Am Samstag „früh gerannt, Englischschulaufgabe Scheiße, 3 Uhr nach Ebenhausen, deprimiert. Abends zurück, Bier, 12 Uhr Bett“. Sonntag: „Frühstück um 10, dann Kurztour Deutsches Museum, 14 Uhr zum Residenztheater, mit Gabi P. Kabale und Liebe (Schiller), danach Bier, Tram, früh ins Bett.“ Das Motto der 44. Woche war: „Lebenden gib Liebe. Den Toten wird sie ganz von selbst folgen. Liebe rechtzeitig, nie zu spät.“ Stammt von einem Adolf Donders, den Onkel Kreppel vielleicht kannte, denn der hatte es mit der Liebe, der Nächstenliebe und der Verantwortung für die Schwächeren wie der Nachsicht ohne Einsatz physischer Gewalt. Eine bessere Welt durch friedfertiges Verhalten schaffen. Montag, 28. Oktober: „Eia Popeia! Aufsatz über das verrostete Auto wurde von Dr. Heinz mit 2 benotet und war damit die beste Arbeit. In Musik eine **6**. mittags Heim, Stadt mit Wölfi im Kino ‚Unser Haus in Montevideo‘ gut.“ Dienstag: „4 Std. Schule, heim, gepackt zurück Stadt, 3 Uhr Bahn Ebenhausen, dort geschlafen, gelesen.“ Am Mittwoch „früh auf, geholfen, überall Handwerker, der Teufel ist los. Zimmer hergerichtet.“ Donnerstag: „Haus wird verputzt, schön, Moped gefahren, Lehm geschaufelt, gelesen, Wein, Radio.“ Vollmond. Freitag, Allerheiligen: „Feiertag, mit Klaus und Wölfi in Zeller Kirche, geholfen, nach Essen spazieren, Ort



angeschaut.“ Es war nicht so sonnig wie auf den Ansichtskarten. Am Himmel bewegte sich die Wolkendecke kaum. Es war nicht kalt und die Grautöne wirkten hell und leicht. Auch das herbstliche goldene Laub der Buchen strahlte noch wie eine ferne Erinnerung an den Glanz der Sommersonne. Von unserem neuen Haus in Ebenhausen an der Zellerstraße zum Schwesternheim an der Abzweigung in die Alpenblickstraße waren es etwa 300 Meter. Auf der linken Straßenseite wurden auf Grundstücken von ca. 1.400 qm am Waldrand vier neue Häuser neu gebaut. Auf der rechten und Südseite der Straße standen bereits alte Landhäuser auf großzügigen Grundstücken mit Alpenblick aus der Vorkriegszeit oder aus den Gründerjahren nach 1870, der guten alten Zeit des deutschen Kaiserreichs und seiner Monarchien, die mit der Republik von Weimar ihre Macht verloren hatten. Die Zeller Straße heißt so weil der Ortsteil so heißt: Zell. Nach dem Schwesternheim führt sie vorbei am prächtigen Hof des Wehnerbauern im alpenländischen Stil, in einer engen Kurve, zur Michaelikirche mit dem kleinen Dorffriedhof von Zell. Daneben befand sich eine Gastwirtschaft an der Straße von Neufahrn nach Ebenhausen. Sie war aber an Werktagen nicht mehr in Betrieb. Die Zeller Straße kreuzte die Lechnerstraße, die von dort bergab Richtung Bahnhof führte. Auf der anderen Seite

änderte sich ihr Name. Die Straße am Sanatorium mit seinen vielen Fenstern und Balkonen vorbei zur Zechstraße hieß Gerhard-Hauptmann-Weg. Dort hatte man eine gute Aussicht auf das Dorf und die Alpenkette. Die Zechstraße mündete mit starkem Gefälle in die Lechnerstraße, die eigentliche Haupt-



straße von Ebenhausen, denn dort gab es ein Lebensmittelgeschäft und einen Laden für Zeitungen, Illustrierte und Bücher, Schreib- und Haushaltswaren sowie Textilien, eine Sparkasse, Postamt und Apotheke. Auf der anderen Seite der 1959 neu ausgebauten und frisch geteerten Bundestraße 11 von München nach Wolfratshausen gab es noch den Gasthof zur Post mit Hotel, großem Parkplatz, Maibaum, Biergarten und einem KINO! Dazu kam nur ein Haus weiter noch das Café Hubertus. Dort konnte man zu Mittag essen oder am Nachmittag Kaffee und Kuchen im Garten auf der Rückseite des



Gebäudes einnehmen Wölfi kannte das Dorf schon ganz gut, denn er hatte ja zwei Monate Zeit es näher kennen zu lernen. Unter anderem auch Kurt, den Sohn des Pächters des Hubertus, einem Konditor mit dem Namen Riedl, der vor allem Tortenliebhaber anlockte. Kurt plante, am Samstagabend mit Tanzabenden und Musikbands, ein jüngeres Publikum anzulocken. Wölfi wollte demnächst als Kellner im Café Hubertus arbeiten, um in München seine Kurse an der privaten Kunstschule *Blocherer* mit Ausbildungsschwerpunkt auf der Gebrauchsgraphik fortzusetzen. Vater Huck schien nicht bereit seine Ausbildung weiter zu finanzieren und Mutti musste ihn einmal mehr

verklagen. Wölfi ließ sich nicht beirren und fuhr täglich weiter mit Zeichenblock und Russenkittel nach München, um nackte Modelle beim Strumpfanziehen zu zeichnen. In meinem katholischen Taschenkalender steht, dass wir beide an diesem Tag mit Onkel Kreppels Volkswagen und voll geöffnetem Dach nach Hohenpeißenberg gefahren sind, um „Klaus und Eier zu holen“. Mein jüngerer Bruder Klaus war noch bei Eberhards in Hohenpeißenberg untergebracht und ging bis dahin in Weilheim zur Schule. Er zog nun nach Ebenhausen um. Auf der Fahrt im Schein des Vollmondes zurück schwiegen wir. Es war, als ob wir uns in Gedanken vom Berg und unserer gemeinsamen Vergangenheit verabschiedeten. Wölfi lebte bereits auf Abruf und würde mich verlassen wie Fritzi. Ich wäre allein mit Klaus, der dann wie ich täglich mit der Bahn nach München fahren müsste, aber den Zug an der Haltstelle Harras verlassen konnte, um zum Klenze Gymnasium zu latschen. Die Zukunft war ungewiss und die Gegenwart verwirrend. Am nächsten Tag gab es Ärger. Wölfi war ärgerlich „wegen Beanstandung seiner Kleidung“. Vielleicht hatte sich Onkel Kreppel über seinen Russenkittel mokiert, jedenfalls nahm Wölfi das zum Anlass, um mit mir um vier Uhr nachmittags nach München zu fahren. Ich weiß nicht mehr, wo er hinging. Ich war in „Ramersdorf, gesessen, deprimiert, gebadet und gewischt bis Gaudi aufkam, zurück in die Stadt, Pschorr-Halle, Aktualitäten Kino, letzte Tram heim.“
Am Sonntag, dem 3. November (Geburtstag von Opa Huck) bin ich „in München-Ramersdorf um ½12 aufgestanden, habe in der Küche geholfen. Es gab Brathuhn. Malmann abgefahren. Zimmer gesäubert, gewaschen, gelesen, Radio, spazieren, mit Ehrengut telefoniert, Hausaufgaben.“ Die letzte Eintragung im Deutschheft stammte vom 19. Oktober und war von Dr. Heinz mit einem Schreibstifthaken abgezeichnet. Ich habe wohl nachträglich eine Ergänzung geschrieben zur: „Form der literarischen Facharbeit am Beispiel von ‚Die Judenbuche‘: 1. Grundhaltung, 2. Die Verknüpfungstechnik, 2a) Verhältnisse im Dorf, 2b) Familienverhältnisse, 2c) Im Charakter Friedrich

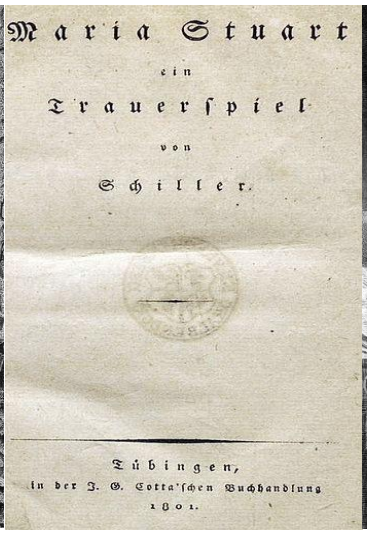


Mergels, 3. Einfühlung und doppeldeutige Zwielichtigkeit, 3a) was sagt sie, weil es sein muß, 3b) was verschweigt sie dem Leser, um ihn bewusst im Unklaren zu lassen, 4. Realismus der Darstellung.“ Es folgte noch eine „Kurzbiographie von Annette von Droste-Hülshoff. Sie wurde 1797 auf dem Gut Hülshoff als westfälisches Edelfräulein geboren. Die strenge, vor allem von Seiten der kalten und hartherzigen Mutter, katholische Erziehung (Novelle) trug sehr zu ihrer späteren Entwicklung bei. Mit 18 Jahren lernte sie den Mann kennen, den sie liebte, der aber Protestant war. Dazwischen stand das Elternhaus. So versumpfte sie seelisch immer mehr. 1830-1849 erlebte sie die Blüte ihrer Dichterzeit. 1934 heiratete ihre Schwester den Baron von Laßberg, der die Meersburg am Bodensee kaufte. Annette zog später in die Burg und starb dort im Jahr 1848, ein Jahr nach ihrem fünfzigsten Geburtstag, an einer Lungenkrankheit. Ihr Werk ‚Die Judenbuche‘ sollte Bestandteil eines großen Romans werden, der nicht mehr verwirklicht wurde. Ihre Gedichte ‚Mondaufgang‘, ‚Im Grase‘, ‚Durchwachte Nacht‘ oder der Gedichtzyklus ‚Das geistliche Jahr‘ zeigen, daß sie auch eine begabte Lyrikerin war.“

Am Sonntag, dem 27. Oktober hatte mich Gabi ins Residenztheater mitgenommen. Sie hatte Freikarten oder ein Abonnement für eine Nachmittagsvorstellung. Auf dem Programmheft stand: „Kabale und Liebe“, bürgerliches Trauerspiel von Friedrich Schiller. Ich hatte nicht nur Mühe der Handlung zu folgen: „Ferdinand, Major und Sohn des Präsidenten von Walter, eines einflussreichen Adligen am Hof eines deutschen Fürsten, stürzt mit seiner auf Gegenseitigkeit beruhenden Liebe, Louise, die Tochter des Musikus Miller, in einen Konflikt der tödlich endet. Sowohl der Präsident als auch Miller wollten eine Verbindung ihrer Kinder verhindern. Der Präsident verfolgte das Ziel, Ferdinand mit der Mätresse des Fürsten, Lady Milford, zu verheiraten, um damit seinen Einfluss bei Hofe zu vergrößern. Ferdinand rebellierte jedoch gegen den Plan seines Vaters und versuchte Louise zur gemeinsamen Flucht zu überreden. Er begibt sich zu Lady Milford, um sie zum Verzicht auf diesen Plan zu bewegen und ihr seine Liebe zu Louise zu gestehen. Dabei erfährt er nicht nur von der tragischen Vergangenheit von Lady Milford, sondern auch, dass sie den Fürsten wirklich liebt und damit auch dessen Gewaltherrschaft mäßigen konnte. Auf Ferdinand könne sie aber aus Prestigegründen nicht mehr verzichten, weil ihre Vermählung bereits in aller Munde sei. Erst nachdem sie darauf selbst mit Louise spricht und von ihrer Unschuld, bürgerlichem Stolz und christlicher Selbstlosigkeit beeindruckt ist, nimmt sie sich das einfache Mädchen zum Vorbild, gibt ihre Heiratsabsichten auf und verlässt das Land, um sich aus der höfischen Welt zurückzuziehen und fortan ein ehrbares Leben zu führen. Um ihr Ziel zu erreichen und zu verhindern, dass Ferdinand seine Drohung wahrmacht, nämlich den Hof über die korrupten Machenschaften seines Vaters aufzuklären und zu verraten, „wie man Präsident wird“, initiieren der Präsident und sein Sekretär Wurm, ein Nebenbuhler Ferdinands, eine heimtückische Intrige, die dazu führt, dass Ferdinand sich und Louise Blind vor Wut und Verzweiflung vergiften. Sterbend ist Louise befreit von ihrer Schweigepflicht, offenbart Ferdinand die Intrige und vergibt ihm. im Augenblick seines Todes reicht Ferdinand seinem Vater, der „in der schrecklichsten Qual“ vor dem Sohn auf die Knie fällt, die Hand zur Versöhnung. Anschließend stellte sich der Präsident, zur Läuterung bereit, den Gerichten.

Schiller war 25 Jahre alt, als er dieses Stück geschrieben hat. Ein Kammerspiel an einem deutschen Fürstenhof, bevor die schreckliche französische Revolution ihr blutiges Haupt erhob, König Ludwig und seine Frau Marie Antoinette köpfte, dann den Klerus wie den Adel aufknüpfte oder köpfte, bevor sie sich selbst zerfleischten, bis sie voneinander abließen und gegen die reaktionären Monarchien kämpften und unter Napoleon die Welt durcheinander wirbelten wie einst Alexander der Große.
Das war keine große Bühne, sie wirkte kleinkariert gegenüber dem Pomp der großen Höfe der Könige und Kaiser. Es war der Beginn der bürgerlichen Zeit des Biedermeier wie Mutti diese Zeitperiode nannte. Das war nicht abfällig. Sie mochte diese Epoche mehr als den imperialen Stil der Kaiserzeit. Es war die gute alte Zeit ihrer Großeltern, also meiner Urgroßeltern, nach dem Frieden von Wien 1815 und der Einhegung Frankreichs durch Preußen. Die Franzosen hatten Empire als Stil und auch bei Tante Manna gab es Möbel mit korinthischen Säulchen und geschnitzten Faunen. Mutti kannte viele Stilrichtungen. Das Biedermeier war bescheiden und das galt auch für die Bühne des Residenztheaters. Nicht ärmlich, aber ein Kammertheater ließ wenig Raum für Sinnlichkeit oder Phantasie, alles war auf das Sprechtheater konzentriert und man musste sich als Zuschauer auf den Text konzentrieren. Ich musste über Kabale und Liebe kein Inhaltsverzeichnis erstellen. Ich war ja „freiberuflich“ unterwegs. Letztes Jahr musste ich allerdings in Weilheim bei Frau Dr. John eine Inhaltsbeschreibung von Schillers „Wilhelm Tell“ erstellen (vgl. S. 440 des ersten Bandes meiner Erinnerungen) das keinerlei Andeutung enthält, dass es auch um die Frage geht, ob man einen Tyrannen ermorden darf, wie der Tell es getan hat. 1798 hatten die Truppen Napoleons die Eidgenossenschaft besetzt. Am 9. November 1799 ergriff der erste Konsul Napoleon die Alleinherrschaft in Paris. Er war damals 30 Jahre alt. Schiller war damals 41 Jahre und Annette von Droste-Hülshoff drei Jahre alt. Schiller hatte kurz vorher seine Wallenstein Trilogie 1804 vollendet. Er starb ein Jahr nach der Uraufführung des Schauspiels „Wilhelm Tell“ in Weimar 1805. Ich denke nicht, dass Schiller sich so abgemüht hat, weil er daran glaubte, dass seine Werke mehr als 150 Jahre später nach zwei Weltkriegen noch gelesen oder aufgeführt werden.







Der Lehrplan für die Sprache Deutsch an bayerischen Gymnasien sah vor, dass wir uns nach der Judenbuche als nächstes mit der Tragödie von Friedrich Schiller mit dem Titel „Maria Stuart“ beschäftigen sollten. Wir haben uns alle ein Reclam-Bändchen mit dem Text zu Maria Stuart gekauft. Darin fand ich eine Einführung. Die Geschichte ereignete sich im 16. Jahrhundert in London. Die Uraufführung des Schauspiels fand im Jahr 1800 in Weimar statt. Schiller übernahm die Hinrichtung der schottischen Königin Maria Stuart (1542–1587) nach langer englischer Gefangenschaft als Theaterstoff aus dem festen Repertoire des europäischen Dramas. Als er seine Tragödie zu schreiben begann, existierten bereits über fünfzig Maria-Stuart-Dramen, in denen die Heldin entweder als katholische Märtyrerin oder als schöne Verführerin profiliert wird. Die stärkste Spannung entsteht, wenn das Ergebnis der Handlung so lang wie möglich offenbleibt, ohne dabei langweilig zu werden. Die meisten wissen bereits, wie die Geschichte ausgeht und kommen trotzdem. Es war noch immer Sonntagabend, November 1963. Ich war inzwischen sechzehn Jahre alt und begann mit meinem Füllfederhalter mit blauer Tinte eine Inhaltsangabe des ersten Aufzugs des Dramas „Maria Stuart“ in mein Deutschheft zu kritzeln. Von links nach rechts: Leicester, Burleigh, Mortimer.



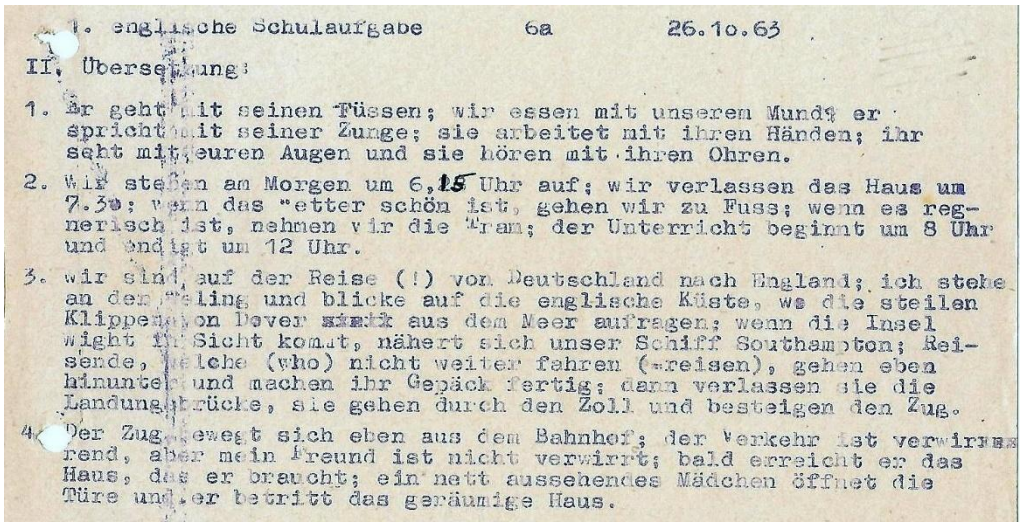
Maria Stuart (Inhaltsangabe)

1. Aufzug

„Maria Stuart, die schottische Königin ist Gefangene der englischen Königin und wurde dem Ritter Paulet als Gefangene gegeben. Paulet hat ihr alles abgenommen und sucht jetzt nach verborgenem Schmuck und beschlagnahmt das letzte Zeichen ihrer königlichen Würde, ein Diadem, sowie mehrere Briefe, in denen sie um ein Zusammentreffen mit Elisabeth ersucht. Als Maria Stuart bei ihr erscheint läßt sie die Beschlagnahme im Gegenteil zu ihrer getreuen Amme Kennedy, völlig unberührt. Sie beklagt sich vielmehr bei Paulet über die Richter. Während dieser Auseinandersetzung trifft der Neffe Paulets, Mortimer ein. Der geht, ohne die Königin zu beachten, was ihr erneut zur Klage gereicht, um ihn zu holen. Alleingelassen klagt Maria Stuart über die Schuld, die sie in ihrer Jugend auf sich genommen hat, ihrer Amme Kennedy, die diese aber nur rechtfertigt. Da erscheint

Mortimer, der sich jetzt als treuer Diener Maria Stuarts und Botschafter des Kardinals von Lothringen zeigt. Er bringt Maria eine Nachricht von ihm, zeigt ihr wie er zum katholischen Glauben kam und gibt ihr, obgleich er ihr auch das gefällte Urteil mitteilte, neue Hoffnung. Sie schickt ihn mit einem Bild von sich zu Lester. Er muss jetzt verschwinden, da sich Paulet und Burleigh, der Schatzmeister nahen, um das Urteil zu verkünden. Sie beklagt sich bei Burleigh über die ungerechte Behandlung des Gerichts, pocht auf ihre Rechte und nimmt dazu die Kenntnisse der englischen Gesetze zur Hilfe. Sie verweist auf ihren Stammbaum und zeigt, daß sie die rechtmäßige Thronerbin ist mit Plänen für ein geeintes Britannien. Sie verlangt, daß man ihr nach englischem Gesetz die Hauptzeugen, die falsch ausgesagt hätten, gegenüberstelle. Das bereitet Paulet und Burleigh Kopfzerbrechen, denn sie wissen, daß diese dann ihre Aussagen widerrufen. Burleigh deutet leise auf Mord, aber Paulet weigerte sich als Wächter über ihre Sicherheit daran zu denken."
Es war eine ruhige Nacht. Die Turmuhr der Ramersdorfer Kirche hatte längst zur Mitternacht geschlagen, als ich das Löschblatt zwischen die letzten Seiten legen konnte. Um sieben Uhr gingen fünf Tage Ferien zu Ende und ich machte mich auf den Weg durch den Park zur Trambahnendhaltestelle und fuhr wohlgemut zum Sendlingertorplatz, denn ich hatte es auf den letzten Drücker geschafft, die Inhaltsangabe für den 1. Akt aufzuschreiben.
Mit zehn Jahren bin ich im Kloster an einer Blockflöte gescheitert. Keiner meiner Brüder bis auf Klaus spielte ein Musikinstrument, obwohl ein Klavier im Haus war. Ich konnte aber gut vom Blatt singen und auch laut und vernehmlich pfeifen, sogar Marschmusik. Um ¾ 8 war nur wenig Fußverkehr. Ich pfiff zum Radetzky-Marsch „wenn der Hund mit der Wurst übern Rinnstein springt und der Storch in der Luft den Frosch verschlingt" als ich auf dem Gehsteig der Nußbaumstraße Richtung Theresien-Gymnasium am Kaiser Ludwig Platz strebte. Er war vom goldenen Laub der Alleebäume übersät und die raschelten bei jedem Schritt. Dazu pfiff ich den zweiten Teil des Schüttelverses: „Wenn der Storch in der Luft übern Rinnstein springt, der Hund mit der Wurst den Frosch verschlingt." Aber gespielt wird der Exerziermarsch im Walzertakt, den man auch gedehnt pfeifen kann, etwa so wie der Wiener Deutsch redet, aber österreichisch atmend eine andere Klangfarbe erzeugt. Gelassen wie die Donau. Auch der River Kwai Marsch gehörte zu meinem Repertoire, aber der wäre nicht passend gewesen für das, was folgte: Die Schulsekretärin erschien und teilte uns mit, dass Deutsch, Englisch und Geschichte vorerst ausfallen würden, weil Dr. Heinz erkrankt sei. Wir Schüler machten uns Sorgen. Die Sekretärin wusste nur, dass ihm sehr unwohl und er in ärztlicher Behandlung war.

Die Woche war gruselig: Am Montag eine 5 in Mathe; Dienstag eine 5 für meine Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche; Mittwoch deprimiert; Donnerstag lesen und lernen; Freitag Dr. Heinz wieder da, Hausaufsatz mit Abgabe am Montag: Maria Stuart, 2. Akt; Samstag Englisch 6 für die Schulaufgabe vom 26.10.63. Um 12 Uhr mittags laufe ich von der Schule zum Holzkirchnerbahnhof, fahre nach Ebenhausen und um 4 nachmittags kehre ich zurück nach Ramersdorf. Hausaufgaben, Abendessen, Bier getrunken, später gebadet." Warum habe ich das gemacht? Keine Antwort in meinem katholischen Kalender für erwachsene Laien. Sonntag, 10. Oktober: „Um halb acht auf,



1. englische Schulaufgabe 6a 26.10.63

II. Übersetzung:

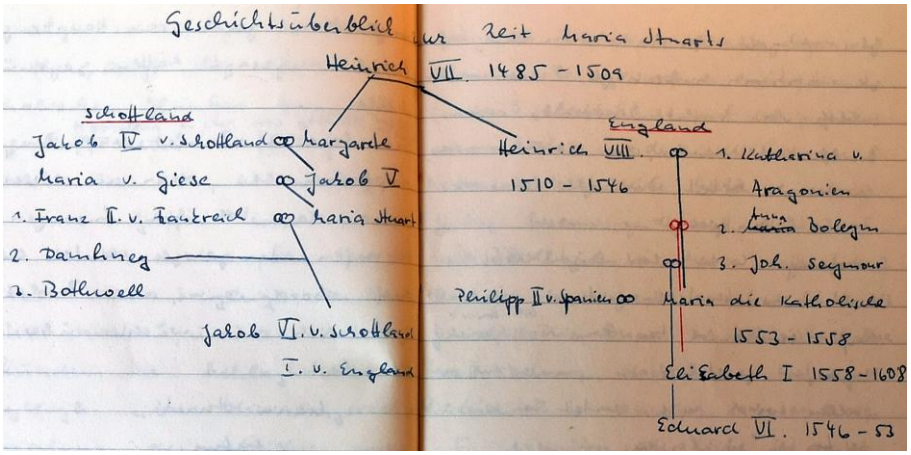
1. Er geht mit seinen Füssen; wir essen mit unseren Mund; er spricht mit seiner Zunge; sie arbeitet mit ihren Händen; ihr seht mit euren Augen und sie hören mit ihren Ohren.
2. Wir stehen am Morgen um 6,15 Uhr auf; wir verlassen das Haus um 7.30; wenn das Wetter schön ist, gehen wir zu Fuss; wenn es regnerisch ist, nehmen wir die Tram; der Unterricht beginnt um 8 Uhr und endigt um 12 Uhr.
3. wir sind auf der Reise (!) von Deutschland nach England; ich stehe an der Reling und blicke auf die englische Küste, wo die steilen Klippen von Dover steil aus dem Meer aufragen; wenn die Insel Wight in Sicht kommt, nähert sich unser Schiff Southampton; Reisende, welche (who) nicht weiter fahren (=reisen), gehen eben hinunter und machen ihr Gepäck fertig; dann verlassen sie die Landungsbrücke, sie gehen durch den Zoll und besteigen den Zug.
4. Der Zug bewegt sich eben aus dem Bahnhof; der Verkehr ist verwirrend, aber mein Freund ist nicht verwirrt; bald erreicht er das Haus, das er braucht; ein nett aussehendes Mädchen öffnet die Türe und er betritt das geräumige Haus.

gefrühstückt, dann 2 Std. an der Autobahn gewartet, dann bis Rosenheim mit VW bis Siegsdorf, steh da, Funkstreife, 2 DM bezahlt, dann bis vor Reichenhall, nicht mehr mitgekommen. Kehrt gemacht um 4 mitgekommen, ½ 6 daheim. Scheiße. HÜ.“ Warum habe ich das gemacht? Die Autobahn nach Salzburg begann unweit der Trambahnschleife an der Ramersdorfer Kirche und am Ende der Rosenheimer Straße. Dort durfte man stehen und winken, weil die noch nicht zur Autobahn gehörte. Dort wurde jeder, der erwischt wurde, bestraft. Wenn Jugendliche nicht bezahlen und sich nicht ausweisen konnten, wurden sie zum Revier gebracht. Ich konnte beides und als sie davonbrausten, stand ich schon wieder an der Autobahn und winkte scheinbar erfolgreich. Ich fühle mich trotzdem von mir selbst angekotzt. Ich wusste nicht, warum ich diesen komplett unsinnigen Ausflug nach Salzburg unternommen hatte. War es meine Spielsucht, Lust am Risiko, die Bereitschaft das Absurde zu ergründen, die Hoffnung meinen Horizont zu erweitern oder einfach nur Zeitvertrieb. HÜ stand für Hausübungen und der zweite Akt von Maria Stuart war so eine Hausübung.

Maria Stuart (Inhaltsangabe)

2. Aufzug

1. Auftritt: In einer kurzen Begegnung beschwichtigt der Graf von Kent den Pessimismus Davisons in Bezug auf die französische Brautwerbung. Dabei gibt es nach seiner Meinung erst nach dem Tod der Stuart wieder Frieden. 2. Auftritt: Nach den Schmeicheleien des französischen Abgesandten gibt Elisabeth zu verstehen, daß sie nur auf Drängen des Volkes heiraten werde. Darauf übergibt sie dem Abgesandten einen Ring, aber ohne Verpflichtung doch ermahnt ihn, an die Aufgabe mit ihren Freunden ihre Feinde zu bekämpfen. 3. Burleigh verkündet Elisabeth, daß das Volk die Hinrichtung Maria Stuarts fordere. Talbot schlägt vor, sie auch taktischen Gründen zu schonen und gibt sich als unerschrockener Anwalt der Stuart zu erkennen. Leicester weist auf die geringe politische Bedeutung der Stuart hin und meinte, daß eine Ehe mit einem Franzosen auch den Franzosen selbst nicht gefiel.



4. Bei einer Audienz der Königin spiegelt der nach seiner Reise befragte Mortimer unbedingte Treue zu Elisabeth vor. Paulet überreicht Elisabeth einen Brief der Stuart, die darin um eine Audienz bittet. Burleigh lehnt ab, Talbot verteidigt geschickt. 5. Unter zwei Augen lobt Elisabeth Mortimers Vorstellungskraft und meint, daß die Schuld an dem Tod der Stuart, auch wenn er gesetzlich sei, immer auf sie fallen wird und deutet ihm an sie „versterben“ zu lassen. 6. Mortimer bekräftigt in einem Monolog seine Treue zur Stuart und deckt das wahre Gesicht von Elisabeth auf. 7. Paulet warnt Mortimer gerade vor einer Bluttat als Leicester Mortimer die Vollmachten über die Stuart überträgt. 8. Nach einer Exkursion über ihre wahren Gesichter gibt sich Leicester, nach Überreichung des Bildes als Vertrauter Marias zu erkennen. Er sagt, daß er Maria schon immer geliebt habe und daß er jetzt seine Liebe wieder gefunden habe. Mortimer stellt seine Liebe als sehr gering heraus und sagt, daß nur noch Tollkühnheit Maria retten kann. Nachdem er Leicester ermahnt hatte, mit Gewalt die Stuart zu retten, hatte die Unterredung doch keinen Erfolg. 9. Leicester ist verwirrt und tarnt dies Elisabeth gegenüber als Liebe. Sie deutet auch an, daß ihr der Franzose nicht behage. Leicester bringt es schließlich dazu, daß Elisabeth mit Stuart zusammentreffen will.

Die nächsten zehn Tage waren schillerfrei und verliefen „wie üblich“. Für Samstag gab es eine Meldung: „Nach Schule nach Ebenhausen, Wintersachen ganz nett, Jörg, Klaus, Fritzi auf dem Weg nach Berlin. Mit Jörg nach dem Kaffee nach München, regnet, schneit. In R‘dorf umgezogen, nach Abendessen zum Theater der Jugend, Raub der Sabinerinnen. Tränen gelacht, dann mit Segielt und Hollinger durch Lokale zum Matthäser. ½ 1 daheim, im Bett gelesen.“
Das Theater der Jugend war eine städtische Einrichtung in der Reitmorstraße im Stadtteil Lehel nahe der großen Isar, die so heißt, weil das durch Isarkanal von Icking bis zum Lehel abgezweigte Wasser dort zurück in das ursprüngliche Flussbett fließt. Ziemlich entfernt vom Matthäser in der Bayerstraße. An diesem Samstag bin ich 30 km mit der Bahn, 15 km mit der Trambahn und 26 km mit einem Auto gefahren. 8 km wurden zu Fuß gelaufen. Am Sonntag war Volkstrauertag und so war das Wetter: Ein Tränennebel umhüllte den Tag wie graue Zuckerwatte. „Ich bin ¾11 aufgestanden, gefrühstückt, Süddeutsche Zeitung gelesen, Zimmer aufgeräumt, Brief an Papu und Birgit, Kaffee, Spaziergang, gelesen.“ Eigentlich ein erholsamer Tag. Trotzdem, am Montag: „zu spät gekommen, Verweis angedroht, gelernt, Hausaufgaben, Zeitungslesen früh ins Bett.“ Dienstag: „Griechisch Schulaufgabe, nach Schule mit Peterichs gegessen, Brief von Shelagh.“ Der evangelische Buß- und Bettag am Mittwoch, den 20. November war auch im katholischen Oberbayern ein Feiertag. Ich verließ die Peterichs um 16 Uhr, fuhr mit der Bahn nach Ebenhausen und las den Brief von Shelagh:

PenHand – Old Road – Lewisham, London S.E 13 – 14th November 1963

“Mein lieber Puzzy!

Nochmal muß ich Dich um Entschuldigung bitten, weil Du so lange auf einen Brief warten mußt. Ich hoffe, daß Du mir verzeihst! Vielen Dank für Deinen letzten Brief und auch für die Karte. Wie geht es Dir? Ich glaube, daß die Schule nicht so scheußlich ist, wie Du sagst. Es kann nicht sein. Wenn es wirklich wahr ist, dann teile ich Dein Gefühl.
Ich wünsche, daß ich mit Dir zum Oktoberfest gehen könnte. Ich habe in der englischen Zeitung alles vom Fest gelesen und an Dich gedacht. So ein Fest haben wir hier in England nicht. Ich habe schon lange einen Brief von Jörg bekommen, worin er mir vom Umzug erzählt hat. Ist das Haus jetzt fertig oder was passiert? Ich glaube, daß die ganze Familie viel gearbeitet hat. Und jetzt will ich Dir sagen, warum ich Dir nicht früher geschrieben habe. Du weißt schon, daß ich jetzt in einem Studentinnenhaus wohne. Also jeden Abend sind wir zusammen in einem Zimmer und wir essen und trinken (Kaffee) und diskutieren bis spät. Deswegen machen wir keine Arbeit oder nur ein bisschen. Es ist ja dumm, das weiß ich, aber nun habe ich viel Arbeit zu tun. Auch spiele ich Federball am Montag, Mittwoch und Samstag. Ich bin in einer Mannschaft, aber wir haben nur einmal gewonnen. Siehst Du jetzt, wie schnell die Zeit vergeht. Aber glaube nicht, daß ich Dich vergessen habe, weil es gar nicht wahr ist. Ich denke sehr oft an Dich und an meine Ferien und es tut mir immer leid, daß ich hier bleiben muß. Fährst Du oft nach Hohenpeißenberg? Schade, daß Du dort nicht mehr wohnst.
Ich muß Dir noch sagen, daß ich meine Sonnenbrille verloren habe. Sie war die vierte, die ich in diesem Sommer gekauft habe. Als ich heute in mein Zimmer zurückkam, ist mir eingefallen, daß ich meine Brille im Kollegium zurückgelassen habe. Ich habe mich nicht verändert! Ich bin immer dumm, glaubst Du es nicht? Aber ich will wieder nach Deutschland fahren. Es wird bald nächstes Jahr sein und dann wird es nicht lange, bis Du nach England fährst (oder fliegst??) Sonst gibt es nichts zu schreiben, außer daß ich Dich sehr vermisse und wünsche, daß ich wieder bei Dir sein kann. Grüße an Frau und Herrn Kreppel und alle in der Familie von mir, und bis zu der Zeit, wenn Du mir wiederschreibst, alles Gute und viele tausend liebe Grüße an Dich von Deiner Shelagh
P.S. Du mußt Dich nicht aufhängen, sondern fleißig arbeiten. Dann wird die Zeit schnell vergehen und die Schule und das Studium bald hinter Dir liegen. P.P.S. Schreibe mir bald, bitte.“
Als der Zug sich Hohenschäftlarn näherte gab es zwei Minuten Alpenblick. Die Wolkendecke hing so tief, dass weder die Zuspitze noch die Benediktenwand zu sehen war und Isartal wie Alpenvorland unter einer dünnen Schneedecke lagen. Auch das neue Haus auf der Isar Höhe an der Zellerstraße zwischen Ebenhausen und Irschenhausen lag auf ca. 700 Meter Höhe und war von Schnee bedeckt, als ich dort eintraf. Es hatte fünf Schlafzimmer und ein sechstes neben der Garage für zwei Autos im



Souterrain, zwei Badezimmer, ein Gäste-WC, Arbeitszimmer, Wohnzimmer, Küche, Esszimmer und eine Diele zwischen den beiden Teilen des Gebäudes mit einem runden Tisch und fünf gepolsterten Biedermeierstühlen aus dunklem Kirschholz. Das Wohnzimmer hatte nicht nur ein Panoramafenster zum Garten, sondern im Inneren auch ein großes Fenster über der Kellertreppe zur Diele. Das Haus war sehr hell und hatte weder Rollläden noch Fensterläden. Die Haustür und ein Nebeneingang befanden sich auf der Rückseite des Gebäudes. Von der Zufahrt zur Garage führte ein schmaler Treppenaufgang zum Eingang, der eine elektrische Türglocke hatte. Ich musste nicht läuten, denn die Tür war nicht abgeschlossen. Das große Panoramafenster des Wohnzimmers war auch nicht dunkel wie auf dem Foto, sondern von Lampen erhellt. Im Wohnzimmer, dessen Boden inzwischen mit einem Riemenparkett aus hellem Buchenholz belegt war, saßen Mutti und ihre Schwiegermutter, Omi Kreppel. Sie waren mit Näharbeiten beschäftigt. Sie arbeiteten an Vorhängen für die vielen Fenster. Es war still im Haus und auch die beiden Frauen gingen schweigsam ihrer Arbeit nach. Der Raum war bereits voll möbliert. Sofa und Sessel aus dem Lesezimmer in Hohenpeißenberg dienten nun als Sitzgruppe im Wohnzimmer. Über dem Sofa hing ein Ölbild vom Murnauer Moos und der Alpenkette im Hintergrund. Das Klavier hat seinen Platz an der Wand neben der Tür zur Diele gefunden und der Biedermeiersekretär aus Omas Wohnzimmer in Hohenpeißenberg stand nun an der Wand gegenüber der Sitzgruppe. Das Radio mit dem magischen Auge war betriebsbereit auf einem runden Eckschrank neben einer kleinen Doppeltür mit Abstellfläche, durch die Teller, Gläser oder Besteck direkt aus der Küche ins Wohnzimmer gereicht werden konnten und deshalb Durchreiche genannt wurde. In der Küche waren bereits Herd, Spüle Arbeitsfläche und Unterschränke installiert. Als Raumtrenner zwischen Küche und Esszimmer diente eine Schrankwand für Geschirr, Töpfe, Küchengeräte und anderes. An dem großen, quadratischen Esstisch mit durchlaufender Sitzbank an den Wänden zum Nachbarzimmer bzw. zum Garten und den Stühlen an den anderen zwei Seiten konnten bis zu zwölf Personen Platz finden. In der Mitte des Tisches stand eine runde Drehplatte mit einem Durchmesser von sechzig Zentimeter, die sehr praktisch war, weil man sich, was man brauchte, mit einer Hand-bewegung lautlos heranholen konnte. Onkel Kreppels genialer Einfall gefiel mir jedenfalls sehr. Der Fußböden von Diele, Küche, Esszimmer und Gang zwischen den Schlafzimmern waren nun mit Bodenfliesen aus hellem Solnhofer Kalkstein belegt. Onkel Kreppel, der den Naturwerkstein aus dem Altmühljura als fränkischen Marmor bezeichnete, wunderte sich später über die Rechnung des Fliesenlegers. Nur die Schrankwand, die den großen Raum nach Süden in zwei Einzelzimmer für Fritzi und mich teilen sollte, war noch nicht eingebaut, aber die Bettgestelle mit Matratzen standen schon bereit. Bis zu meinem Einzug in zehn Tagen sollte aber alles fertig sein, auch die Vorhänge. Gegen sechs Uhr kam Onkel Kreppel vom Dienst in Schloß Eggenberg. Später gab es Abendbrot am großen Tisch mit der Drehplatte in der Mitte und einer Deckenlampe mit einem großen runden Schirm, den Onkel Kreppel selbst mit Bindfaden verkleidet hat. Hier ist die Lampe zu sehen, aber nicht die Drehplatte, weil das Foto in der Adventszeit aufgenommen wurde. Bis Weihnachten stand dann eine Adventspyramide in der Tischmitte. An der

Wand hingen bereits die kolorierten Kupferstiche mit Ansichten von Kopenhagen, die früher in Omas Wohnzimmer hingen. An den Wänden des Flures zu den Schlafzimmern hatte Mutti ihre Ahnengalerie untergebracht.





Die Hanfstaengel-Lithografie des mürrisch blickenden Patriziers Hieronymus Holzschuher von Albrecht Dürer war aber nicht mehr darunter. Auch die Aussicht auf den Genfer See von Hodler hing nicht etwa über dem Wohnzimmersofa oder über dem Ehebett im Elternschlafzimmer, das ein eigenes Bad und eine Tür zu Onkel Kreppels Arbeitszimmer hatte. Diese Räume lagen über der Garage im Westteil des Gebäudes, das durch Wohnzimmer und Diele vom Ostteil getrennt war. Wenn die Kinder in ein paar Jahren aus dem Haus wären, könnte man daraus eine separate Einliegerwohnung mit Bad, Küche und drei Zimmern machen. Ich schlief in dieser Nacht zum zweiten Mal in dem neuen Haus in meinem unfertigen Zimmer neben dem Esszimmer. Es war nicht größer als mein Zimmer in Ramersdorf, aber es lag nicht im ersten Stock, sondern war ebenerdig und wie ich am Morgen feststellen musste, sehr hellhörig. Als ich Mutti beim Frühstück darauf ansprach, reagierte sie wie immer pragmatisch. „Dann brauchst du Ohrstöpsel. Ich habe Ohropax für dich, aber

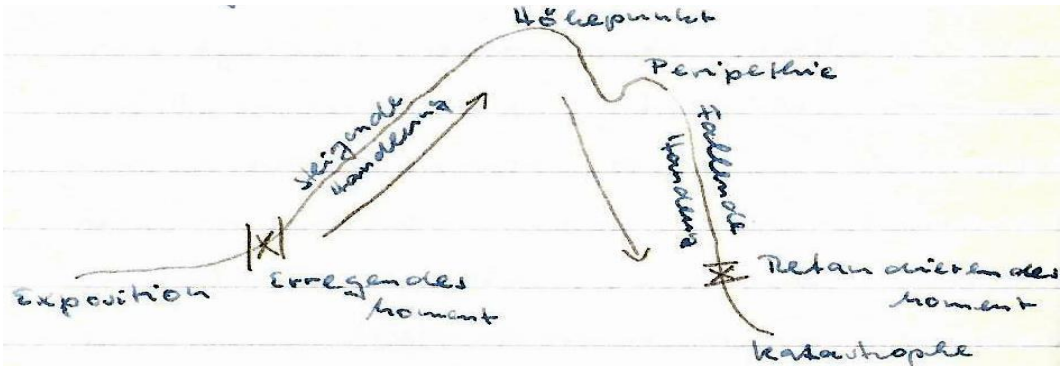


der Schule, keinen Unsinn.“ Nach dem Frühstück fuhr sie mit Jörg, Klaus und mir nach Weilheim. Dort habe ich in einem Schmuckladen am Marienplatz eine Halskette für Shelagh zum Geburtstag gekauft, mich mit Michael Ehrengut getroffen und später im Café Krönner am Marienplatz bis vier Uhr auf Jörg, Mutti und Klaus gewartet. Aber sie kamen nicht. Ich rief in Ebenhausen an und erfuhr, dass sie ohne mich zurückgefahren waren. Ich stellte mich an die Olympiastraße, jemand nahm mich mit und setzte mich hinter Starnberg in Wangen ab. Von dort lief ich über Neufahrn nach Zell und kam nach fünf Kilometern durchnässt und zu Fuß in der Zellerstraße 44 an. Später bin ich mit der Bahn zurück nach München. Als ich am 21. November in Ramersdorf aufwachte, erinnerte ich mich, dass mein Vater Friedrich-Wilhelm Huck heute seinen 49ten Geburtstag hatte und Shelagh einen Tag später 20 Jahre alt wurde.

Nach der Schule kaufte ich noch eine Glückwunschkarte für Papu, packte in Ramersdorf ein Päckchen für Shelagh und ging am Nachmittag zur Post. Für das Päckchen nach London musste ich eine Zollerklärung ausfüllen, in der ich eintrug: Holzschmuck, Geschenk. Es war ein ekliger nassfeuchter, nebliger und trüber Novembertag und ich freute mich auf den Samstag. Herr Peterich hatte mich eingeladen, mit ihm ins Ramersdorfer Kino zu gehen und einen neuen amerikanischen Farbfilm im Breitleinwandformat anzusehen, der in Arabien spielt und den Titel trug „Lawrence von Arabien“. Ein Plakat, das den neuen Film ankündigte, hing schon im Schaukasten des Kinos. Es war sehr martialisch und zeigte einen vorwärts-stürmenden Mann mit einem Krummsäbel, Kamelreiter in Kolonne, einem Gesicht mit einer Kopfbedeckung, wie sie arabische Männer tragen, den Titel und einer Bildleiste aus sechs schwarz-weißen Passbildern von Arabern und Weißen.



Ich hatte keine Zeit, dem nachzugehen, den morgen erwartete Dr. Heinz auf mein Deutschheft mit dem Inhalt des 3. Aufzuges von „Maria Stuart“ von Friedrich Schiller. „1. Auftritt: Maria freut sich im Park über die frisch gewonnene äußerliche Freiheit. 2. Auftritt: Paulet kündigt ihr an, daß die Königin in diesem Park auf der Jagd sei. 3. Auftritt: Talbot ermahnt Maria zu Ruhe und Demut und verkündet, daß Leicester das Zusammentreffen erwirkt hat. 4. Auftritt: Elisabeth naht und erblickt Maria, die sich gerade wieder erholt, da ihr der Zeitpunkt sehr ungelegen kommt. Aber sie beherrscht sich und demütigt sich. Elisabeth antwortet zynisch und schmäht sie. Maria zähmt sich, aber als Elisabeth’s Beschuldigungen zu groß werden, hält sie es nicht mehr aus und schleudert ihr ihre innersten Eindrücke entgegen. Talbot und Leicester bringen Elisabeth fort. 5. Auftritt: Maria triumphiert und empfindet es als einen Sieg über Leicester. 6. Auftritt: Mortimer ist außer sich und schwärmt von Maria, stellt Leicester als Feigling dar und sagt, daß er sie mit Gewalt retten werde. Eine Verschwörung sei im Gange. 7. Auftritt: Paulet verkündet die Ermordung von Elisabeth. 8. Auftritt: O´Kelly gibt gegenüber Mortimer zu, daß alles verloren sei, da der Dolch am Mantel der Königin abgerutscht sei. O`Kelly flieht und Mortimer bekräftigte seinen Entschluss Maria mit Gewalt zu retten.“ Dem folgt ein Schaubild mit dem Titel: Schema und Aufbau eines Dramas:



Dann kam so etwas wie eine Gebrauchsanweisung. Vielleicht wurde die diktiert. Die Überschrift lautet: „Rückgabe der Hausaufgabe. 1. Formales: a.) genaue Überschrift und Kopfgestaltung. b.) Das gültige Gliederungsschema beachten. c.) Gliederungspunkte an den Rand schreiben d.) vorgeschriebene Höchstseitenzahl beachten. e.) nichts durchstreichen. 2. Inhaltlich: a.) die einzelnen Punkte müssen untereinander gleichmäßig abgewogen werden. b.) Sinn der Einleitung ist, daß der Leser an das Thema herangeführt wird. Sinn des Schlusses ist Abrundung, Zusammenfassung, Ausblick, Rückblende. c.) Übergänge sollen elegant und ohne Umschweife von einem Absatz zum

anderen führen, wie die Verknüpfung eines Themas mit dem nächsten. d.) Es war nicht die Aufgabe des letzten Fachaufsatzes, den Inhalt noch die Charaktere ausgiebig platt zu walzen, sondern die künstlerische Absicht und Eigenheit des Dichters darzustellen, d.h. über Charaktere usw. zu sprechen. 3. Anforderungen an den Stil: a.) klar. b.) sachliche und kürzeste Formulierung. ‚Den besten Schreiber erkennt man an dem, was er zu verschweigen weiß'. c.) anschaulich, d.h. kräftig, aber keine falschen Bilder, lebendig. 4. Sonstiges: Keine Übertreibungen (Superlative) oder verfrühte Urteile."

Als wir am Freitag nach dem Abendessen in Ramersdorf mit Malmann und Gabi im Wohnzimmer vor dem Radio saßen und die Abendnachrichten über das Mordattentat eines Scharfschützen auf den amerikanischen Präsidenten Kennedy in Dallas, Texas berichteten, schien vorübergehend der Weltuntergang so nahe wie vor einem Jahr während der Kubakrise. Als dann später bekannt wurde, dass der Attentäter kein Schwarzer, sondern ein Weißer war, befürchteten die beiden Männer im Wohnzimmer, dass es sich um einen kubanischen Kommunisten handeln könnte und Castro und Chruschtschow mitbeteiligt waren. Am Samstagmorgen war John Kennedy in einer Klinik bereits ver- storben und die Zeitungen am Kiosk an der Trambahnendstation verkündeten seinen Tod. Ich überflog die Schlagzeilen der Bild Zeitung und machte mich auf den Weg zur Schule. Auch dort herrschte große Betroffenheit. Der junge amerikanische Präsident und Vater von zwei Töchtern und zwei Söhnen, der mit seiner charmanten Frau vor nur wenigen Monaten die Bundesrepublik und Berlin besucht hatte und von vielen West- deutschen mit Jubel empfangen wurde, war tot. Sein Nachfolger, der Vizepräsident Lyndon Johnson, war noch unbekannt. Die Bundes- regierung hatte zu Ehren des ermordeten Präsidenten der USA Trauerbeflaggung angeordnet und ab Mittag wehten auf allen öffen- tlichen Gebäuden die Flaggen der BRD in Schwarz-Rot-Gold auf Halbmast. Als ich mittags nach Hause eilte, sah ich auch auf dem Turm des Deutschen Museums eine Flagge auf halbmast. Auf dem Wohnzimmertisch lag die Wochenendausgabe der Süddeutschen Zeitung, die fünfmal teurer als die Bildzeitung war, aber auch wegen ihres umfangreichen Anteils an Anzeigen den fünffachen Umfang einer Bildzeitung hatte. Nach dem Mittagessen begann ich zu lesen




Seite 3: Kennedy bewahrte den Frieden

Ausgabe M · Preis 50 Pf.

Süddeutsche Zeitung

MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK · KULTUR · WIRTSCHAFT · SPORT

Wochenend-Ausgabe | München, Samstag/Sonntag, 23./24. November 1963 | B 7979 A | Nummer 281*

Das Streiflicht

Kennedy ermordet

Der Präsident durch Schüsse von Attentätern in Texas niedergestreckt

Im Hospital von Dallas erlag Kennedy der Kopfverletzung

Lyndon Johnson neuer Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika

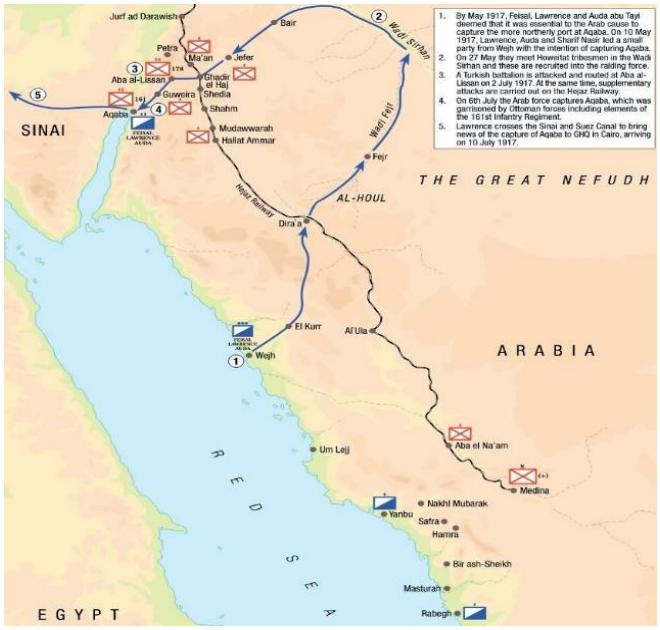
John F. Kennedy †

und zu verstehen, was geschehen war. Anscheinend waren die Negerverbände unbeteiligt und es drohten keine Aufstände von dieser Seite, sondern man ging von einem verwirrten und verzweifelten Einzeltäter aus. Der Täter wie die Tatwaffe, ein italienisches Armeegewehr mit Zielfernrohr, aus dem drei Schüsse abgefeuert wurden, waren sichergestellt und identifiziert. Außerdem erfuhr ich, dass der bisherige Bundeskanzler Konrad Adenauer Mitte Oktober zurückgetreten war und der frühere Wirtschaftsminister Ludwig Erhardt sein Nachfolger als Bundeskanzler war und in der kommenden Woche zu seinem Antrittsbesuch bei Präsident Kennedy am Montag, den 24. November nach

Washington fliegen wollte, seinen Besuch verschieben und stattdessen seine Teilnahme an der Trauerfeier für den ermordeten Präsidenten nach Washington planen musste.
Herr Peterich hielt sich trotz des Präsidentenmordes an sein Versprechen, mit mir den Film „Lawrence von Arabien“ anzusehen. Um ½ 4 machten wir uns auf den Weg zum Metro-Kino. Es war ausnahmsweise sonnig und noch hell, als wir dort ankamen. Auf dem Weg erklärte mir Werner, wie ich Herrn Peterich inzwischen nennen durfte, dass wir nicht nur einen sehr ungewöhnlichen Film sehen würden, sondern dass dieser Film auch außergewöhnlich lang sei, nämlich fast 3½ Stunden. Deshalb gäbe es nur drei Vorstellungen pro Tag. Der Andrang war entsprechend und der Saal fast voll besetzt, als der Film mit einer Ouvertüre begann, die als Themenmusik wie Moon River in ‚Breakfast at Tiffany‘, den ganzen Film begleitete. Die Leinwand blieb schwarz und das Publikum saß während der Ouvertüre fast 5 Minuten im Dunkeln, bevor der Film mit dem Vorspann und den Namen aller Beteiligten begann. Der Film war nicht in Cinemascope, sondern in Super-Vision 70, einer brillanten Qualität im Panoramaformat gedreht, das mich von Anfang an in einen transzendentalen Zustand versetzte. Es war ein Film, in dem fast keine Frauen vorkamen, sondern wie Werner es nannte, ein ‚Männerfilm‘ über einen Helden, der trotz aller Selbstüberwindung an der Wirklichkeit scheiterte, aber posthum zur Ikone wurde. In Erwartung unseres Kinobesuchs hatte ich vorgestern noch meinen alten Knaurs Weltatlas zu Rate gezogen. „Mit einer Fläche von rund 3 Mill. qkm ist Arabien die größte Halbinsel Asiens. Der lange Grabenbruch des Roten Meeres trennt Arabien von der nordafrikanischen Wüsten-tafel, deren östlich Fortsetzung die wenig gegliederte arabische Scholle bildet. Die Halbinsel wird von einem einförmigen Hochland von 600 bis 1000 Meter Meereshöhe eingenommen, das durch Rand-gebirge dem Einfluß des Meeres weitgehend entzogen ist. Das westliche Randgebirge ist 1500-2000 m hoch, steigt aber im Süden des Landes Jemen auf über 3000 m an. Mit einem scharfen Steilrand setzt sich Arabien gegen das Tiefland von Mesopotamien und den Persischen Golf ab. Das Akdar-Gebirge (3020 m) in Oman steht der arabischen Tafel fremd gegenüber und bildet geologisch einen nur äußerlich durch den Golf von Oman abgegliederten Teil der Faltengebirge von Iran. Arabien liegt großenteils in de Subtropen und erhält nur sehr wenig Niederschlag. Das trockene Innere wird zu zwei Dritteln von Steppen, zu annähernd einem Drittel von Sand- und Steinwüsten eingenommen.“
Man stelle sich vor: Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und das Vereinigte Königreich mit ihren ca. 2.000.000 qkm wären eine Sand- oder Steinwüste. In den oben angeführten Saaten Westeuropas lebten damals 320 Millionen Menschen. Auf den 2,4 Mill. qkm von Saudi-Arabien lebten 1948 6,5 Millionen Menschen, davon ein Zehntel in der Hauptstadt Riad und die Hälfte in und um Mekka, Medina oder Hafen von Dschidda. In den glühenden Wüsten lebten nur Nomadenstämme, genannt Bedu oder Beduinen, mit Zelten und Kamelherden.
Aber der Film zeigte eine Geschichte, die sich vor fünfzig Jahren abspielte. Damals haben in Arabien möglicherweise nur halb so viele Menschen gelebt und der Nahe Osten war Teil des osmanischen Reiches, das zwar seine Gebiete in Nordafrika verloren hatte, aber die Küste Arabiens am Roten Meer und damit auch die heiligen Stätten der Mohammedaner beherrschte. Im Jahr 1900 begann der Bau der Hedschasbahn von Damaskus nach Medina, der zweitheiligsten Stadt der Mohammedaner. Ein französisches Unternehmen hatte bereits eine Bahnlinie von Beirut nach Damaskus gebaut. Nun übernahmen deutsche Ingenieure die Verlängerung der Strecke bis nach Mekka. Das Ziel war, den mohammedanischen Pilgern die wichtigste Reise ihres Lebens zum schwarzen Schrein der Kaba zu erleichtern. Jeder Gläubige musste einmal im Leben nach Mekka pilgern. Das wusste ich alles aus dem Religionsunterricht bei Alfons Selzle in Weilheim, der uns in der fünften Klasse des Gymnasiums mit den Religionen außerhalb des Katholizismus bekannt gemacht hatte wie Buddhismus, Hinduismus, Konfuzianismus sowie den Propheten Mohammed, sein Buch, den Koran und seine heiligen Orte Mekka, Medina und Jerusalem. Ich wusste nicht was passierte, wenn man die ‚Haddsch‘ genannte Reise nach Mekka nicht unternehmen konnte. Vielleicht hatten auch die Mohammedaner ein Fegefeuer. Die Osmanen waren jedenfalls Mohammedaner, aber sie hatten die Bahn nicht nur gebaut, um Gläubige zu den heiligen Stätten in Mekka und Medina zu bringen, sondern auch Truppen dorthin zu schaffen, um die Küste der arabischen Halbinsel am Roten Meer und den 1869 eröffneten Suezkanal unter Kontrolle zu halten. Die Bauarbeiten an der Hedschas Bahnlinie begannen 1900

südlich von Damaskus etwa 1300 km von Medina entfernt. 1902 erreichte sie Amman und am 1. September 1908 konnte die Strecke bis Medina eröffnet werden. Zur Wallfahrtszeit fuhren täglich fünf Züge nach Medina.

Der Film beginnt mit dem Tod von Lawrence im Jahre 1935 durch einen Motorrad-Unfall und seinem Begräbnis in der St.-Pauls-Kathedrale in London. Ein Reporter, der von einem prominenten Besucher der Beerdigung um eine Würdigung der Person von Lawrence gebeten wird, lobt diesen aber erzählt nachher seinem Begleiter von den Defekten im Charakter von Lawrence. Im Ersten Weltkrieg wird der bislang in Kairo tätige junge britische Offizier Thomas Edward Lawrence wurde für drei Monate auf die arabische Halbinsel entsandt, um die Entwicklungen um den aufständischen arabischen Führer Prinz Faisal zu beobachten. Der wenig soldatisch wirkende Lawrence macht sich mit einem einheimischen Führer auf den Weg, wobei er versuchte, sich der Lebensweise des Beduinen anzupassen. An einem Tiefbrunnen kommt es zu einem Zusammenstoß mit einem arabischen Reiter, der Lawrence' Führer erschießt: Der Führer gehörte einem anderen Beduinenstamm an und durfte daher nicht aus dem Brunnen des schwarzgekleideten Reiters trinken. Lawrence erreicht das Lager der Beduinen auch ohne Führer. Die Armee Faisals erweist sich als unorganisierter Haufen, der den Möglichkeiten der modernen Kriegsführung hilflos unterlegen ist. Er begegnet dem Reiter wieder, der seinen Führer erschossen hatte und lernt den mächtigen Sherif Ali näher kennen. Er erzählt ihm von seinem ehr-geizigen Plan mit den Arabern in Damaskus einzunehmen. Er überredete Sherif Ali, mit ihm und einem Trupp von nur 50 Mann unter hohem Risiko die menschenfeindliche Wüste Nefud zu durchqueren, um in den Rücken der zur See hin gerichteten Kanonen der Hafenstadt Akaba zu gelangen und sie außer Gefecht zu setzen. Ein Beduine war während des nächtlichen Ritts durch die Wüste nach Akaba von seinem Kamel gestürzt und war nicht mehr in der Lage die vor-gerückte Truppe zu erreichen. Vom grellen Licht der Mittagssonne geblendet und er-schöpft von ihrer Hitze irrte er hilflos durch die Wüste. Lawrence hörte nicht auf den Rat seiner Begleiter und kehrte um, um den Beduinen zu suchen. Er rettete ihn durch einen tollkühnen Einsatz in der glühenden Tageshitze vor dem Tod. Wenig später aber musste er ihn als Mörder durch Pistolenschüsse hinrichten, um eine Blutfehde zwischen den Arabern zu verhindern. Dann ereignete sich etwas, was man Menetekel nennt. Es war wie ein Vorzeichen kommenden Unheils. Nach der Hinrichtung des Unglücksraben gestand Lawrence später, dass er erschrak, als ihm bewußt wurde, dass er diese Erschießung insgeheim genossen hatte.



Auf dem weiteren Vormarsch nach Akaba gewann er mit viel Geschick die Unterstützung lokaler Stämme unter Führung des hakennasigen und stolzen Scheichs Auda Abu Tayi und konnte die Stadt mit seinem Überraschungsangriff auf die seewärts gerichteten Kanonen der osmanischen Festung erobern. Die Beduinen plündern die Stadt und sind enttäuscht. Sie finden kein Gold, sondern nur Koffer voll mit wertlosem Papiergeld oder Wanduhren, die nicht mehr ticken. Lawrence jedoch macht sich in Begleitung von zwei jugendlichen Arabern auf den Weg durch die Wüste Sinai und durch den Suez Kanal Richtung Kairo. Einer der beiden Jungs geriet dabei in ein Treibsandloch, das Alles, was ihm näherkam, nach unten zog und verschluckte. Lawrence und der andere Junge mussten hilflos zusehen, wie der Junge im Treibsand vom Erdboden verschwand wie ein Eisläufer, wenn das Eis unter seinen Kufen bricht und er keinen Halt mehr findet. Ich war ziemlich geschockt von dieser Szene.



Als Lawrence mit dem Jungen weiterzieht, verliert er auch noch seinen Kompass aber wanderte trotzdem unverdrossen der Sonne nach in Richtung Westen, bis sie schließlich den Suezkanal am Roten Meer erreichten, etwa oberhalb der Stelle wo einst Moses die Kinder Israels auf der Flucht aus



Ägypten durch eine von Gott geöffnet Furt auf die Halbinsel des Sinais führte. Als er und sein Volk am anderen Ufer angelangt war, schloss Gott die Furt und ertränkte das Heer des Pharaos. Als man in England wie in Frankreich um 1850 unter der Leitung des früheren Diplomaten Lesseps begann, über die Möglichkeit eines solchen Kanals zu eruieren, dachte man weniger an Moses als an die Erträge aus den Nutzungsgebühren des Kanals zwischen dem Roten Meer und dem Mittelmeer. Nach seiner Fertigstellung bliebe dem Schiffsverkehr der lange Weg durch den indischen Ozean zum Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas und weitere acht tausend Kilometer entlang der Atlantikküste Afrikas zur Nordspitze und den Säulen des Herkules an der Straße von Gibraltar zum Mittelmeer, erspart. Die neuen Kolonialgebiete in Süd- und Ostasien waren schneller und sicherer zu erreichen als bisher und damit war der Kanal zudem von großem militärischem Nutzen. Lesseps hatte zur Finanzierung des Mammutprojekts in Frankreich eine Aktiengesellschaft gegründet. Der Bau von 1859 bis 1869 machte das Land Ägypten von ausländischen Anleihen so abhängig, dass die von Großbritannien und Frankreich eingerichtete Staatsschuldenverwaltung zur eigentlichen Regierung Ägyptens wurde. Zur Sicherung des Verbindungsweges nach Indien erwarb Großbritannien die ägyptischen Kanalaktien und übernahm 1882 die Kontrolle des Landes, das formal noch immer Vasall des Osmanischen Herrschers in Istanbul war. Lawrence wurde sechs Jahre später in eine Realität geboren, die in einem Krieg endete, dessen Soldaten mit dem Blut von Millionen Unschuldigen an ihren Händen keine Helden mehr waren, sondern Massenmörder. Inzwischen wusste ich, dass Mord Planung voraussetzt und somit geplanter Totschlag ist. Wo war die Grenze und wo ist sie heute? Ich war deshalb verwundert, dass Lawrence, gekleidet wie ein Araber in ein sandfarbenes, knöchellanges, langärmliges Hemd, Tuch über Kopf und Schultern, Ringen um das Kopftuch, wehendem Umhang, einem Arabischen Krummdolch im Schaft um die Hüften und mit dem überlebenden Jungen

an der Seite, im Hauptquartier der Briten in Kairo, angekommen war, um den Sieg von Akaba über die Osmanen zu melden, als erstes zur Bar des Offizierskasinos ging, wo er wegen seiner Kluft und Begleitung unangenehm auffiel. Das hatte er eingeplant. Er kam von der Front und hatte Akaba mit Arabern eingenommen. Die Sesselfurzer hatten keine Ahnung, was bevorstand. Sein Vorgesetzter eilte schließlich dazu, hört vom Sieg und vermittelt ein Treffen mit dem Kommandanten General Allenby, der sich seine Sporen als Burenkiller in Südafrika verdient hatte und im ersten Weltkrieg weitere Sporen im Massenmorden erwarb. Aber das wusste ich damals noch nicht, aber Lawrence wusste es. Er beichtete seine Sünden, bekam die Absolution und folgte seiner Karriere, anstatt umzukehren. Er ging den Pakt mit dem Teufel ein. General Allenby bewilligt ihm alles, was er für die



Fortsetzung des Krieges brauchte, um die Araber zu unterstützen, um die Türken zu besiegen, aber nicht um die Ziele der Araber zu erfüllen, sondern die Interessen derer zu bedienen, die sich seine unglaublichen Fähigkeiten zu Nutze machten, um ihre Macht zu mehren. Auf meiner Heldenliste steht er noch heute ganz oben, weil das Buch, das er über die „Sieben Säulen der Weisheit“ geschrieben hat und im oberen Viertel der besten Autobiographien meiner Leseliste zu finden ist, mich so beindruckt hat, dass ich Jahre später Arabisch lernen und nach Mekka pilgern wollte. Als wir gegen acht Uhr aus dem Kino kamen und in der Dunkelheit nach Hause gingen, fragte ich Werner, warum sich Lawrence als Araber gekleidet mit Sherif Ali in die Stadt Dera in Syrien begab, um einen arabischen Aufstand gegen die Türken anzuführen. Seine Verkleidung als unauffälliger Araber reichte nicht und er muss gewusst haben, dass seine weiße Haut und seine blauen Augen ihn verraten würden. Türkische Soldaten brauchten nicht lange, um ihn festzunehmen und bei ihrem Kommandeur abzuliefern. Der lässt ihn foltern und auspeitschen. Danach werfen sie ihr ohnmächtiges Opfer auf die nächtliche Straße vor der Kommandantur. Dort findet ihn Sherif und bringt ihn zurück in das Versteck der Truppe in den Bergen. Lawrence ist verzweifelt, denn unter der Folter war er bereit, seine Kameraden zu verraten. Das kann er sich selbst nicht mehr verzeihen. Werner hatte eine verblüffende Antwort. Er meinte Lawrence war ein Masochist. Er suchte den Schmerz, wollte leiden und fand jemanden, der ihn quälte und geriet an einen Sadisten, der seine Erwartungen übertraf. Lawrence überlebte und wurde später zum Rächer und Mörder im Dienst des Vaterlands. Das fand ich nicht gut, aber in meinem Kalender steht: „Sehr gut, gelesen, Radio, geschlafen.“ Das

hieß, ich mochte den schlaksigen Engländer mit seinen blauen Augen, auch wegen seiner Antwort auf die Frage, warum er die Wüste liebe: Weil sie leer ist. Wenn er aber das Nichts liebte, war er Nihilist.





Was unterscheidet den Nihilisten vom Existenzialisten? Terra incognita, die es zu erkunden galt. Die Wüste war am nächsten Tag kein Thema mehr. Es war mein letzter Sonntag in Ramersdorf. Am Sonntag konnte man in die Museen gehen, ohne Eintritt zu bezahlen. Außerdem war es Totensonntag, die Kirchen voll und die Museen hatten nur wenige Besucher. „½ 10 auf, gefrühstückt, Tram, Neue Pinakothek, Haus der Kunst“. Die Neue Pinakothek stand einmal gegenüber der Alten Pinakothek (siehe oben links) an der Theresienstraße. Ludwig I. hatte sie gegründet, um seine Sammlung zeitgenössischer Kunst vor allem der Münchner Schule und der Romantik zu beherbergen. Sie wurde im Jahr 1859 eröffnet und im Jahr 1944 von amerikanischen Bombern zerstört. Die Sammlung selbst war vorher ausgelagert worden und blieb erhalten. Das Gebäude aber musste abgerissen werden und das Grundstück lag brach. Das von Hitler errichtete Haus der Kunst an der Prinzregentenstraße blieb hingegen fast unbeschädigt. Die US Army nutzte den Mittelteil des Gebäudes bis 1955 als Offiziersclub aber auch als Basketballhalle. Ab 1958 begann die Bayerische Staatsgemäldesammlung die Sammlung im Westflügel des HdK auszustellen. Es waren Ölbilder in schweren Goldrahmen aus dem 19. Jahrhundert im Stil der Romantik und des Biedermeier, Historien- und Gesellschaftsmalerei, französische und deutsche Impressionisten, Symbolisten und Jugendstil. Es war eine große Sammlung. Ich musste mich beeilen und wechselte nach zwei Stunden in die Haupthalle des Hauses der Kunst mit seinen neoklassischen Säulen entlang der Prinzregentenstraße, mit denen der Führer die, vom Kronprinzen und späteren König Ludwig I am Königsplatz ab 1808 im klassischen Stil, erbauten Tempel der Akropolis, übertreffen wollte. Seit Oktober fand dort eine Einzelausstellung des französischen Malers George Braque statt. Er war zwar Ende des letzten Jahrhunderts geboren und ein Mitbegründer des Kubismus, der versuchte durch die Betonung der Struktur das Unsicht-bare sichtbar zu machen.



Das stand im Katalog, von dem ein Ansichtsexemplar auslag, das an einer Kette hing. Später bin ich zu den Petersons nach Obermenzing gefahren. Dort habe ich Kristine im Haus ihrer Eltern getroffen Sie mochte meine Gesellschaft. Sie war vier Jahre älter als ich und besuchte eine Schauspielschule. Wir haben in ihrem Zimmer Tee getrunken, geraucht und gequatscht. Um sechs Uhr war ich zurück in Ramersdorf. Am nächsten Tag war ich für ein paar Stunden in der Schule. Am Nachmittag kam Werner mit der Montagsausgabe des SPIEGEL nach Hause. Er hatte sie schon gelesen und empfahl mir den Kommentar des Herausgebers Rudolf Augstein zum Tod von Präsident John F. Kennedy.

Rudolf Augstein

DER PRÄSIDENT DER STÄRKE UND DES FRIEDENS

Die uns bekannte Geschichte hat kein Beispiel dafür, daß der jähe Tod eines Menschen die gesamte bewohnte Erde so aufgestört hätte wie die Nachricht von der Ermordung des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy. Einige Augenblicke lang stockte Milliarden Menschen Pulsschlag und Atem. Fünfzehn Minuten, bis zur endgültigen Todesnachricht, verharrten die Völker ganzer Erdteile in lähmender Spannung. Das Entsetzen angesichts der möglichen Folgen der Tat war nicht größer und nicht so allgemein nach der Ermordung des österreichischen Thronfolger-Paares in Sarajewo, die den Ersten Weltkrieg entzündete.

Wohl, es sind Männer ermordet worden, die zu ihrer Zeit so viel Macht in Händen hielten wie Kennedy, Julius Cäsar etwa, der die Herrschaft usurpiert hatte. Tyrannen sind gestorben, deren Tod die Menschen wie ein Keulenschlag traf, so Josef Stalin.

Als Präsident Roosevelt 1945 starb, weinten, wie jetzt, viele Menschen in den Straßen der großen Städte Amerikas. Der große Abraham Lincoln wurde 1865 von einem Psychopathen erschossen, als er die Jahrhundert-Tat der Sklavenbefreiung in unerschütterlicher Großartigkeit durchgefochten hatte — an den nach dem Bürgerkrieg sich fortzeugenden Spannungen im unterlegenen Süden der Vereinigten Staaten drohte Kennedy zu scheitern. Der Schock der Ermordung in Deutschland war sogar womöglich stärker als bei der Ermordung des deutschen Außenministers Walther Rathenau im Jahre 1922, die alle Anhänger der Weimarer Republik aufs äußerste erregte.

Kennedy starb jünger als sie alle, strahlender und erfolgverheißender war er aufgestiegen, niemandem hatte er die Macht entrissen. Eine Bewährungsprobe voll von ungeheuerlichen Risiken, die Kuba-Krise des vorigen Jahres, hatte er in eindrucksvoller Stärke bestanden. Schon zu Lebzeiten war der von Rückenschmerzen Gepeinigte zum Inbegriff des verantwortungsbeladenen jungen Helden geworden, der sich für seine Nation und für die Sache der von ihm geführten Völker aufopferte.

Fünf Jahre nur, Aufstieg und Amtstätigkeit zusammengenommen, hat er im Zentrum der Weltmacht gewirkt. Sein Versuch, unterstützt von den idealistischen Impulsen einer demokratischen Innenpolitik, die Friedenssicherung mit den Sowjets durch zäheste Strategie zu erreichen, ist durch seinen Tod unterbrochen und tausend Unberechenbarkeiten preisgegeben. Zum zweitenmal innerhalb eines Jahres, wie beim Tod des 81jährigen Papstes Johannes, überfällt einfache Leute und Intellektuelle schockartig der Zweifel, ob denn das Neue, das durch einen Menschen in die Welt gekommen ist, durch das Erstarren eines einzigen Gehirns abreißen und zu Ende sein kann.

Kaum jemand hatte diesen Mord für möglich gehalten, denn so pedantisch und fast lückenlos die Mächtigen von ihren Gorilla-Rudeln abgeschirmt werden, so offen bieten sie sich heutzutage dem Ansturm der ihnen zujubelnden Massen dar. Selbst einen Chruschtschow zu ermorden, könnte entschlossenen Berufstötern nicht schwerfallen.

Von allen Staats- und Regierungsoberhäuptern in West und Ost war immer Charles de Gaulle am bedrohtesten erschienen. Ihn aus dem Wege zu räumen, mußten seine innenpolitischen Todfeinde interessiert sein. Algerien lag den Europäern nahe genug, das tragische Dilemma zwischen Moslems und Kolonisten war hinlänglich ausgebreitet, um die Entschlossenheit der OAS-Attentäter jederzeit vor Augen zu haben. Der französische Staatspräsident hatte die Macht mit Hilfe von Leuten ergriffen, die sich von ihm bitter getäuscht wähnen mußten und die ihm Verrat vorwarfen, Verrat an ihnen wie am Vaterland. Er, der den Tod gelegentlich herauszufordern schien, galt in unser aller Bewußtsein als gefährdet.

Kennedy hingegen mußte nur vor unzurechnungsfähigen Einzelgängern beschützt werden, so schien es, vor unruhigen Randalierern des übervölkerten Puerto Rico etwa. Daß organisierte Gegner ihn niederschießen könnten, haben nur wenige für vorstellbar gehalten. Mußte Kennedy, wo selbst Chruschtschow vor Attentaten der eigenen Landsleute sicher schien, nicht doppelt sicher scheinen?

In Texas riß der Vorhang und gab die Spannungen frei, die das Riesenland erschüttern. Daß irregeleitete Anhänger Castros, des Idols der besitzlosen Massen in Mittel- und Südamerika, den Präsidenten umbringen könnten, schien nicht so ganz aus der Welt. Daß aber Bürger auf ihn anlegen könnten, die gegen die Gleichberechtigung der Neger eingeschworen seien, dieser Verdacht lief in der Unglücksnacht erstmals um die Erde.

Welche Wut in den Rassenkämpfen auf seiten der allmählich unterliegenden „Weiße-Herren-Partei" emporkriecht,das hatte sich Europa doch nicht einbilden können. Jetzt lag jener demokratische Gouverneur in Lebensgefahr darnieder, der John F. Kennedy in das traditionell demokratisch beherrschte Texas gerufen hatte, um den angesichts der negerfreundlichen Politik des Präsidenten sichtbar gewordenen Anhängerschwund aufzufangen.

Eisenhower, ein der Republikanischen Partei des Neger-Befreiers Lincoln angehörender Präsident, hatte die Gleichberechtigung nur zögernd und wie gegen inneres Widerstreben vorangetrieben. Kennedy, Führer auch jener Demokratischen Partei, die im Bürgerkrieg auf seiten der Feudal- und Baumwollherren des tiefen Südens unterlegen war, John F. Kennedy und sein Bruder, der Justizminister, betrachteten die Lösung der Neger-Frage als eine Art Ehrenschuld. Im Wahlkampf von 1960 hatten 70 Prozent der 18,8 Millionen Neger für Kennedy gestimmt. Eine negerfeindliche Politik hätte auch nicht in das Programm der „New Frontier", des Aufbruchs zu neuen Grenzen, gepaßt.

Im unglückseligen Dallas, dem früheren Schauplatz wüster Rassenkrawalle, erstarben die Hoffnungen der Neger vorerst in der Geschoßgarbe eines Schnellfeuergewehrs. Der neue Präsident Johnson ist Südstaatler. Er war erklärtermaßen zum Vizepräsidenten nominiert worden, um den negerfeindlichen Süden bei der Parteifahne der Demokraten zu halten.

Die Ermordung des Präsidenten läßt das Neger-Problem in so bedrohlicher Perspektive erscheinen, weil sich bisher schon herausgestellt hatte, daß die vorsichtig zähe Taktik namentlich des Bruders Bob Kennedy, eine Stadt nach der anderen zu liberaleren Praktiken zu überreden, die schwarzen Massen nicht mehr befriedigte. Des Justizministers Parole „Die Bürgerrechte der Bürger erkämpft man nicht auf der Straße" wurde desavouiert, der Neger-Führer Martin Luther King warf dem Präsidenten eine zu geringe Aktivität in der Frage der Neger-Gleichberechtigung vor.

Der neue Präsident wird das Gleichberechtigungs-Programm der beiden Kennedys schwerlich durch den Kongreß bringen. Ihm ist schon vorgerechnet worden, daß die Neger-Politik Kennedys viereinhalb Millionen Stimmen weißer Amerikaner gekostet und nur eine Million Negerstimmen im Norden eingetragen hat.

Meinungsumfragen im ganzen Lande erbrachten Indizien für das weitverbreitete Gefühl, der rassenpolitische Integrationsprozeß werde zu schnell vorangetrieben. Unter den Weißen des Nordens ist in den unteren Gesellschaftsschichten die Furcht vor einer Gleichschaltung der Neger auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt weit verbreitet. Im demokratischen Mississippi wurde der Gouverneur der Demokraten nur deshalb mit knapper Mehrheit gewählt, weil er vorher versprochen hatte, sich einer Wiederwahl Kennedys mit allen Mitteln entgegenzustellen.

Kaum ein schrecklicheres Unglück hätte die amerikanische Nation treffen können, als daß der als zu negerfreundlich verschriene Präsident von einem radikalen Südstaatler umgebracht worden wäre. Erschütterungen bis in die Herzkammern des gewaltigen Landes wären die Folge gewesen. Kaum minder bedrohlich aber hörte sich die zweite Lesart an, das Attentat sei von dem Amerikaner Lee H. Oswald verübt worden, der Vorsitzender des Komitees „Fair play for Cuba" ist und der von 1959 bis 1962 in der Sowjet-Union sein Domizil gehabt haben soll. Wie, wenn der 1959 erst 20jährige Oswald sich wirklich darum bemüht haben sollte, die sowjetische Staatsbürgerschaft zu erlangen?

Zwar, daß Chruschtschow kein Interesse daran haben konnte, seinen Koexistenz-Partner Kennedy zu ermorden, war allen Einsichtigen klar. Aber jeder Zusammenhang mit einer kommunistischen, noch dazu mit einer Pro-Castro-Organisation, würde den Verständigungsunwilligen unter den amerikanischen Führern einen nicht wieder gutzumachenden Vorsprung geben, jenen Leuten, die auch während der Kuba-Krise geraten hatten, Kuba einzunehmen und reinen Tisch zu machen. Dabei konnte selbst der hysterische Fidel Castro nicht verrückt genug sein, sich

von der Ermordung Kennedys eine günstigere Kuba-Politik der USA zu erhoffen.

Ließ der Verdacht gegen die Rassenfanatiker den Aspekt eines von innenpolitischen Kämpfen geschüttelten Amerika riesengroß auf die Wand fallen, so konnte ein noch so einzelgängerischer roter Wirrkopf das ganze mit unendlicher Vorsicht eingeleitete Verständigungsspiel zwischen Moskau und Washington abrupt umstoßen. Der „Wind der Veränderung", der nach Kennedys Meinung über die Welt hinwegging, würde keine Segel mehr finden, um die Politik in Richtung auf die Behauptung des Friedens in Gang zu setzen.

Kein Thema ist in der Kennedy-Runde so beschwörend und überzeugend angegangen worden wie die atomare Kriegsgefahr. Zu den weltpolitischen Leistungen Kennedys gehört, daß er dem Zangendruck Chruschtschows in Kuba und Berlin widerstanden und dennoch konsequent eine allmähliche Entspannung ins Auge gefaßt hat. Übertriebene Rücksicht auf die europäischen Verbündeten hat er dabei nicht genommen. Die Berlin-Frage war der Angelpunkt seiner Politik in Europa, und gerade im Hinblick auf Berlin hat Kennedy sich das letzte und mit niemand zu teilende Entscheidungsrecht im Falle eines Konflikts ausbedungen.

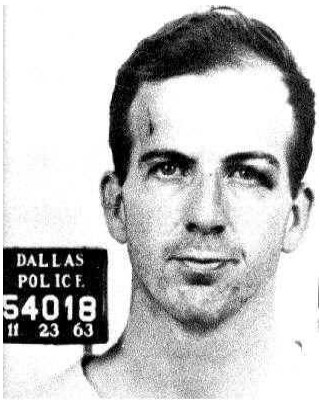
Der neue Präsident Johnson hatte unter Kennedy kaum Gelegenheit, soviel Profil zu gewinnen wie Nixon unter Eisenhower. Für die Außenpolitik könnte ins Gewicht fallen, daß er, obwohl Protegé Roosevelts, kein „Roosevelt-Demokrat" ist, sondern ein Mann des Südens. Kein Gewässer der amerikanischen Innenpolitik ist ihm fremd, mit allen ist er und hat er gewaschen.

Er ist zum Vizepräsidenten nominiert worden, wie die meisten Vizepräsidenten vor ihm, um dem Präsidenten Stimmen zuzuführen. Wie allen Vizepräsidenten vor ihm, die durch den Tod des Präsidenten in das Monarchenamt auf Zeit einrückten, schlagen ihm Zweifel entgegen, ob er der schweren Pflicht, hier den weltpolitischen Aufgaben der Führungsmacht des Westens gewachsen sei. Ähnliche Reserve hat man auch bei Franklin Roosevelts Tod gegenüber dem Vizepräsidenten Truman und nach der Ermordung des Präsidenten McKinley gegenüber dem Vizepräsidenten Theodore Roosevelt an den Tag gelegt. Im Trauerzug für den ermordeten McKinley ging McKinleys Freund, der Wirtschaftsmagnat und Senator Mark Hannah, und schimpfte über den „Rauhreiter" Teddy Roosevelt: „Nun ist dieser verdammte Cowboy Präsident der Vereinigten Staaten." Und doch wurde Harry Truman ein recht guter und Theodore Roosevelt sogar ein bedeutender Präsident.

Lyndon Johnsons größtes Handikap ist, daß er nur noch ein knappes Jahr bis zu den nächsten Präsidentschaftswahlen zu regieren hat — Truman hatte wie Theodore Roosevelt drei Jahre bis zu seiner regulären Wahl.

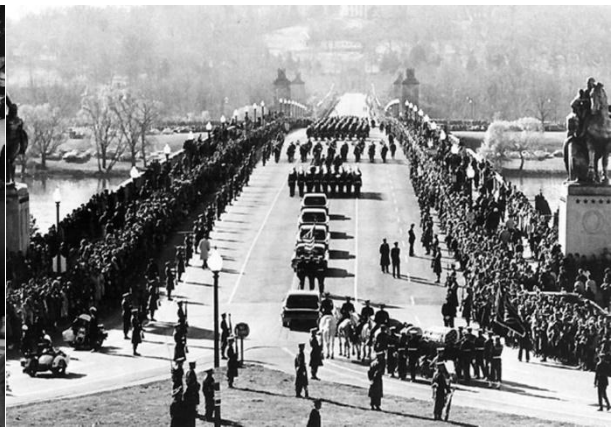
So ist es denn auch keineswegs ausgemacht, daß Johnson die Nominierung der Demokratischen Partei zum Präsidentschaftskandidaten erringen wird. Ein Südstaatler könnte etwa gegen den liberalen Republikaner Nelson Rockefeller von New York leicht unterliegen. Beide Parteien haben keinen klaren Favoriten als Kandidaten anzubieten.

Ich hatte bis zum Abendessen Zeit, dann sollte ich Werner das Magazin zurückgeben. Ich sortierte meine Prioritäten nach Dringlichkeit, entschied mich, die Hausaufgaben warten zu lassen und die Geheimnisse Amerikas zu verstehen. Kennedy war nicht der Landvogt Gessler, den Wilhelm Tell mit einem Pfeil seiner Armbrust tötete. John Kennedy wollte mit seinem Bruder Robert ein Programm zu Gleichberechtigung der Neger durch den Kongress, also das Parlament der USA, per Gesetz einführen. Aber, so schrieb Herr Augstein, der noch vor einem Jahr wegen des Verdachts auf Landesverrat von 28. Oktober bis Anfang Februar 1963 in Untersuchungshaft in Hamburg gehalten wurde: „Im unglück-seligen Dallas, dem früheren Schauplatz wüster Rassenkrawalle, erstarben die Hoffnungen der Neger in der Geschoßgarbe eines Schnellfeuergewehrs." Er bezweifelt, dass Kennedy's Nachfolger, der Vizepräsident und Texaner Lyndon Johnson, ein Mann des Südens, das Gleichberechtigungs-Programm der Kennedy Brüder durch den Kongress bringen kann. Scheinbar fanden viele Amerikaner, dass der „rassenpolitische Integrationsprozess zu schnell vorangetrieben wird." Das erinnerte mich an die Geschichte aus „Onkel Toms Hütte" als Mary, die Frau des Senators, Harry und Eliza Unterschlupf gewährte, obwohl ein Gesetz die Aufnahme von aus Kentucky geflohenen Sklaven strafbar machte und sie ihren Gatten damit in eine missliche Lage brachte. Er antwortete ihr, dass man wegen seiner Gefühle nicht auch den Verstand verlieren dürfe. Das war vor hundert Jahren. Aber jetzt lebten wir im Zeitalter der Wissenschaft, Forschung und Technologie und in Amerika hatten sie noch immer ein Problem mit dem Grundgesetz, dass alle Menschen gleich sind und niemand wegen seines Aussehens, Rasse oder Herkunft benachteiligt werden darf? Als ich Werner den SPIEGEL wie vereinbart zurückgab, hatten die deutschen Abendnachrichten aus den Vereinigten Staaten bereits für mehr Ungewissheit gesorgt. Lee Harvey Oswald, der Mörder des Präsidenten war während der Überführung durch die Polizei in das Bezirksgefängnis von Dallas von einem Nachtclubbesitzer namens Ruby durch einen Schuss aus einer Pistole in den Bauch vor laufenden Fernsehkameras ermordet worden. Ruby wurde festgenommen, aber Oswald verstarb kurz darauf im Krankenhaus. Aber das wusste Rudolf Augstein nicht, als er seinen Kommentar für die Montagsausgabe geschrieben hatte, denn das erfuhren wir am Sonntag aus den Nachrichten beim Abendessen. Es war schrecklich wie ein Menetekel weiteren Unheils. Am Montag wehten alle Flaggen noch auf Halbmast. Laut Kalender habe ich einen Kirchgang mit der Schule geschwänzt. Vielleicht gab es dort eine Trauerfeier, aber am



Theresien Gymnasium verlief der Unterricht nach Dienstplan. Er begann um ½9 mit einer Lateinstunde und endete gegen Mittag. Stunden später machten sich eine Million Menschen in Washington auf und säumten den Weg des Trauerzuges vom Kapitol zum Weißen Haus zur der St. Matthew's





Cathedral und zum Arlington National Cemetery. Millionen Menschen folgten der Beerdigung im Fernsehen. „Die drei Netzwerke ABC, CBS und NBC setzten über 50 Kameras für die gemeinsame Berichterstattung ein, damit die Zuschauer die Vorgänge vom Kapitol bis nach Arlington verfolgen konnten. Seit der Beerdigung des britischen Königs Edward VII. von 1910 hatte es bei einer staatlichen Veranstaltung keine solche Versammlung von Präsidenten, Premierministern und Königen gegeben. Insgesamt nahmen 220 ausländische Würdenträger aus 92 Ländern, fünf internationale Organisationen und dem Vatikan an der Beerdigung teil, darunter waren 19 Staats- oder Regierungschefs sowie Mitglieder königlicher Familien." Einer davon war der Bundespräsident Heinrich Lübke aus der Bundesrepublik Deutschland. Das war der Mann mit den weißen Haaren links von Frankreichs Präsident de Gaulle, der zwischen ihm und dem Negus von Äthiopien Haile Selassie stand.

Davon erfuhr ich, als ich nach der Schule mit Gabi im Wohnzimmer in Ramersdorf saß, wo wir uns die Radioreportagen des Bayerischen Rundfunks aus Amerika anhörten. Sie wusste mehr über Amerika als ich Gartenzwerg. Als ich auf der Baustelle arbeitete und meinen letzten Sommer am Hohenpeißenberg mit Shelagh genoss, fand in Washington eine der größten Demonstrationen der Neger in der amerikanischen Geschichte statt. 200.000 von ihnen forderten Arbeit, Wohnungen und Bildung für alle. Ein schwarzer Prediger mit dem Namen Martin Luther King führte sie an und sprach von seinem Traum, dass alle Bürger der USA gleichberechtigt sind in ihrem Streben nach Glück. So nannte Gabi das wichtigste Grundrecht der Amerikaner und sie kannte auch das Wort dafür. Ich bat sie, es mir aufzuschreiben, weil ich es nach fünf Wochen Englisch noch nicht kannte. Es hieß „pursuit of happiness". Sie sagte Leben, Freiheit und das Streben nach Glück seien Grundrechte der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar für alle Menschen, die dort leben. Unabhängig von Herkunft, Hautfarbe oder Geschlecht. Letzteres war ihr wichtig, denn sie war eine Frau und fühlte sich wohl benachteiligt, obwohl sie nicht geschieden war, sondern eine scheinbar glückliche Ehe führte. Sie mochte Dornkaat, aber nicht um sich zu betrinken. Vielleicht war es ihr Beruhigungsmittel. Ich habe das Zeug probiert und es ging mir dabei, wie nach der Abschlussfeier im Gasthof Gattinger in Weilheim im Sommer, als ich später in einem Straßengraben mit einem Brummschädel aufwachte, aber mich befreit fühlte von einer Gegenwart, die von nun an zur Vergangenheit gehörte und mich für neue Erfahrungen öffnete. Ich musste heftig kotzen, aber fühlte mich danach stärker als zuvor. Ich war 16 Jahre alt und nicht 18 und schon deshalb war das kein Gesprächsthema. Auch nicht mit Gabi, die achtzehn Jahre älter war als ich. Die Tage nach Kennedy's Beerdigung vergingen wie das Herbstlaub an den Bäumen. Ich sah die Blätter fallen wie gute und schlechte Noten. Am Samstag nach der Schule habe ich meinen Koffer gepackt, von dem ich nicht mehr weiß, wie der aussah. Nach dem Mittagessen mit Peterichs hat „Jörg mich abgeholt und nach Ebenhausen gebracht. Mein Zimmer war nett eingeräumt usw. Wein, Bett." – Der Spruch der Woche war: „Die große Treue zu Gott zeigt sich in den kleinen Dingen.- Franz von Sales."

Der erste Winter in Ebenhausen 1963/64

Der erste Dezember war zugleich der erste Adventsonntag. Es war ein grauer Spätherbsttag, die Bäume hatten ihre letzten Blätter verloren und reckten ihr nackten Ästen gegen den bedeckten Himmel. Die Aussicht von der Terrasse des neuen Hauses war wie befürchtet. Der Aushub für die über zehn Meter tiefe kreisförmige Kläranlage mit drei Kammern vor der Garage wie für den Keller und Berge von aufgetürmter schwarzer Erde bedeckten den unbebauten Teil des Grundstücks. Auch auf dem Nachbargrundstück zur Zellerstraße sah es nicht besser aus. Entsprechend trostlos war die Aussicht aus meinem Zimmer auf die Nordwand des Bungalows unserer neuen Nachbarn mit dem Namen Holländer in Richtung Süden. Auch die Schrankwand zwischen meinem und Fritzis Zimmer, das er nie bewohnen würde, war noch nicht eingebaut. Es stellte sich heraus, dass alle Fensterrahmen des Hauses noch einen zweiten Anstrich kriegen mussten, bevor der Winter einsetzte. Onkel Kreppel teilte mich dazu ein, um auch meinen Beitrag zum neuen Haus zu leisten. Jedenfalls funktionierte die Zentralheizung und im Badezimmer am Ende des Ganges gab es heißes Wasser.



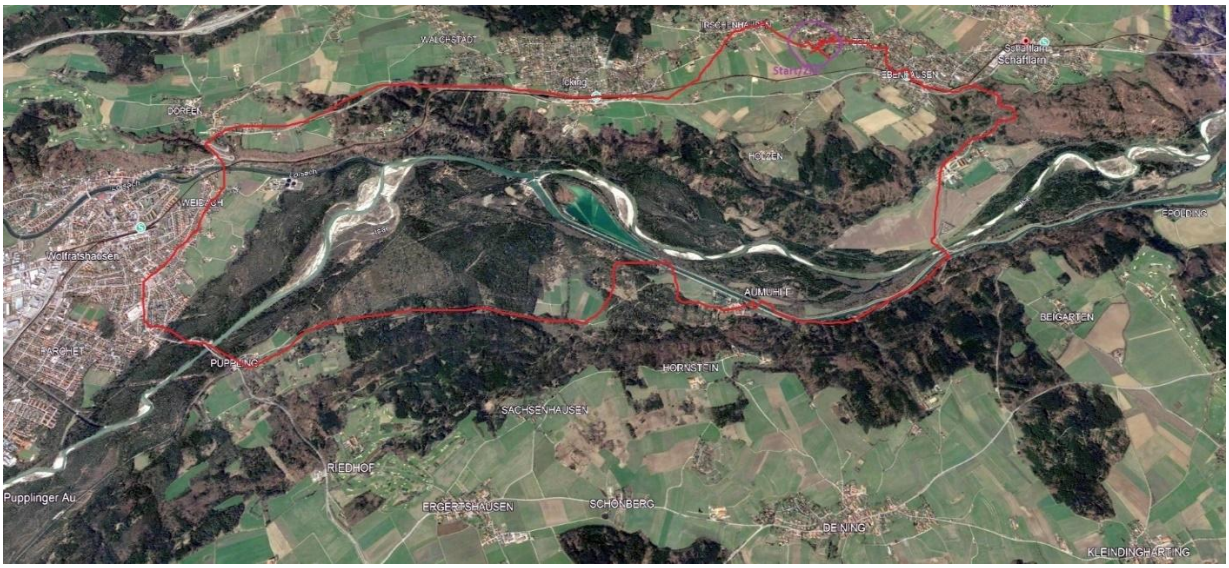


Nur die Wanne war etwas kleiner als die in Hohenpeißenberg. Da das Wasser aus der Heizung kam und nicht von einem Kohleofen unter dem Boiler erhitzt werden musste, war das Badezimmer nie so dampfig warm wie früher. In der Garage war kein Heizkörper verbaut, aber das Moped DKW Hummel, das dort stand und auf mich wartete, war sofort einsatzbereit. Es waren noch zwei Liter



im Tank mit 5,5 Liter Volumen. Mit einem Liter kam man etwa achtzig Kilometer weit. Meine geplante Rundfahrt war etwa 20 km lang. Ich trat einmal fest auf das Fußpedal und startete damit

den kleinen Einzylindermotor, der nun fröhlich vor sich hin knatterte. Ich legte meine Hände auf die Handgriffe des Lenkers, schaltete mit einer den ersten Gang ein und drehte den anderen Handgriff, um Gas zu geben und die Auffahrt von der Garage zur Ausfahrt zu überwinden, bog später links ab auf die Zeller Straße und fuhr über die Alpenblickstraße und die Eisenbahnbrücke zur Bundestraße Richtung München. Ein paar hundert Metern nach dem Gasthof Post am Ortsende von Ebenhausen, wo auch ein steiler Fußweg durch den Wald am Hang bergab begann, konnte man über eine schmale geteerte Straße in teilweise engen, steilen Serpentinen hinab ins Isartal zum Kloster Schäftlarn und zu den Brücken über die Isar und den Isarkanal auf die andere Seite des Flusses gelangen. Die nächsten Brücken flussaufwärts gab es erst wieder in Puppling nahe Wolfratshausen und flussabwärts in Grünwald südlich von München. Der Höhenunterschied zwischen Flusstal und Oberland lag zwischen hundert und hundertfünfzig Meter, die Hänge waren nach dem Zufluss der Loisach bei Wolfrats-



hausen auf beiden Seiten bis München-Solln recht steil. Ich stellte das Moped vor der Klosterkirche ab und besichtigte das Gebäude, das in der Mitte des 18. Jahrhunderts zur Barockkirche umgebaut wurde. Sie stand etwas zurückgesetzt von der Straße mit einem kleinen Friedhof auf der Portalseite im Zentrum der Klosteranlage des Benediktinerordens, der dort auch ein Gymnasium mit Internat betrieb. Allerdings nur ein Progymnasium für die Klassen 5 bis 10, was bedeutete, dass ich, selbst wenn ich dort als externer Schüler nur für ein Jahr untergekommen wäre, trotzdem die drei nächsten Klassen bis zum Abitur ein Gymnasium in München besuchen hätte müssen. Gut, dass es wenigstens nicht dazu gekommen ist, dachte ich, als ich in die Kirche trat, die wie fast alle anderen barocken Klosterkirchen, die ich bisher kennengelernt hatte, überladen war von Stuck, Gold, edler Malerei und Schnitzkunst.

Zum Kloster gehörten auch eine Brauerei, eine Klostergaststätte mit Fremdenzimmern, eine Landwirtschaft und ein Sägewerk mit Schreinerei. Das Kloster war ein Wirtschaftsunternehmen bis vor über 150 Jahren das Gespenst der französischen Revolution auch das Kurfürstentum Bayern erreicht hatte und Graf Montgelas, von 1799 bis 1817 Minister des Kurfürsten und späteren König von Bayern Maximilian I., damit begann, seine Pläne für eine weitreichende Modernisierung der Verwaltung und Politik des Landes Bayern zur Säkularisation umzusetzen. „Montgelas hielt diese für zweckmäßig, weil der kirchliche Besitz zu umfangreich war. Die Kirche hatte ihren Besitz im Mittelalter erworben, als sich fast nur die Klöster der Religion, Wissenschaft, Urkundenwesen, Kunst, Erziehung und Krankenpflege sowie Armenfürsorge widmeten. Sie hatten für Fortschritte in der Wirtschaft und für die Urbarmachung bisher nicht bewirtschafteter Gebiete gesorgt. Diese Aufgaben werden aber inzwischen vom Staat, den Städten und den Ortsgeistlichen erfüllt. 56 von 100 aller Höfe Bayerns waren im kirchlichen Obereigentum und diese Zusammenballung behinderte den Wirtschaftsverkehr. Auch der Konvent des Kloster Schäftlarn wurde 1803 aufgelöst, der Besitz enteignet, Wirtschaftsbetriebe und Gebäude wurden verkauft. Im August 1806 erzwang Kaiser

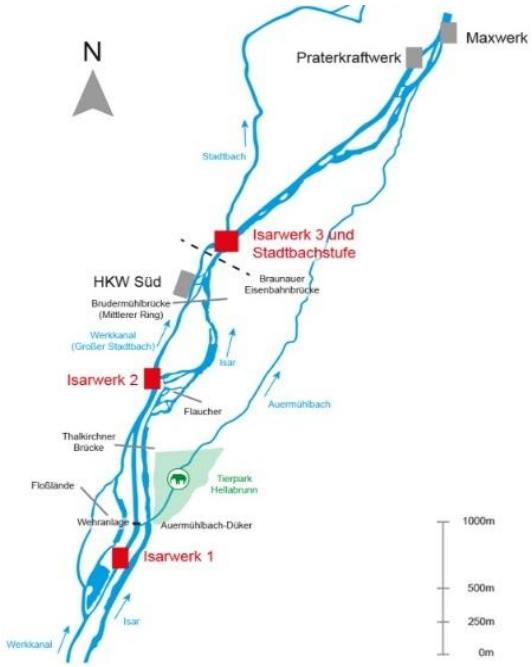
Napoleon die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und der österreichische Kaiser Franz dankte als deutscher Kaiser ab. Nach dem Wiener Kongress von 1815 und der Gründung des Deutschen Bundes stand eine Neuumschreibung der katholischen Diözesen in Deutschland und somit auch Bayerns an. Nach dem Rücktritt von Graf Montgelas im Juli 1817 verhandelte König Max I. Joseph von Bayernmit dem Heiligen Stuhl über ein Konkordat, das den Erzbistümern von München-Freising und Bamberg, jeweils drei Suffraganbistümer (München-Freising: Augsburg, Passau, Regensburg und Bamberg: Eichstätt, Speyer, Würzburg) zuordnete. Damit stimmten die Staatsgrenzen Bayerns und die Kirchengrenzen überein. Als Entschädigung für die Enteignungen der Säkularisation übernahm der bayerische Staat die genau festgelegte Besoldung der Erzbischöfe, Bischöfe und Mitglieder des Domkapitels, zudem die Bereitstellung von Gebäuden für die Diözesanverwaltung und Beihilfen zum Unterhalt der Knaben- und Priesterseminare und für Altenheime für wohlverdiente Geistliche. Es legte zudem fest, dass zum Unterricht der Jugend in der Religion und den Wissenschaften oder zur Aushilfe in der Seelsorge oder zur Krankenpflege einige Klöster wieder-errichtet werden sollten. Das Konkordat wurde im Oktober 1817 unterzeichnet. Am 17. Mai 1866 erwarb der abgedankte König Ludwig I. von Bayern die Klosteranlage von Schäftlarn und übergab sie den Benediktinern. Es wurde ein Benediktinerkloster und ein Gymnasium eingerichtet. Das Kloster wurde am 17. April 1910 durch Prinzregent Luitpold wieder in den Rang einer Abtei erhoben.



Die Klosterkirche, ein barocker Traumpalast mit hunderten von Sitz- und Stehplätzen, wurde an einem schwer zugänglichen Ort gebaut, an dem nur wenige lebten und den man nur aufsuchte, wenn man musste. Auf den Isarhöhen links und rechts des Tales gab es einige kleine Dorfkirchen. Ich wusste inzwischen wie viele Kinos es in München gab, aber noch nicht wie viele Klöster es in Oberbayern gab. Ich hatte bisher nur Wessobrunn, Rottenbuch, Kloster Schlehdorf am Kochelsee, Ettal, Dießen, Andechs, Dillingen und St. Ottilien gesehen. Sie erlebten ihre Blütezeit ein Jahrhundert nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges 1648. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurden sie zwar säkularisiert, verkauft oder teilweise abgerissen, um Ziegel und Marmor als Baumaterial für die Gebäude an den Plätzen und Straßen der neuen Stadtbezirke im Norden und Westen der Landeshauptstadt einzusetzen. Das Konkordat von 1817 beendete dann weiteren Missbrauch.

Dennoch verloren viele Klöster Mobiliar, Gemälde, Bibliotheken und Kunstsammlungen an die neuen Nationalmuseen in der Landeshauptstadt.
„1912 ernannte Papst Benedikt XV. den Konsultor für das heilige Offizium, den Untersekretär der neu geschaffenen Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, Eugenio Pacelli, zum Verhandlungsführer mit dem damaligen Königreich Serbien. Im Juni 1914 erreichte er ein Konkordat mit dem Königreich Serbien und erwarb sich damit den Ruf eines Spezialisten für solche Verträge. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs 1914 übertrug Papst Benedikt XV. Pacelli die Leitung humanitärer Aufgaben des Vatikans. Er sammelte bis zum Kriegsende Angaben über Kriegsgefangene aller Kriegsparteien und bereitete deren Austausch vor. Am 20. April 1917 ernannte der Papst ihn zum Nuntius für die Apostolische Nuntiatur in München und weihte ihn am 13. Mai 1917 zum Titular-erzbischof von Sardes. Da es damals in Preußen keinen päpstlichen Nuntius gab, vertrat Pacelli als apostolischer Nuntius den Vatikan im gesamten Deutschen Reich und ab 1920 in der Weimarer Republik. Seine Verhandlungen scheiterten vorerst auf Reichsebene und er begann Konkordate mit einzelnen deutschen Ländern abzuschließen. Das protestantische Land Preußen umfasste fast sechzig Prozent der Reichsfläche, aber der Freistaat Bayern war das erste deutsche Land, das 1924 ein Konkordat mit dem Vatikan unterzeichnete. Es definierte die Kollektive Glaubensfreiheit in drei Artikeln: 1.) Freiheit der Glaubensausübung einschließlich innerkirchlicher Selbstbestimmung. 2.) Garantie der Existenz und des Vermögens (und dessen Mehrung) der Orden. 10.) §5: Erhebung von Kirchensteuern durch das Finanzamt.
Wenige Monate nach Hitlers Machtergreifung 1933, erreichte der zum Kardinalstaatssekretär ernannte apostolische Nuntius Pacelli am 8. Juli auch den Abschluss eines Reichskonkordats mit der nationalsozialistischen Regierung in Berlin. Es trat am 20. Juli 1933 in Kraft. 1935 wurde der Einzug der Kirchensteuer in Deutschland zur staatlichen Aufgabe erklärt und die Arbeitgeber, die verpflichtet waren, die Lohnsteuer für den Staat einzuziehen, mussten nun auch die Kirchensteuer für den Staat einbehalten. Die Lohnsteuerkarte erhielt eine neue Rubrik: *Glaubenszugehörigkeit*. Aber am 1. Dezember 1941 beschloss die Reichsregierung per Gesetz, die staatliche Mithilfe bei der Erhebung der Kirchensteuer zu verweigern. Die Rubrik *Glaubenszugehörigkeit* blieb jedoch auf der Lohnsteuerkarte. 1941 bis 1945 wurde das Gymnasium der Benediktiner in Kloster Schäftlarn durch die Nationalsozialisten geschlossen. Nach dem Krieg nahm das Kloster als eine der ersten Höheren Schulen Bayerns den Schulbetrieb am 5. November 1945 in Form eines Progymnasiums für die Klassen 5 bis 10 wieder auf. Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 blieb das Reichskonkordat, obwohl es von Adolf Hitler unterzeichnet wurde, in den Westzonen gültig und sicherte weiterhin den juristischen Status der katholischen Kirche, die sie, aber auch die protestantische Kirche durch die ständig wachsenden Steuereinnahmen des Wirtschaftswunder-landes Bundesrepublik Deutschland in die Lage versetzten die Kriegsschäden an kirchlichen Gebäuden zu beheben.
Das Kloster Schäftlarn hatte den Krieg unbeschädigt überstanden aber hatte überall Renovierungs-bedarf. Die Kirche war voller Patina und roch muffig, der stattliche Klostergasthof mit geräumiger Gaststätte und Biergarten mit Aussicht auf Kirche und Kloster ebenso. Ich setzte mich auf die DKW



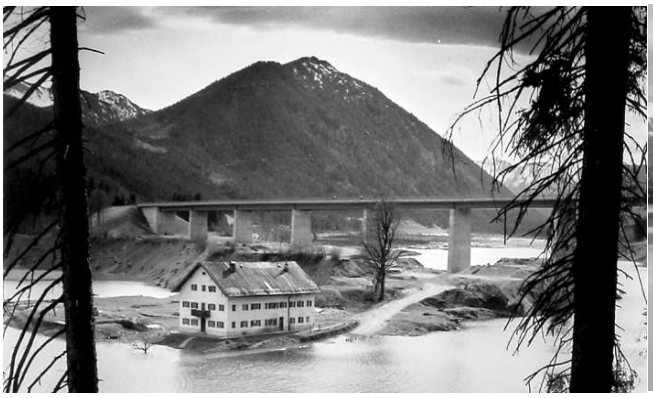
Hummel und verließ das Kloster Richtung Isarbrücke und dem Gasthaus zum Bruckenfischer am anderen Ufer des Isarkanals. Hinter dem Gasthaus erhebt sich ein fünf Meter hoher Damm. Er wurde 1924 für den Mühltalkanal errichtet, um das Wasser rechts der Isar vom Ickinger Wehr bis zum Wasserkraftwerk Mühltal zwischen Baierbrunn und Straßlach zu leiten. Dort gab es neben Wehr und Kraftwerk auch eine Rutsche für die Flöße, die über Loisach und Isar auf dem ruhigen Wasser des Mühltalkanals Richtung München trieben und hier wieder auf den Fluss zurückkehrten, der auf den wenigen Kilometern zwischen Baierbrunn nach Buchenhain in ein enges Tal gezwängt, sich nochmal so ungestüm verhält wie ein reißender Gebirgsbach. Das Isarwehr von Baierbrunn unterhalb von Höllriegelskreuth wurde bereits nach der Jahrhundertwende errichtet und seitdem treibt das Wasser des neuen Werkkanals die Turbinen des Kraftwerks unterhalb von Pullach. Am Kraftwerk ermöglicht eine etwa 100 Meter lange Rutsche die Weiterfahrt von Flößen auf dem Werkkanal bis zur Floßlände. Der Werkkanal führt weiter Richtung München zu den Wasserkraftwerken Isarwerk 1 in Thalkirchen, Isarwerk 2 am Flaucher und das Isarwerk 3 an der Stadtbachstufe.

Das Münchner Hochwasser von 1899, ein Jahrhunderthochwasser, gehörte zu den größten Naturkatastrophen, die die Stadt München trafen. Eine durch starke Regenfälle ausgelöste Flutwelle der Isar zerstörte im September Uferanlagen im Stadtbereich sowie zwei große Isarbrücken und führte in Folge zu einer Neuordnung der innerstädtischen Flussbereiches mit erheblichen Uferbefestigungsarbeiten sowie dem Neubau von sechs Brücken. Man hat wohl auch begonnen über die Möglichkeiten nachzudenken, diesen wilden Fluss, der zwischen dem Wettersteingebirge mit der Zugspitze und dem Karwendelgebirge mit der Birkkarspitze in Tirol seinen 290 Kilometer langen Weg über Lenggries, Bad Tölz nach München nach Plattling an der Donau beginnt, zu regulieren. Nach der Erfindung der elektrischen Glühlampe durch Edison wurden Mitte der achtziger Jahre auch die Münchner Theater elektrisch beleuchtet. Die Nachfrage nach Strom stieg und die neue Technik öffnete neue Dimensionen, die dazu führten, dass unterhalb Icking 1924 ein weiteres Wehr in Betrieb



genommen wurde, das die Isar aufstaute und den Großteil seines Wassers in einen Kanal zwängte, um flussabwärts Elektrizität zu erzeugen und den kleineren Teil in sein altes Flussbett abzulassen. Im Jahr 1924 wurde außerdem ein Kraftwerk in Kochel am gleichnamigen See in Betrieb genommen. Dazu wurde ein Teil des Isarwassers in den Walchensee oberhalb von Kochel geleitet, um genügend Wasser für den Dauerbetrieb des Speicherkraftwerks bereit zu halten. Etwa drei Kilometer an der Isar

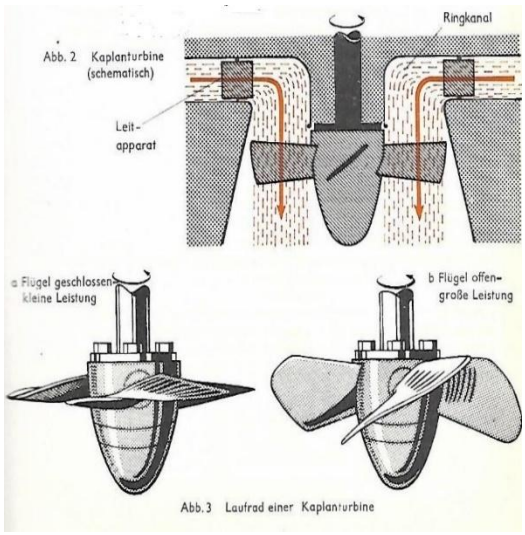
nördlich von Mittenwald, bevor sie ihren Lauf Richtung Norden gegen Osten wendet, beim Dorf Krün, wurde ein Wehr errichtet, ein See aufgestaut und fast das gesamte Wasser der Isar in Richtung Norden zum Walchensee eingespeist. Der Obernachkanal zum Walchensee hat eine Länge von fast zwei Kilometern. Aus der reißenden Isar wurde dadurch wieder ein Gebirgsbach, der auf seinem Weg Richtung Osten erst nach zwölf Kilometern durch den Rißbach wieder nennenswerte Wasserzufuhr erhielt. Nach etwa fünf Kilometern verändert der Fluss seinen Lauf erneut und fließt im Isartal wieder in Richtung Norden und über Wegscheid, Lenggries, Bad Tölz, Wolfratshausen, Kloster Schäftlarn und München bis zur Donau.
Die Ableitung des Isarwassers in den Walchensee und danach aus dem Kochelsee in die Loisach verursachte neue Probleme flussabwärts im Loisachtal bis Wolfratshausen. Man entschied 1921 deshalb einen weiteren Kanal zu bauen, mit dem das zusätzliche Wasser vor Wolfratshausen wieder zurück in die Isar geleitet werden konnte, ohne die Stadt zu überfluten. Der Loisach-Isar-Kanal wird bei Beuerberg aus der Loisach ausgeleitet und verläuft auf den ersten acht Kilometern parallel zum Fluss. Südlich von Wolfratshausen wendet sich der Kanal nach Osten und mündet nach einer Gesamtlänge von etwa 10 km in die Isar. Die Loisach selbst durchquert das Stadtgebiet von Wolfratshausen und mündet etwa 4 km flussabwärts in die Isar.
Aber 1949 wird zusätzlich der Rißbach, der ehemals in die Isar floss, durch einen Stollen in den Walchensee abgeleitet. Ursprünglich entwässerte auch der Achensee über die Ache in die Isar. Mit dem Bau des Achensee-Wasserkraftwerks im Jahre 1927 in Jenbach im Achtal in Österreich wurde der Isar auch dieser Wasserzufluss (und auch der Dürrach, die in den Achensee abgeleitet wird) entzogen, da das Wasser des Achensees seither primär über das Kraftwerk in den 380m tiefer gelegenen Inn gelangt. Die Isar wurde im oberen Teil immer mehr zur Flussleiche, besonders in Trockenzeiten war der Wasserspiegel niedrig und die Stadt Bad Tölz litt unter Wassermangel. Deshalb wurde mit dem damals umstrittenen Bau des Sylvensteinspeichers begonnen, um einen konstanteren Wasserspiegel der Isar zu erreichen. Der zusätzlich gewährleistete Hochwasserschutz war hingegen ein sekundäres Ziel. Der Bau begann 1954 und am 22. Mai 1959 ging das alte Dorf Fall endgültig in den Fluten des neu angelegten Sylvensteinspeichers unter. Das war damals die Sensation



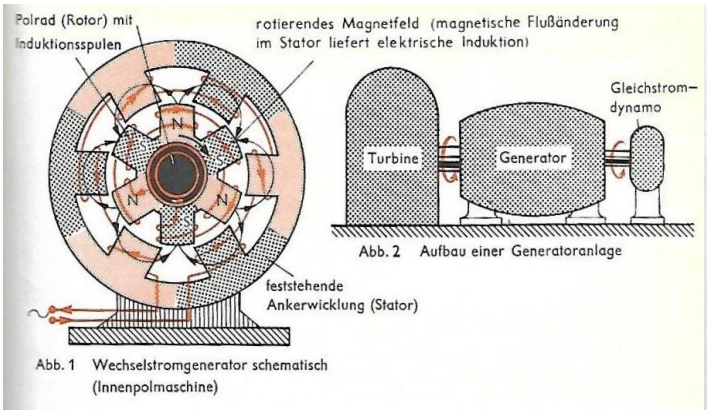


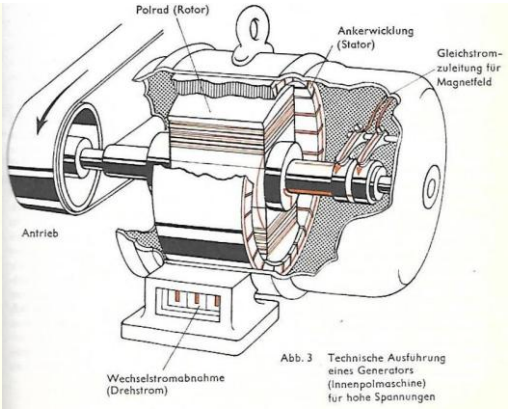
im Oberland und das moderne 44 Meter hohe Absperrbauwerk von dessen Krone eine Straße auf Stelzen über den See führt und das am Seeufer neu aufgebaute Dorf Fall lockte damals auch Gäste unseres Kurheims mit Alpenblick in Hohenpeißenberg an. Manche glaubten auch, dass der Heimatroman des bayrischen Schriftstellers Ludwig Ganghofer mit dem Titel „Der Jäger von Fall“, der 1958 in die Kinos kam und auch im Lichtspielhaus von Hohenpeißenberg gezeigt wurde, sich dort tatsächlich ereignet hat. In Bad Tölz wurde 1958 zudem ein Fließwasserkraftwerk im Norden der Stadt errichtet.
Nach sechzehn Jahren im Ammertal war ich nun im Isartal angekommen, das ich bisher nur aus dem Erdkundeunterricht durch Pater Ludwig kannte, aber nie persönlich besucht hatte. Pater Ludwig war damals sichtlich stolz auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, der solche Wunderwerke der Ingenieurkunst ermöglicht hatte. „Technik ist angewandte Physik, das werdet ihr verstehen, wenn ihr ihre Gesetze kennen lernt.“ Seit zwei Jahren quälte ich mich bereits durch das erste Kapitel

„Mechanik, Lehre von den Bewegungsgesetzen der Körper“ des Lehrbuchs der Physik von Karl Hammer mit 531 Abbildungen, 4. Auflage, 406 S., R. Oldenburg, München 1961. Ich schaffte es nur mit großer Mühe, mich nach der Formelwelt der Mathematik nun in zwei weiteren Stunden pro Woche auch noch in der Formelwelt der Physik zurecht zu finden. Ich verstand das Gravitationsgesetz: Die Erdanziehungskraft nimmt ab, wenn man sich von der Erde entfernt und auch die Formel ist einleuchtend. Aber muss ich sie deshalb auswendig lernen, um sie anwenden zu können? Wozu? Ich wollte nicht Ingenieur werden. Aber ich wollte wissen, wie ein Wasserkraftwerk funktioniert. Das Ickinger Wehr war kein Kraftwerk, sondern nur eine künstliche Staustufe für eine Kanalableitung.



Es begann bereits zu dämmern, Nieselregen setzte ein und, statt zur Isarbrücke bei Puppling und über Wolfratshausen weiterzufahren, kehrte ich um und war kurz vor Dunkelheit wieder in Ebenhausen. Bis zum Abendessen blieb noch Zeit, um in meinem Zimmer im Register des Physikbuches unter W nach Wasserkraft zu suchen. Es gab Wasserstoff, Wasserdampf, eine Wasserstrahlpumpe, auch Wasserwellen, aber keine Wasserkraft. Unter T war auch keine Turbine eingetragen. Zum Geburtstag hatte mir Onkel Hayo ein nützliches Buch geschenkt: „Wie funktioniert das? Erklärte Technik in Wort und Bild. Mehr als 2000 Vorrichtungen und Geräte. Die wichtigsten Vorgänge der Technik und ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen.“ „Die Kaplan-Turbine ist eine axial angeströmte Wasserturbine mit verstellbarem Laufrad und wird in Wasserkraftwerken verwendet. Sie wurde vom österreichischen Ingenieur Viktor Kaplan im Jahre 1913 aus der Francis-Turbine weiterentwickelt und patentiert. Das Laufrad gleicht einem Schiffpropeller, dessen Flügel verstellbar sind. Die Drehzahl einer klassischen Kaplanturbine ist unabhängig von der Wassermenge konstant. Daher kann der Generator einer Kaplanturbine mit entsprechender Übersetzung direkt in das Netz einspeisen. Durch die Flügelverstellung des Propellers wird erreicht, dass die Flügel bei schwankenden Wassermengen immer optimal umströmt werden und dadurch einen hohen Wirkungsgrad erzielen. Wenn vertikale Kaplan-Turbinen eingesetzt werden, sind die Generatoren in einem Gebäude über dem Wasserzulauf untergebracht.“ Ich hatte mir vorgenommen beim nächsten Mal nicht Richtung Aumühle und Puppling, sondern zum Kraftwerk Mühltal zu fahren, um Turbinen und Generatoren aus der Nähe zu sehen.





Beim Abendessen erfuhr ich von Wölfi, dass von Icking ein steile und ungeteerte Straße von der B11 an der alten Ickinger Kirche und dem Reitstall und seinen Anlagen vorbei als enger Waldweg hinab zum Eingang des Wehres führt. Dort kann man über eine Treppe zum Übergang unter dem Dach der Brücke über das Wehr der Isar hinaufsteigen und über eine Wendeltreppe im runden Turm auf der anderen Seite, vor dem Stauwehr des Isarkanals, auf das Gelände zwischen Fluss und Kanal gelangen. Die Stahltüren am Treppenaufgang wie am Ende der Wendeltreppe waren meistens unverschlossen.

Dort konnte man den Fußweg am Kanal entlang gehen, bis man an den Strand eines Baggersees kam, der an Isar entstand, als man dort Kies und Sand zum Bau der Wehr- und Kanalanlagen abgetragen hatte. Dort war Wölfi im Sommer öfter am Strand zum Sonnenbaden und die Aussicht auf Icking hundert Meter über dem Flusstal zu genießen oder um ungehindert auf dem See lange Strecken zu kraulen. Eine tröstliche Vorstellung, aber auf dem Esstisch stand ein Adventskranz, auf dem heute die erste Kerze brannte. Der Winter stand vor der Tür und schwimmen gibt es erst wieder in einem halben Jahr.
Am Montag, dem zweiten Dezember, fuhr ich zum ersten Mal mit dem Zug um sieben Uhr morgens nach München zur Schule. Seine sechs Waggons waren bereits dicht besetzt mit Passagieren, die aus dem Loisachtal von Bichl, Beuerberg und Eurasburg und aus dem Isartal von Gartenberg und Geretsried in Wolfratshausen zugestiegen waren. Es war ein feuchter und nebliger Tag. Im Zug brannten zwar die Lichter und weil die Heizung an war, kam er mit beschlagenen Abteilfenstern an. Deshalb konnte ich kaum sehen, wie voll ein Abteil war. Im vierten Waggon gab es keinen Sitzplatz und ich musste stehen. Erst in Baierbrunn, wo nahe am Bahnhof in der Fabrikhalle der KÜBA-Kühlerbau Baierbrunn mehr als hundert Menschen beschäftigt waren, wurden einige Sitze des Waggons frei. Ich konnte mich setzen und bis zum Holzkirchner Flügelbahnhof auf die erste Unterrichtsstunde vorbereiten. Dann passierte ich die Kartenkontrolle und verließ den Bahnhof Richtung Bayerstraße. Ich überquerte sie und als ich vor dem Pressehaus Bayerstraße der Tageszeitung „Münchner Merkur“ stand, entdeckte ich, dass die aktuelle Ausgabe im Original hinter Glas aushing und von einigen Passanten gelesen wurde. Das war kostenlos und praktisch, vor allem auf dem Rückweg, denn aktuell blieben mir noch fünfzehn Minuten, um in die Paul-Heyse-Straße einzubiegen, mit raschen Schritten zum Kaiser-Ludwig-Platz zu eilen und anzukommen, bevor die



Glocke um acht Uhr den Unterrichtsbeginn verkündete. Dann mussten die Schüler in allen Klassenzimmern an ihren Pulten sitzen. Das Bild der Klasse 10a wurde für einen Fotografen arrangiert und wahrscheinlich 1964 aufgenommen. Es war vielleicht Sommer und viele haben ihr Jackett abgelegt. Wir waren sechzehn, siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Wir waren die ersten der Generation nach dem Krieg, bei der im Jahresbericht des Theresien-Gymnasiums die vielen Kreuze in der Spalte zum „Stand der Erziehungsberechtigten“, die hinter der Berufsbezeichnung den Tod der Väter anzeigten, stetig weniger wurden. In unserer Klasse und der Parallelklasse waren es noch zwei Kreuze. Die beiden Halbwaisen stehen auf diesem Bild links und rechts des Klassleiters Dr. Heinz. Das mag Zufall sein, aber es entspräche seiner Fürsorge, mit der er sich vom Primus bis zu den Schlusslichtern seiner

Klasse kümmerte. Die Sitz- bzw. Stehordnung des Bildes stimmt nur zum Teil mit der realen Sitzordnung überein, in der wir den Lehrern in drei Reihen an jeweils vier Doppeltischen pro Reihe gegenübersaßen. Auf dem Foto stehe ich der letzten Reihe als vierter von rechts. Mein Sitzplatz war weiter rechts am letzten Doppeltisch am Fenster der auf dem Foto nicht sichtbaren dritten Reihe. Ich war mit meinem Platz sehr zufrieden, weil ich die Klasse genauso gut überblicken konnte wie die Lehrer. Die Sitzverteilung war ähnlich wie auf dem Foto. Die Brillenträger hatten ihre Plätze in der ersten Reihe, die Plätze dahinter waren nach Größe besetzt. Da ich zu den größeren gehörte, die über die Köpfe der anderen hinweg Richtung Tafel und Lehrertisch blicken konnten, durfte ich auf dem Platz bleiben, den Dr. Heinz mir Mitte September zugewiesen hatte. Auf dem Foto bin ich in der obersten Reihe als vierter von rechts zu sehen. Es gibt keine Erklärung, warum auf dem Foto die eine Hälfte der Klasse Jacke oder Pullover trägt, die andere langärmlige weiße Hemden, obwohl die Kleiderhaken an der Wand unbenutzt sind.

Nach fünfundsiebzig Tagen kannte ich nicht nur die Vor- und Nachnamen meiner Mitschüler, sondern auch die Nachnamen der Lehrer. Von den 32 hauptamtlichen Lehrkräften, die damals 460 Schüler sowie 12 Schülerinnen in den untersten Klassen unterrichteten, waren 1964 nur vier Lehrerinnen. Neun Lehrer unterrichteten meine Klasse in dreizehn Fächern. Insgesamt neunundzwanzig Menschen hatten inzwischen ausreichend Zeit, um mich, den Neuling der Klasse zu begutachten. Sie ahnten das Halbzeitergebnis meines Zwischenzeugnisses: „Versetzung gefährdet“. Außer den Lehrern, die die Zeugnisse meiner Vergangenheit kannten, wussten auch manche Mitschüler, dass ich das ThG dann ohne mittlere Reife verlassen müsste. Seit meiner Ankunft waren sie Zeugen meines Versagens wie meiner Erfolge und merkten, dass es mir um mehr ging als um das auswendig lernen eines Lehrstoffs, der von der späteren Berufswirklichkeit so entfernt war wie die Kirche vom Seelenheil. Der Ozean des Wissens am Ende des zweiten Jahrtausends war zu groß geworden, um ihn mit Kutsche und Segelschiff zu erkunden. Mit solchen sprachlichen Kapriolen rechtfertigte ich meine miserablen Noten in den klassischen Fächern Latein und Griechisch. Ich war nicht faul, wie Paul Traxl meinte, sondern mir fehlte die Motivation. Was macht es für einen Sinn tote Sprachen zu lernen, die niemand mehr spricht? Es ist sicher sinnvoll, die Originaltexte zu lesen, aber doch nur notwendig, wenn man sich später für einen Beruf wie Lehrer oder Altertumsforscher entscheidet. Der Inhalt und die Bedeutung der antiken Texte sind auch in einer Übersetzung erhalten. Meine Maulerei kam bei den Altphilologen schlecht an. 2x5=Durchfall hieß: Zweimal Miese in den toten Sprachen und du fliegst raus. In der dritten, nichttoten sondern lebendigen Weltsprache der Gegenwart, in English war ich allerdings auch nicht besser. Ergebnis der ersten Schulaufgabe: 6. Auch die erste Physikschulaufgabe wurde mit 6 benotet. Nur in Deutsch, Erdkunde, Geschichte und Religion konnte ich jeweils eine 2 erreichen. In meinem katholischen Taschenkalender steht am zweiten Dezember: „Gaudi, 6 angedroht, Haha!, heim, gelesen, Hausaufgaben, Maria Stuart, es schneit.“ Das Folgende habe ich mit Datum 3. Dezember in mein Deutschheft geschrieben

„Maria Stuart (Inhaltsangabe)
4. Aufzug

1. Auftritt: Leicester und Kent äußern Aubespine gegenüber, daß der Attentäter ein Papist und Franke ist. – 2. Auftritt: Burleigh befiehlt Kent Aubespine außer Landes zu bringen, da dieser sonst vom Pöbel als Drahtzieher gelyncht würde. Er erklärt den Vertrag als gelöst. – 3. Auftritt: Burleigh erklärt Leicester als schuldig am Zusammentreffen der beiden Königinnen und zeigt dessen Plan. – 4. Auftritt: Leicester zeigt sich den Nachrichten Mortimers gegenüber erschrocken und verleugnet ihn. Mortimer soll von der Wache ergriffen werden, aber er legt zuvor Hand an sich. – 5. Auftritt: Elisabeth hat das Todesurteil über Maria gefällt und will nun auch Leicester verurteilen, als dieser sich anmeldet du sie darauf an seiner Schuld zweifelt. – 6. Auftritt: Leicester wäscht sich von jeder Schuld rein, stellt die Beziehung mit Maria als eine Falle dar, gibt sich als Retter Elisabeth’s und bietet sich am Schluß zur Vollstreckung des Urteils an. 7. Auftritt: Kent dringt auf Vollstreckung des Urteils, da das Volk darauf drängt. - 8. Auftritt: Elisabeth zögert noch einmal. – 9. Auftritt: Talbot dringt auf

Aufschub und weist auf die Zeit nach der Hinrichtung. Burleigh, als Elisabeth Lebensüberdruss vorgibt, malt eine schwarze katholische Zukunft aus. – 10. Auftritt: Nach heftigem innerem Kampf überwindet doch der Hass Elisabeth und sie unterschreibt. – 11. Auftritt: Elisabeth gibt Davison das Todesurteil. Der versucht sie umzustimmen und nachdem das nicht gelingt – 12. Auftritt: Burleigh entreißt dem schwankenden Davison das Urteil, das damit gefällt ist.
Im Gegensatz zu den früheren Dramen Schillers wie ‚Die Räuber', die in Prosa verfasst sind, ist ‚Maria Stuart' in Versform verfasst. Es handelt sich beinahe durchgängig um den sogenannten Blankvers, einen reimlosen fünfhebigen Jambus. Der Inhaltsangabe zum 4. Aufzug folgt eine Übersicht der Versfüße und -maße. Ein u steht für Kurz und ein – steht für Lang.

Versfüße

I u u – I = Anapast I – u uI = Daktylos I u – I = Jambus I – u I = Trochäus

Versmaße

Alexandriner (2 jambische Trimeter bzw.sechsfüßiger Jambus)

I u – u – u –I u – u –u – I

Funffüßiger Jambus (seit Lessing der gebräuchlichste Dramenvers)

I u –u– u –u –u I

Alexandriner (sechsfüßiger Daktylos)

I u u – u u – u u – u u – u u – u u I"

Der folgende Tag war feucht und voller Schneematsch. Das hielt mich nicht davon ab, nach fünf Stunden Schule noch mit der Tram zu Peterichs nach Ramersdorf zu fahren. Gabi hatte Besuch von einem ‚Vertreter'. Wir haben gequatscht und gegessen. Es gab auch noch Kuchen und Gabi steckte mir für die Rückfahrt nach Ebenhausen eine Schachtel Ernte 23 in die Manteltasche. Am Mittwoch muss es gewesen sein, als wir erfuhren, dass unsere Klasse eingeladen wurde, am Freitag, um ½ 3 am Nachmittag, die Bayerische Vereinsbank zu besuchen, um vor Ort zu erfahren, wie eine Bank funktioniert und ihre Betriebsabläufe und Ausbildungsangebote kennenzulernen. Auch eine Besichtigung der Großbank mit anschließendem Kaffee mit Kuchen sollte stattfinden.
Am Freitag war es dann so weit. Nach fünf Stunden Schule eilte ich hungrig zur Fischküche in der Prielmayerstraße gegenüber vom Justizpalast. Dort gab es 300 Gramm frittierte Scholle im Goldmantel mit Zitronenscheibe und eine Portion Kartoffelsalat für 2 Mark 50. Lecker und heiß, ein kleines Bier dazu. Um zwei Uhr bezahlen, nach meiner Aktentasche fassen, das Kellerlokal verlassen, am Justizpalast vorbei zum Stachus und über den Lenbachplatz zum Promenadenplatz eilen. Im Herzen der Hauptstadt des Freistaats Bayern stand nahe dem Grand Hotel Bayerischer Hof auch das Gebäude der größten Bank Bayerns. Auf dem Gehsteig vor dem Eingangstor warteten etwa zehn Mitschüler, die aus unterschiedlichen Motiven gekommen waren, denn die Teilnahme war freiwillig.





Ich kann mich nicht mehr erinnern, welcher Lehrer unseren Besuch arrangiert hat, wohl aber an die Schalterhalle, die wir schließlich in Begleitung eines Mitarbeiters der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit der Bank passierten, um uns in einem Besprechungsraum zu versammeln und Platz zu nehmen. Der Mitarbeiter, gab einen kurzen Überblick über die Geschichte des Geldhauses, das von

Münchner und Augsburger Hofbankiers, Angehörigen des Hofadels und bürgerlichen Geschäftsleuten initiiert wurde und als Bayerische Vereinsbank im April 1869 die Bankkonzession erhielt. Am 1. Juli 1869 begann die BVB ihre Geschäfte und öffnete ihre Schalterhalle. Die Anglo-Österreichische Bank, das größte Geldinstitut der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, war an Gründung und Finanzierung maßgeblich beteiligt. Zwei Jahre später erhielt die BVB eine Erlaubnis für das Bodenkreditgeschäft und wurde so zum gemischten Institut, das heißt im Gegensatz zu den meisten anderen Banken durfte die BVB fortan außer dem Bank- auch das Hypothekenbankgeschäft betreiben. Anfang der 1950er-Jahre eröffnete die Bayerische Vereinsbank erste Geschäftsstellen im Ausland und ist seit 1960 dabei, deutschlandweit und international zu expandieren. Dann trug der Mitarbeiter einige Zahlen vor, etwa zur Bilanzsumme, Zahl der Zweigstellen oder der Mitarbeiter. Die exakten Zahlen weiß ich nicht mehr, aber ihre Größenordnung. Die Bilanzsumme war neunstellig, Zahl der Zweigstellen dreistellig und die der Mitarbeiter vierstellig im mittleren Bereich. Das Wachstum der letzten Jahre in Prozent war fast zweistellig. Die Bank erwartete ähnliches Wachstum in den kommenden Jahren und hatte entsprechenden Bedarf an geschulten Mitarbeitern mit mittlerer Reife, Abitur oder Hochschulabschluss. Das Angebot war verlockend: Nach der mittleren Reife durchläuft man eine dreijährige Ausbildung zum Bankkaufmann, bevor man bei vollem Gehalt fest angestellt werden kann. Die Zahlen klangen gut und ich konnte sie aufschreiben: Ausbildung: 150 DM pro Monat im ersten Jahr, 250 DM im zweiten und 350 DM im dritten. Anfangsgehalt dann 850 DM pro Monat. Wenn ich also im Sommer 1964 eine Lehre bei der Bank beginnen würde, könnte ich ab August 1967 halb so viel verdienen wie Onkel Kreppel. Ich könnte mir ein Zimmer in Schwabing mieten und im Zentrum Münchens arbeiten, statt meine Zeit am Kaiser-Ludwig-Platz mit Latein, Griechisch, dem Auswendiglernen der Gedichte von Schiller und Goethe oder mit einem Medizinball zwischen den Beinen an der Sprossenwand zu vertrödeln bis die Bandscheiben quietschen.





Nach der Einführung geleitete uns der Mitarbeiter in den sichersten Raum der Bank im Keller des Gebäudes. Dort befand sich hinter einer glänzenden Wand aus Stahl der Banktresor. Der Zugang war nur durch eine massive, mehrfach gesicherte runde Tür möglich. Ich hatte so eine Tür schon im Kino gesehen, aber es ist etwas anderes, wenn man selbst vor so einem monströsen Stück Technik steht. Aber es kam noch besser: In meinem Taschenkalender steht das Wort ‚Elektronengehirn'. Wahrscheinlich hat der Mitarbeiter der Bank dieses Wort benützt, um uns die elektronische Rechenmaschine zu erklären. Die Daten der Lochkarten der Hollerith Maschinen wurden seit zwei Jahren in der Bank auf Magnetbändern gespeichert, die auf Grund der großen für die Speicherung zur Verfügung stehenden Oberfläche ungleich höhere Datendichten und Schreib- und Lesegeschwindigkeiten als Lochkarten oder Lochstreifen ermöglichten. Die Daten, die bisher in Löchern auf Karten gespeichert und maschinell verarbeitet werden konnten, wurden nun als elektrische Signale auf Magnetbändern abgelegt und von einer neuen Rechenmaschine des amerikanischen Unternehmens IBM verarbeitet. Der Typ 1401, arbeitete nicht mehr mit Röhren wie ein Radio, sondern mit Transistoren, elektronischen Halbleiter Bauelementen zum Steuern oder Verstärken meist niedriger elektrischer Spannungen und Ströme. Sie sind der wichtigste Teil elektrischer Schaltungen. Es ist der Beginn der elektronischen Datenverarbeitung durch Großrechner und Datenverarbeitungsprogramme, die in einer eigenen Sprache geschrieben wurden. Sie heißt FORTRAN und wurde für

numerische Berechnungen in Wissenschaft, Technik und Forschung eingesetzt. Mit ihr konnten die Arbeitsprozesse des Rechners gesteuert werden.
Am ThG würden wir uns erst nächstes Jahr mit den hundert Seiten des Kapitel 4 unseres Lehrbuchs der Physik zur Elektrizitätslehre einschließlich Magnetismus beschäftigen. Den Apparaten auf dem Bild oben rechts ist nicht anzusehen, welche physikalischen Gesetze in ihnen zur Anwendung kommen. An der Wand stehen vier Magnetbandmaschinen, dazwischen, in ihrer Mitte der Rechner. Davor sieht man Links eine Lochkartenmaschine mit Bediener, in der Mitte eine Sekretärin mit Schreibmaschine und Telefon und Rechts einen massiven Drucker mit Endlospapier.
Niemand von unserer Klasse hatte sowas je gesehen. Wir waren beeindruckt vom technischen Fortschritt im Umgang mit Geld, als wir uns um fünf Uhr in der Kantine zu Kaffee und Kuchen versammelten, endlich wieder sitzen und uns austauschen konnten. Nach wenigen Minuten jedoch beendete das Klingeln eines mehrfach gegen die Kaffeetasse des Mitarbeiters geschlagenen Teelöffels unser Gequatsche. Er bedankte sich für unseren Besuch und war zuversichtlich, dass wir nun besser wüssten, dass seine Bank mehr sei als eine Geldsammelstelle, sondern eine Institution des Finanzwesens der Bundesrepublik mit vielfältigen Karrieremöglichkeiten. Dann verließ er uns und als auch das letzte Stück Kuchen vom Café Kreutzkamm an der Maffeistraße verspeist war, holten wir unsere Mäntel und Jacken von der Garderobe in der Schalterhalle und verließen die Bank durch den Ausgang zum Promenadeplatz und der Straßenbahnhaltestelle mit Blick auf das hellerleuchtete Hotel Bayerischer Hof und den Portier in dunklem Mantel und Zylinder auf dem Kopf vor dem Eingang. Die Temperatur war nah am Gefrierpunkt, es war feuchtkalt und die Luft roch nach verbrannter Kohle. Ich ging zu Fuß über den Platz zurück zum Bahnhof. Das war kostenlos und fast genauso schnell wie mit der Trambahn und Umsteigen am Stachus. Auf dem Weg zum Holzkirchner Bahnhof dachte ich über das Angebot der Bank nach. Ich fand es ‚plausibel'. Als ich aber in Ebenhausen beim Abendessen davon berichtete, ärgerte ich mich über meine Geschwätzigkeit. Bankangestellter mit mittlerer Reife aus Angst vor dem Abitur? Mutti reagierte pragmatisch, aber deutlich: „Eins nach dem anderen: Erst die Versetzung, dann die Optionen."

Am Samstag ging das Leben weiter. Als ich nach der Schule nach Hause kam, war Wölfi da. Nach dem Essen gingen wir zum Friseur in der Gartenstraße nahe der Apotheke, danach auf ein Bier im Wirts-





saal des Gasthofs zur Post. Später haben wir zu Hause Boden ausgelegt und nach dem Abendbrot sind wir wieder in die Post Lichtspiele neben dem Gasthof gegangen und haben uns den Film „Drei Männer im Schnee" angeschaut. Er war in schwarz-weiß, wurde vor ein paar Jahren produziert und basierte auf einem Schauspiel von Erich Kästner von 1934, dem Mann, der auch die Bücher zu den Filmen „Emil und die Detektive" und das „Fliegende Klassenzimmer" geschrieben hatte. Ich hatte beide schon gesehen, aber dieser Film war nicht über Schulkinder, sondern Männer, die sich in einem Grand Hotel treffen. „Der exzentrische und gutmütige Geheimrat und Millionär Tobler will die Menschen studieren. Er beteiligt sich unter dem Namen Eduard Schulze an einem Preis-ausschreiben seiner eigenen Firma, der weltbekannten Putzblank-Werke. Schulze gewinnt den zweiten Preis: einen zehntägigen Aufenthalt im Grandhotel zu Bruckbeuren in den Alpen. Dorthin fährt Tobler/Schulze,

um zu erleben, wie die Menschen eines Grandhotels auf einen armen Schlucker reagieren. Als Begleiter nimmt er seinen langjährigen Diener Johann mit, der während des Hotelaufenthalts einen reichen Reeder zu spielen hat. Toblers besorgte junge Tochter Hildegard bereitet das Hotel noch vor seiner Abfahrt heimlich auf den Besuch des verkleideten Millionärs und dessen Gewohnheiten vor, kommt jedoch nicht mehr dazu, den Namen zu nennen. Fälschlicherweise wird Dr. Fritz Hagedorn, ein arbeitsloser Werbefachmann, der in der Verlosung den ersten Preis gewonnen hat, für den reichen Mann gehalten und entsprechend verwöhnt. Tobler hingegen wird in eine kleine Dachkammer ohne Heizung gesteckt, vom Personal schikaniert und zu Gelegenheits-arbeiten herangezogen. Schon am ersten Tag schließt er Freundschaft mit Hagedorn, obwohl das entsetzte Personal jegliches Gespräch zwischen den beiden zu verhindern versucht. Hildegard wird von Johann über die Verwechslung und ihre Folgen informiert. Sie hält es zuhause nicht mehr aus und erscheint in Begleitung von Toblers Hausdame, Frau Kunkel, die sie als ihre Tante Julchen ausgibt, im Hotel, um nach ihrem Vater zu sehen. Fritz verliebt sich in Hildegard ‚Schulze' und die beiden schmieden heimlich Hochzeitspläne." Der Film war eindeutig eine Komödie. Er bezog seine Spannung aus dieser Verwechslung und es dauerte bis auch der letzte lachte, nämlich Tobler selbst, als er das Grandhotel kaufen wollte, um sich an den Angestellten zu rächen, die ihn so unsensibel behandelt hatten. Es stellte sich heraus, dass ihm das Hotel bereits gehörte. Nachdem der Witz mit Anlauf im Ziel gelandet war, verließen Wölfi und ich das Kino und beendeten den Abend wie viele Zuschauer mit einem Bier im Wirtssaal des Gasthof Post. Gegen 11 Uhr nachts sind wir wieder zu Hause und treffen auf Kristine Peterson mit Freundinnen. Sie waren gekommen, um morgen, wenn wir nach Murnau fuhren auf Jan aufzupassen. Wir tratschen noch und trinken Apfelsaft. Um 12 sitze ich in der Badewanne, um 2 geh ich schlafen. Am zweiten Adventsonntag stehe ich um 9 auf, gehe nach dem Frühstück spazieren und quäle mich bis zum Mittagessen durch den fünften und letzten Aufzug von Friedrich Schillers Drama „Maria Stuart". Nach dem Mittagessen trage ich die Inhaltsangabe des letzten Aufzugs mit blauer Tinte in mein Deutschheft ein.

„1. Auftritt: Die Amme Kennedy berichtet dem Freund Melvil über den Zustand Marias, die durch das Urteil nicht gebrochen ist, sondern über den treulosen Leicester weint und auf die Befreiung durch Mortimer wartet. – 2. Auftritt: Melvil bringt Marias Kammerfrau Kurl Kunde von ihrem Mann, der als falscher Kronzeuge gegen Maria ausgesagt hat. – 3. Auftritt: Burgoyn bereitet das Erscheinen Marias zur Hinrichtung vor. – 4. Auftritt: Die zweite Kammerfrau äußert den Wunsch Marias, zum Gebet allein gelassen zu werden. – 5. Auftritt: Marias Kammerfrau Kurl, die in der Küche einen Becher Wein für Maria geholt hat, ist erschüttert vom Anblick des Schafotts, das im Saal aufgebaut wurde. – 6. Auftritt: Maria erscheint in Freude auf die Ewigkeit. Sie benennt Melvil ihre letzten Wünsche in einem Testament und nimmt Abschied von ihrer Dienerschaft. – 7. Auftritt: Maria sieht ihre Hoffnung auf einen Priester enttäuscht, da gibt sich Melvil als solcher zu erkennen. Sie empfängt aus seiner Hand Absolution und Kommunion. – 8. Auftritt: Burleigh erhält die letzten Aufträge Marias zur



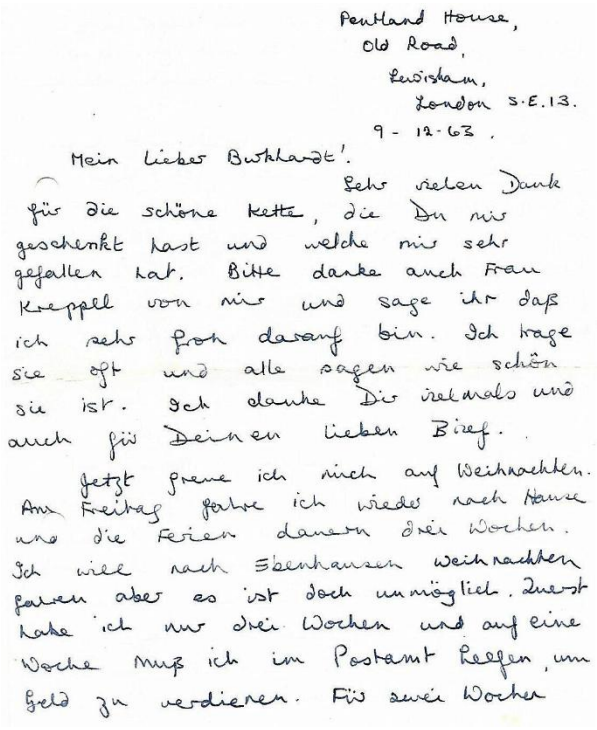
Ausführung ihres Testaments. Sie bittet Elisabeth, Paulet und Burleigh um Verzeihung. – 9. Auftritt: Marias Bitte, daß Hanna sie auf Schafott begleitet, gewährt Burleigh, bevor sie hinausgeführt wird. – 10. Auftritt: Leicester bereut seine Tat und entschließt sich der Hinrichtung nicht beizuwohnen. – 11. Auftritt: Elisabeth ist beunruhigt und sieht, daß sie ihr Werk nicht rückgängig machen kann. – 12. Auftritt: Ein Page berichtet, daß Leicester und Burleigh abgereist sind. Elisabeth schickt den Pagen zu ihren Beratern Shrewsbury und Davison. – 13. Auftritt: Auf die Nachricht Talbots, daß der Mann ihrer ersten Kammerfrau Kurl seine Aussage widerrufen hatte, veranlasste Elisabeth, daß eine

Nachuntersuchung durchgeführt wird. – 14. Auftritt: Davison musste zugeben, das Urteil aus der Hand gegeben zu haben. Dadurch kann Elisabeth alle Schuld auf Davison schieben. – 15. Auftritt: Elisabeth fordert Gericht über Davison und verbannt Burleigh. Talbot quittiert seinen Dienst und kurz darauf erfährt sie, daß Leicester nach Frankreich ausgereist ist. Jetzt ist sie die Königin von England und ganz allein."

Meine Inhaltsbeschreibung von Schillers Drama war damit nach über einem Monat beendet. Es war nicht die Aufgabe einer Inhaltsbeschreibung den Fragen nachzugehen, die sich nach der Lektüre stellten. Ich hatte weder die Absicht oder die Fähigkeit „die künstlerische Absicht und Eigenheit des Dichters darzustellen, d.h. über Charaktere usw. zu sprechen", noch die Zeit. Es war drei Uhr Nachmittag. Am Sonntag, dem 8. Dezember war der Geburtstag von Tante Traudi und meine Mutter, Onkel Kreppel, Jahnn, Klaus und ich machten uns zum ersten Mal seit unserem Umzug auf, um über Wolfratshausen, Geretsried, Königsdorf, Bichl, Sindelsdorf, Großweil und Schwaiganger nach Murnau zu den Wychgrams zu fahren. Es war noch hell und ab Königsdorf lag das Voralpenland unter einer



durchgehenden Schneedecke. Der Maria-Antonienweg war ohne Winterreifen nicht befahrbar und als wir angekommen waren und uns an der Kaffeetafel mit Panoramablick auf Heimgarten und Herzogstand versammelt hatten, wurde es bereits dunkel und statt der Berge sahen wir unsere Spiegelbilder auf den frisch geputzten Fensterscheiben. Es gab Kaffee und Kuchen, später habe ich „mit Renate und Sybille geblödelt, es gab Schnaps und Abendessen, neun Uhr heim, elf Uhr im Bett."



Pentland House,
Old Road,
Lewisham,
London S.E.13.
9 - 12 - 63.

Mein Lieber Burkhardt!

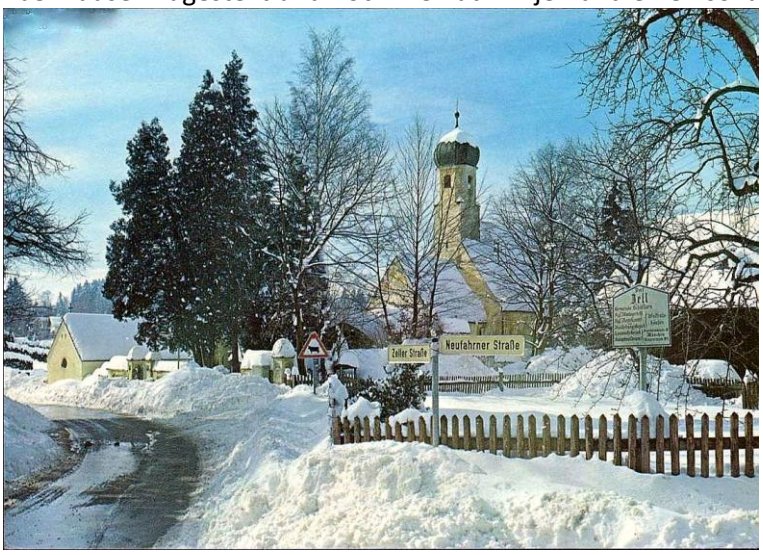
Sehr vielen Dank für die schöne Kette, die Du mir geschenkt hast und welche mir sehr gefallen hat. Bitte danke auch Frau Kreppel von mir und sage ihr daß ich sehr froh darauf bin. Ich habe sie oft und alle sagen wie schön sie ist. Ich danke Dir nochmals und auch für Deinen lieben Brief.

Jetzt freue ich mich auf Weihnachten. Am Freitag fahre ich wieder nach Hause und die Ferien dauern drei Wochen. Ich will nach Ebenhausen Weihnachten feiern aber es ist doch unmöglich. Zuerst habe ich nur drei Wochen und auf eine Woche muß ich im Postamt helfen, um Geld zu verdienen. Für zwei Wochen

Am Montag war ich wieder pünktlich im ThG. Es war ein guter Tag: Meine letzte Lateinschulaufgabe (Hannibals erstes Gefecht nach dem Alpenübergang) wurde mit einer 4 benotet und damit konnte ich leben. Der Schularzt war da. In der Musikstunde stand Vorsingen auf dem Programm. Jeder sollte ein Lied seiner Wahl singen. Ich entschied mich für „Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum, ich träumt in seinem Schatten so manchen süßen Traum." Nachdem ich alle sechs Strophen fast fehlerfrei vorgetragen hatte, lobte mein neuer Musiklehrer, Gymnasialprofessor Gärtner, meine Stimme und, da er auch den Schulchor leitete, bot er mir an, als Bariton Chormitglied zu werden. Da die Chorproben am Samstag von 12 bis 13 Uhr stattfanden, fiel es mir nicht schwer seine Einladung anzunehmen. Ich verbarg meine innere Freude, sondern tat so, als hätte ich das erwartet. In meinem Kalender steht nur: „Singen Gut, Chormitglied!"

Die Freude verbirgt sich hinter dem Ausrufezeichen. Am Dienstag folgte ein „vertrödelter Tag, der Planierraupe im Garten zugeschaut“. Es war aber eine Freude zu zusehen, wie die Erdhügel rings ums Haus geglättet wurden. Am ebenso „grauen, vertrödelten“ Mittwoch waren „Handwerker da“. Am „grauen, vertrödelten“ Donnerstag habe ich „Schiller gelesen und einen Brief von Shelagh“ erhalten. Die erste Seite (oben im Faksimile) geht weiter „lohnt es sich nicht, so eine lange Fahrt zu machen. Tut mir leid daß ich nicht fahren kann, aber ich möchte es gern. Zu Ostern muß ich bestimmt nach Frankreich fahren, weil ich kein Französisch kann. Ich fahre nur für drei Wochen ungefähr und dann habe ich im Sommer drei Wochen frei. Im Juli hoffe ich an der Universität Hamburg zu studieren, weil unser Kollegium für uns bezahlt. Es ist eine wunderbare Gelegenheit, wenn ich dahin gehen kann, aber es gibt viele Studenten, die gehen wollen, aber nur vier oder fünf, die gehen können. Dann habe ich noch zwei Monate frei und Du kannst nach Hamburg fahren und wir können zusammen nach England fahren. Sage mir, was Du darüber denkst. Aber es gibt noch viele Zeit (zu viele Zeit!)
Jörg hat mir ein paar Bilder vom Hohenpeißenberg geschenkt und als ich sie sah, habe ich mich an alles, was passiert ist, erinnert. Ich wünschte dort wiederhinzufahren und ich war traurig daß es unmöglich war. Die Bilder sind sehr schön und das Haus scheint herrlich auch genau wie Kirche und der Wald und das Gasthaus auf dem Berg. Sie sind ein wirklich wunderbares Andenken. Also wie geht es Dir? Jetzt kannst Du ein bisschen auf Englisch schreiben, weil ich glaube, daß Du gut bist. Und ich weiß auch, daß Du immer fleissig arbeitest und Deine Noten nicht schlecht sind. Hier ist das Wetter sehr kalt aber wir haben keinen Schnee, keinen Regen und keinen Wind, nur Kälte. Es ist nicht wie Herbst.
Am letzten Freitag war ich in der Stadtmitte von London Einkäufe zu machen. Alle großen Läden waren festlich erleuchtet und alle Straßen waren voller Leute. Ich habe viele Sachen angeguckt aber nicht viel gekauft, weil alles so teuer war. Alles ist viel teurer in London als in Manchester. Am Sonntag bin ich ins Theater gegangen, aber es war nicht sehr gut. Vor zwei oder drei Wochen sah ich Die Repräsentantin. Hast Du davon gehört? Ich glaube das ist das beste Theaterstück, das ich je gesehen habe. Es war wunderbar und ich habe viel drüber nachgedacht. Sonst habe ich nicht viel gemacht. Ich arbeite seit lange jetzt und ich habe viel während der Ferien zu machen. Ich schicke Dir ein paar Briefmarken. Ich weiß nicht, ob Du die schon hast, aber Du kannst mir sagen, wenn Du sie nicht willst. Wie hast Du Dich verändert? Du mußt mir ein Bild schicken, so daß ich Dich sehen kann. Ich will nicht, daß Du Dich veränderst. Nun, wie Du sagst, bin ich zwanzig Jahre alt. Ich fühl mich aber nicht so alt – es scheint mir so furchtbar alt zu sein und ich will es nicht. Los, ich muß jetzt diesen Brief beendigen, weil ich gleich eine Stunde habe. Noch einmal sehr vielen Dank an Deine Mutter und an Dich für das Geburtstagsgeschenk und Grüße bitte die Familie herzlich von mir. Alles Gute und viele liebe Grüße und Küsse von Deiner Shelagh“

Ich war baff. Dieser Brief wurde am Montag dem 9ten abgestempelt und am 12ten Dezember in Ebenhausen zugestellt und noch nie hat mir jemand einen so langen Brief geschrieben und schon gar

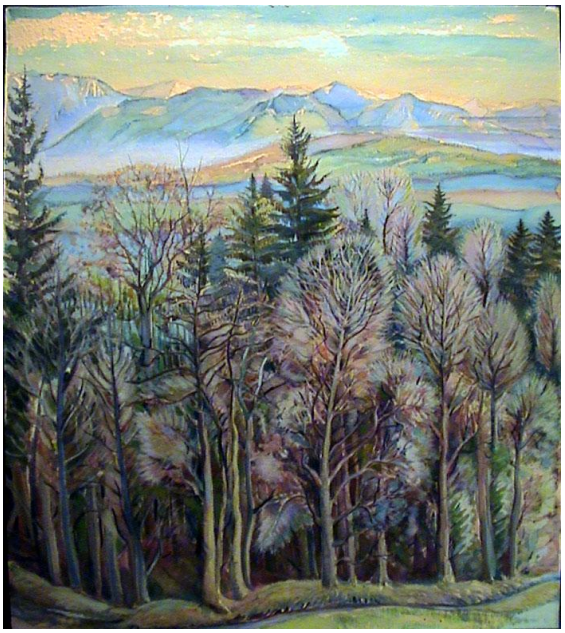


nicht eine Engländerin in deutscher Sprache. Aber das war nicht das, was mich verdutzte. Es war das Rendezvous wie die feinen Franzosen ein Stelldichein nennen. Ende Juli soll das in Hamburg, rechtzeitig mit dem Beginn der Sommerferien, stattfinden. Dann hat sie noch zwei Monate frei und nimmt mich mit nach England. Ich war nicht im siebten Himmel, aber im fünften. Ich versteckte Shelagh’s Brief in meinem Physikbuch und beschloss mit niemandem darüber zu reden. Am Freitag waren die

Straßen vereist und in der Schule erwartete mich ein Desaster: „Deutschschulaufgabe schlecht! Zu Hause werden Einbauschränke für mein Zimmer eingepasst. Bis nachts ½ 11 hat Jörg mein Englisch abgefragt.“ Die zweite Englisch-schulaufgabe fand am Samstag statt. „Es schneit den ganzen Tag. Kreppels waren da, ich habe geholfen, gelesen, Radio gehört, Streit gehabt.“ Ich wollte den Ehemann meiner Mutter nicht mehr Onkel Kreppel, sondern künftig mit seinem Vornamen Otto ansprechen. Wir einigten uns schließlich darauf und schüttelten uns die Hände. Es war nicht nur leichter auszusprechen, sondern das bedeutete mir viel. Er war jetzt mein älterer Freund und kein Onkel wie der Bruder meiner Mutter. Ich hatte in den acht Jahren viel mit ihm erlebt. Er hat mich inspiriert und Halt gegeben, aber ich hatte nicht erwartet, dass er mein Stiefvater würde. Ich wollte weder den Stiefvater noch den Onkel, sondern den Menschen, mit dem ich die Jahre bis zu meiner Volljährigkeit unter dem Dach meiner Mutter leben musste. Er hätte vielleicht gar nichts dagegen, wenn ich mich dafür entscheiden würde Bankkaufmann zu werden. Aber er beteiligte sich nach dem eindeutigen Nein meiner Mutter auch nicht an einer möglichen Debatte. Unser Händedruck könnte von Schiller sein, der immer noch in meinem Kopf rumspuckte. Sie war die Königin, der wir beide gehorchen mussten. Es war bereits spät, als wir uns die Hände gedrückt hatten, trotzdem machte ich einen „Abendspaziergang“ in der Dunkelheit. Dunkel war es, weil bald Neumond war. Es war eisig kalt, wolkenlos und der Himmel voller Sterne. Ich sah zum Himmel, dachte an Shelagh und nach der Rückkehr schrieb ich ihr einen Weihnachtsbrief, den ich am Sonntag nach dem Frühstück zu Fuß auf notdürftig geräumten Fahrstreifen zwischen Schneewällen bei strahlendem Sonnenschein und eisiger Kälte zum Briefkasten am Postamt Ebenhausen brachte.



Es gibt keine Kopie, aber ich weiß, dass ich ihr schrieb, wie sehr ich mich darauf freue, sie wieder in meinen Armen zu halten, zu küssen und voller Liebe an mich zu drücken. Ich versprach ihr alles zu tun, damit sich das ereignet und ich das auf die Reihe kriegen würde. Vertrau mir! In Liebe. Der Brief war nicht sehr lang. Vielleicht war es auch eine Postkarte in einem Kuvert. Ich war ganz beschwingt als die Klappe des Briefkastens zufiel. Dann lief ich in der Hoffnung, dass meine Antwort in wenigen Tagen in London ankommt durch den Schnee nach Hause. Im Kalender steht dann „gestrichen, Kaffee, Ruth aus Simbach da, Abendessen, spazieren, traurig“. Gestrichen heißt, dass ich begonnen hatte, die Schrankwand aus unbehandeltem Holz mit Klarlack zu grundieren. Ruth war ein der Haustöchter der Mutter. Aber warum war ich nach dem Spazieren traurig? Ich hatte zwei Stunden gebraucht, um die Rückwände der zwei Schränke zum Doppelzimmer und die Türen auf der Seite meines Zimmers mit Klarlack zu bepinseln. der nun trocknete. Erst nach 12-14 Stunden konnte eine zweite Schicht aufgetragen werden. Der Klarlack roch etwas merkwürdig. Später habe ich mit Ruth an der Kaffeetafel gesessen. Nach dem Abendessen war ich spazieren. Als ich zurück-kam, waren alle Türen zur Diele geschlossen und ich ging direkt zu meinem Zimmer am Anfang des Ganges im Seitentrakt. Durch den Einbau der Kleiderschrankwand zwischen dem Doppelzimmer und meinem Einzelzimmer wirkte dieses noch enger als zuvor. Es war nur Platz für meinen etwa einen Meter breiten Arbeitstisch mit Stuhl, ein ebenso breites Bett, ein Regal und einen zweiten Stuhl. Es gab eine Deckenleuchte und eine Nachttischlampe die ich auch als Schreibtischlampe benutzte. Gegenüber der Schrankwand aus hellem Holz, das ich vor wenigen Stunden mit Klarlack bepinselte, hatte Otto



über dem Bett ein gerahmtes Bild aufgehängt. Es hing im Holzzimmer des Kurheims. Einer der Patienten des Großvaters hatte die Aussicht aus dem Zimmer Nr. 1 im ersten Stock gemalt. Das Aquarell selbst war etwa 35x45 cm groß und das gerahmte Bild hinter Glas, in einem beigen Passportout mit schmalem Rahmen aus dunklem Holz mit abgerundeter Kante, war 50x60 cm groß. Ich freute mich darüber, dass Otto mir das zugedacht hatte, aber zugleich löste die Erinnerung an diese Aussicht in mir melancholische Gefühle aus. Sein neugebautes Haus hatte keinen ersten Stock. Ob es am Einspruch des Kreisbaumeisters oder an den Kosten scheiterte, spielte nun keine Rolle mehr. Die ersten Pläne, die von Horvath vor über einem Jahr nach Hohenpeißenberg gebracht hatte, zeigten ein Haus mit Walmdach und Fenstergauben im ersten Stock. Dieser Plan wurde vom Kreisbaumeister abgelehnt, weil es nicht zu dem Haus des Nachbarn passte, der auf dem Grundstück vor dem unsrigen an der Zellerstraße einen Bungalow gebaut hatte. Nachdem Ottos Plan wie vor wenigen Jahren sein Umbauplan des Kurheims in Hohenpeißenberg gescheitert war, suchte er einen neuen Architekten, denn die Zeit drängte. Er fand Herr Ensslin, einen Mann mittleren Alters, der ein schickes Auto fuhr: Einen neuen VW Karmann Ghia 1500. Wer so ein Coupe fuhr, war entweder Junggeselle oder seine Kinder waren schon aus dem Haus. Ich habe es nie erfahren, aber Herr Ensslin hat Otto wohl davon abgehalten, sich nicht mit dem Kreisbaumeister anzulegen, den ersten Stock unter dem Walmdach zu vergessen, und, anstatt dessen, wie die Nachbarn, einen Bungalow zu planen. Dadurch hatte sich allerdings der Baubeginn um einige Monate verzögert und ein Umzug ins neue Haus wäre erst nächstes Jahr möglich geworden. Aber auch dafür fand Architekt Ensslin eine Lösung: Ein Fertighaus aus Holzbauteilen. Dem Flachbau fehlte aber nicht nur die Weite des Blicks aus dem ersten Stock, sondern er belegte mit Terrasse und Umgängen, Zufahrt und Treppenanlage zu den Eingängen auf der Rückseite etwa die Hälfte der Fläche der ohnehin kleinen Grundstückgröße von 1350 Quadratmetern. Aber jetzt war der Bungalow fertig, ich wohnte darin und vermisste nicht nur die Bergsicht, sondern auch die Möglichkeit im Haus einen Platz außerhalb meines Zimmers zu finden, an dem ich mich ungestört aufhalten konnte. Es gab nur ein Wohnzimmer mit überdachter Terrasse auf der Südseite, kein Lesezimmer, Holzzimmer, großes Esszimmer, leere Gästezimmer im ersten Stock oder einen Schuppen im Garten. Wahrscheinlich war ich deshalb traurig, weil ich etwas verloren hatte. Ich war etwa so traurig wie an dem Tag, an dem Mutti mir fest in die Augen sah und sagte, dass der Vater nicht zum Hohenpeißenberg zurückkehren wird und ich nun tapfer sein müsse. Trauer schmerzt, Melancholie tut nicht weh. Vielleicht kommt sie erst nach der Trauer.



Am Montag, dem Beginn der letzten Schulwoche des Jahres, war etwas passiert, was mir eigentlich schnurz war: Der erste Präsident der Bundesrepublik, Theodor Heuss, war 12. Dezember in der letzten Woche gestorben. Er war etwa so alt wie mein Großvater, aber der war schon seit über zehn Jahren tot. Ich kannte ihn ebenso wenig wie Enno Wychgram. Vielleicht waren sie sich begegnet. Wie auch immer, ich mochte ihn wie Konrad Adenauer oder den Vizekanzler, der sich gern mit Ritterkreuz und Fliege zeigte. Laut meiner Mutter war er ein Freund unseres Vaters. Erich Mende sah aus, wie ihr Freund Fred Bieger, der in den fünfziger Jahren Hertha Warenburg aus München-Bogenhausen geheiratet und uns oft allein oder mit ihr in Hohenpeißenberg besucht hatte. Er hatte ebenso rabenschwarzes Haar, war nicht sehr groß, aber wirkte sehr anziehend auf Frauen, weil er Charme und Witz hatte, sich vielsprachig ausdrücken konnte und ein Lebemann war, der immer eine gute Figur machte, Geschmack und beste Beziehungen zu den Amerikanern hatte. Wie auch immer, Heuss war der erste Staatspräsident der Bundesrepublik Deutschland (West), er wurde nicht ermordet, sondern starb friedlich nach fast 80 Jahren im Ruhestand. Staatstrauer wurde verkündet und auch unser Klassleiter Dr. Edmund Heinz folgte der Anordnung, diese im Unterricht zu vermitteln. Laut Kalender tat er das am Montag den 16ten Dezember



des Jahres. Mein Kalender enthält den Eintrag „Heuss Rede von Heinz polemisch, schneit, heim, gelesen, HÜ, Mathe 4.“ Vier Tage später am Freitag begannen die Weihnachtsferien. Es war noch immer arschkalt - minus 10 Grad zur Mittagszeit. Das hielt mich nicht davon ab, die letzten zwei Schulstunden des Jahres 1963 zu schwänzen und am Kreuzhof an der Bundesstraße 2 Richtung Garmisch mit meinem goldenen Daumen, um eine Mitfahrgelegenheit nach Weilheim zu betteln. Um 11 Uhr bin ich dort im Café Pfaffenwinkel angekommen und traf meine Schulfreunde der letzten Jahre. Gegen 6 Uhr sangen wir „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumos“ wie in einem Film mit Heinz Rühmann. Wir hatten nicht viel getrunken außer einem Liter Bier und ein paar Schnäpsen, bevor wir uns auf den Weg nach Hause machten. Zuvor spülten wir noch gurgelnd unsere Zähne und kauten im Anschluss noch ein paar amerikanische Kaugummistreifen. Selbst Pater Wolfram wäre nicht in der Lage uns Alkoholgenuss nachzuweisen und auch nicht unsere Erziehungs-bevollmächtigen. „Hauch mich mal an!“ Die Amis wussten schon, warum sie dauernd Gummi kauten. Der beste Geruchskiller war Dubble Bubble Gum. Der roch wie Rohrreiniger, aber erstickte gnadenlos jeden Geruch. Mein goldener Daumen brachte mich um 19 Uhr zurück nach Wangen an der Olympiastraße nördlich von Starnberg. Im Kalender steht „zu Fuß heim“. Es schneite nicht, der Himmel war wolkenlos und die Sterne gut sichtbar, aber vier Tage nach dem Neumond war die Nacht entsprechend dunkel. Ich wanderte acht Kilometer durch Schnee und Eis bei 10 Grad Minus von Wangen, an Fercha vorbei, nach Neufahrn und von dort auf dem Feldweg zur Waldkapelle und durch den Wald dahinter zur Zeller Kirche, die so verschneit war wie auf dem Foto weiter oben. Es hatte noch nicht getaut und die Wege und Straßen waren nicht gestreut. Wahrscheinlich war ich nach meiner Ankunft bettreif. Der nächste Eintrag im Kalender ist vom Samstag: „Ganzen Tag gearbeitet, abgewaschen, aufgeräumt, gestrichen. Abends mit Wölfi zum Café Hubertus, Fritzi kommt dazu. Wir feiern Ferienbeginn. Mitternacht ins Bett.“ Damals waren die Fensterrahmen dran. Zweiter Anstrich.

Am Sonntag hatte ich einen „Kater, war spazieren, habe gestrichen und gelesen. Das Wetter war trist.“ Am Montag gab es Sonne und ich habe weiter gestrichen und gelesen. Abends waren wir im Kino und haben uns den Film „Am Ende aller Wege“ angesehen. In dem französischen Gerichtsfilm von 1963 jagt die Kripo zwei Kindsentführer und Mörder, fängt jedoch beim Durchsuchen eines Leuchtturms bei Saint Tropez an der Cote Azur drei Verdächtige ein. Jeder von ihnen behauptet, er sei unschuldig. Da es Polizei und Gericht nicht gelingt, den Nichtbeteiligten unter den dreien herauszufinden, werden alle freigesprochen. Ich fand den Film „sehr gut“. Wahrscheinlich, weil er zeigte, wie schwierig es ist den Rechtsgrundsatz in ‚dubio pro reo‘ wider das gesunde Volksempfinden durchzusetzen. Der Grundsatz, ‚Im Zweifel für den Angeklagten‘, wird nicht bei der Beweiswürdigung angewendet, sondern erst dann, wenn nach abgeschlossener Beweiswürdigung noch Zweifel verbleiben. Das taten die Richter, als sie Sokrates zum Tode verurteilten. Sie hatten keine Zweifel mehr und Sokrates protestierte nur gegen die Begründung des Todesurteils (verderblicher Einfluss auf die Jugend und Missachtung der Götter) aber verzichtete darauf, sich dem Urteil und seiner Vollstreckung zu widersetzen oder durch Flucht zu entziehen. Dass er der einzige ‚Verdächtigte‘ war, mag die Urteilsfindung erleichterte haben.

Am nächsten Tag war es wieder eiskalt und grau. Ich habe um 9 gebadet, um 10 gab es Frühstück, danach gingen Otto, Wölfi und ich in den Wald auf dem unbebauten Grundstück auf der Nordseite des Hauses, suchten einen zwei Meter hohen Tannenbaum aus, sägten in ab, schafften ihn nach Hause und steckten ihn in den gusseisernen Christbaumständer, der mit uns umgezogen war und platzierten ihn zwischen Klavier und Sekretär im Wohnzimmer. Später hat Otto seine selbstgebastelte Krippe mit Stall und Figuren am Fuß des Baumes aufgebaut. Mutti und Klaus haben unsere selbstgebastelten Sterne aus Stroh und gefaltetem Glanzpapier an seine Äste gehängt. Dann wurden Klemmhalter für rund dreißig rote Kerzen angesteckt und wie immer gab es kein Lametta und nur wenige glänzende Weihnachtskugeln. Dann wartete ich in meinem kleinen Zimmer auf die Bescherung am ersten Heiligabend im neuen Haus, das viel weniger Räume hatte als das Alte. Es war ein Neubau ohne Geschichte. Alle Brüder waren zwar anwesend, aber es fehlte an Atmosphäre und es gab nicht einmal das übliche Familienfoto. Im Kalender steht: „19 Uhr Bescherung lahm, Essen gut, bin total erkältet, 23 Uhr im Bett. Unter den Geschenken waren zwei Unterhosen, ein Buch von Tante Traudi, eine Krawatte von Tante Manna, ein Schlüsselbund von Shelagh, 50 M von Papu, 3 M von



Opa.“ Den ersten Weihnachtsfeiertag verbrachte ich krank, lesend und melancholisch im Bett. Am zweiten Weihnachtsfeiertag war es nach wie vor eiskalt, aber die Sonne schien und es ging mir besser. Fritzi hatte Besuch von seinem Freund Karl August aus Opladen. Nach dem Mittagessen hat uns Wölfi zu einem Spaziergang nach Icking mitgenommen. Die Außenterrassen des Gasthof Alpenblick waren im Winter geschlossen. Dort standen weder Tische noch Stühle wie auf der Postkarte, aber die Alpen konnte man auch durch die Fenster der großen Gaststube sehen. Da saßen wir und tranken eine Halbe Bier mit Fritzi, der aus Opladen kam, wo er Papu’s Zustimmung zu seinem Plan erhielt, bis zum Abitur bei Tante Manna in Berlin zu wohnen. Er war dementsprechend gut gelaunt und lud Wölfi, Karl und mich nach dem Abendbrot zum Feiern im Café Hubertus ein. Das konnte ich nicht ablehnen, obwohl ich ahnte, dass es böse enden würde. Von acht bis halb elf hatten wir dort drei halbe Biere getrunken. Dann mussten wir nach Hause. Wir hatten mit Otto vereinbart, um elf wieder im Haus zu sein, was wir auch taten. Fritzi hatte eine Flasche Schnaps in seinem kleinen Reisekoffer und nahm uns mit in das Zimmer hinter der neu installierten Schrankwand, in dem er nun als Gast nächtigte. Das Zimmer hatte sogar eine Tür zum Garten. Aber er verzichtete darauf, um bei Tante Manna in West-Berlin zu leben. Der Schnaps, einen mit Wachholder aromatisierten Korn aus Westfalen, den er oder Karl August aus Opladen mitgebracht hatte, schmeckte weder nach Schinken noch nach Korn, sondern widerlich und da wir kein Bier hatten, um nachzuspülen rannten wir gegen Mitternacht noch schnell zum Gasthaus Post, das bis Ein Uhr geöffnet war, um ein paar Flaschen Bier an der Straßenschänke zu-zu kaufen. Das Bier machte es jedoch nicht besser. Laut Kalender war ich danach besoffen und habe gekotzt. Das lag aber möglicherweise nicht am Schinkenhäger, sondern am lauwarmen Bier. Vielleicht mussten beide Getränke eiskalt sein, wenn sie eine bekömmliche Wirkung entfalten sollten. Im Schlafzimmer durfte nicht geraucht werden und auf der Terrasse von Fritzis Zimmer, das er nie beziehen würde, war es arschkalt. Fritzi war auch gekommen, um seine Skier abzuholen, obwohl es in Berlin keine Berge gibt. Am nächsten Tag machten er und sein Freund sich jedenfalls auf, um in Zell am See im Bundesland Salzburg Ski zu fahren.

An diesem Freitag bin ich um zehn Uhr mit dem Zug nach Hechendorf am Pilsensee zu Michael Ehrengut gefahren. Wr habe uns unterhalten, Musik gehört, dann gab es Abendessen. Mit dem Zug zurück nach München, 22 ½ daheim. Am Samstag nach dem Essen habe ich Otto’s Auto gewaschen. Es schien mir wichtig, obwohl überall Schnee lag. Vielleicht deshalb. Zum Kaffee kam Onkel Hayo nach Ebenhausen. Er hat mich später nach Murnau mitgenommen. Frau Jerschke feierte Neujahr bei ihrer anderen Tochter irgendwo in Westdeutschland und ich durfte wieder in ihrem chinesischen Wohnzimmer übernachten. Diesmal wirkte der goldene Mistelzweig an der Decke und die Feuer speienden Rachen der Drachen fast beruhigend. Inzwischen war so viel passiert, aber bei Onkel Hayo fühlte ich mich wie zu Hause. Seit unserem gemeinsamen Besuch von Tante Manna im Sommer in Berlin, hatte sich viel verändert. Nach dem Tod unserer Großmutter war nun auch ihr Haus am Hohen-peißenberg verkauft. Die Cousinen liebten Oma und ihren Berg und vermissten wie ich die Vergangenheit. Wir wussten, dass das Leben nicht rückwärts geht, aber mit Ebenhausen konnten sie nicht viel anfangen. Beide waren keine Streber, hatten aber sehr gute Noten. Sie waren talentierte Wychgrams. Die Ehe ihrer Eltern war nicht geschieden. Ihr Erziehungsberechtigter war keine Hausfrau, sondern der einzige Augenarzt in Murnau und Umland. Onkel Hayo war, neben unserer Mutter, der einzige Nachfahre einer der ostfriesischen Familien, die es im deutschen Kaiserreich in Berlin zu Ansehen und Wohlstand ebracht hatte. Die Mädchen wussten das inzwischen so gut wie ich. Wir ahnten aber, dass die Zukunft, in die wir in der Bundesrepublik Deutschland hineinwuchsen, eine ganz andere war als die vor achtzig Jahren. Aber damals wie heute gab es Regeln, die einzuhalten waren. Zum Beispiel: Kein Sex vor der Ehe. Wenn es trotzdem dazu kam, gab es nur die Wahl zwischen Zwangsheirat, Aussetzung oder illegaler Abtreibung. Meine Cousinen hatten kein

Problem darüber zu reden, obwohl es für sie weniger abstrakt war wie als für mich. Ich hatte ja keine Monatsblutung, sondern nur gelegentliche nächtliche Samenergüsse. Sie aber hatten seit einiger Zeit eine monatliche Blutung, die sie , Periode, Regel oder meine Tage' nannten. In Onkel Hayos Buch zu ‚Geschlecht, Liebe, Ehe' hatte ich gelesen: „Alle vier Wochen wird ein reifes Ei aus den Eierstöcken der Gebärmutter zugeführt Diese bereitet ihre Innenfläche zur Aufnahme des befruchteten Eis vor; die Schleimhaut schwillt an, wird blutreich, aufgelockert und wie ein gut gepflügtes Feld zur Saat bereitet. Bleibt die Befruchtung aus, so wird die oberste Schicht dieser aufgelockerten Schleimhaut unter Blutung aus der Gebärmutter in die Scheide ausgestoßen." Wir drei lebten zwar keusch und bekamen keine rote Backen, wenn es um das Geschlecht ging. Trotzdem wagte ich es nicht, meine Cousinen zu fragen, was sie fühlten oder empfanden, wenn dieser Prozess in ihrem Geschlechtsteil stattfand. Nicht nur ich, sondern auch die beiden Mädchen hatten sich sichtbar geändert. Sie sahen nicht nur älter aus als sie waren, sondern hatten deutlich Spaß, wenn sie als Fräulein angesprochen wurden. Sie träumten nicht von einem Mann fürs Leben, aber waren dabei, sich vorzubereiten. Tante Traudi hat es mir ein Foto geschenckt, das vor sechs Monaten, Ende Juli 1963 in Tante Mannas Salon in Berlin aufgenommen wurde.. jetzt, kurz vor Sylvester, geschenkt. Renate und Sybille trugen damals zum ersten Mal neue, knielange und enge Röcke, Damenjacken und Pumps mit flachen Absätzen, die ihnen ihre Eltern für die Feier in Berlin gekauft hatten. Es gab kein Foto von mir, aber ich erinnere mich, dass ich damals eine schwarze Hose, einen blauen Blazer mit goldenen Messingknöpfen und schwarze Mokassins trug.

Die Sommerferien würden sie nächstes Jahr wieder mit ihren Eltern verbringen. Dieses Jahr hatten sie den August in einem Ferienhaus am Meer, nahe der Hafenstadt Wyk auf der Insel Föhr, hoch im Norden des Landes an der Grenze zu Dänemark, verbracht. Die Meeresluft wirkte lindernd auf Renates Astma. Deshalb plante Onkel Hayo für diesen Sommer eine Reise mit der Familie nach Athen und anschließenden Ferien am Meer. Davon erfuhr ich, als wir am Sonntag nach dem Mittagessen mit den Hunden zum Murnauer Moos wanderten. Die Landschaft hatte eine andere Athmosphäre als bei unserem letzten Ausflug vor dem Frühstück an Sylvester 1961. Diesmal lockerte die Mittagssonne die Wolkendecke etwas auf und öffnete den Blick auf den fast zwei tausend Meter hohen Berg *Hohe Kisten* zwischen Eschenlohe und Oberau im Loisachtal. Auch die beiden Whippets waren älter geworden. Von der Leine gelassen jagten sie diesmal nicht fliegend über den Schnee, sondern liefen tänzelnd im Schritt neben uns über die in Frost erstarrten Felder, als ob sie noch an der Leine hingen.



Kein Geräusch war zu hören. Wenn wir nicht redeten, herrschte, abgesehen vom Knirschen unserer Schuhe und dem Hecheln der Hunde, vollkommene Stille. Die Luft war so kalt, dass wir unseren Atem sehen konnten. Später kamen wir an eine Bank und setzten uns, um eine Zigarette zu rauchen und zu quatschen. Ich hatte bisher weder davon geträumt zu fliegen, noch daran gedacht. Das lag auch an meiner Höhenangst, die sich einstellte, sobald ich mehr als zehn Meter direkt unter mir nur Abgrund sah. Das geschah etwa, als ich auf die offene Aussichtsplattform des Rathauses in München trat, deren Umgang so eng war, dass mich die anderen Besucher so an die Brüstung drängten, dass mein Blick direkt auf den Marienplatz tief unter mir gerichtet war. Ich erstarrte und hatte das Gefühl, den Boden unter meinen Füßen zu verlieren und mit dem Oberkörper voraus auf den Platz unter mir zu

stürzen. Als mich jemand schubste konnte ich gerade noch zurücktreten, mich an der Turmmauer festhalten und zum Ausgang zur Innentreppe raustasten. Als ich meinen Kusinen davon erzählte, hielten sie ihr Lachen zurück, sondern kicherten wie früher. Dann sagte Renate: „Burkhardt, aus einem Flugzeug kann man nicht rausfallen“ und Sybille setzte nach: „Außerdem gibt es in einem Flugzeug auch viele Plätze ohne Fenster.“ Renate fügte hinzu: „Und wenn es wolkig ist, sieht man nur Wolken.“

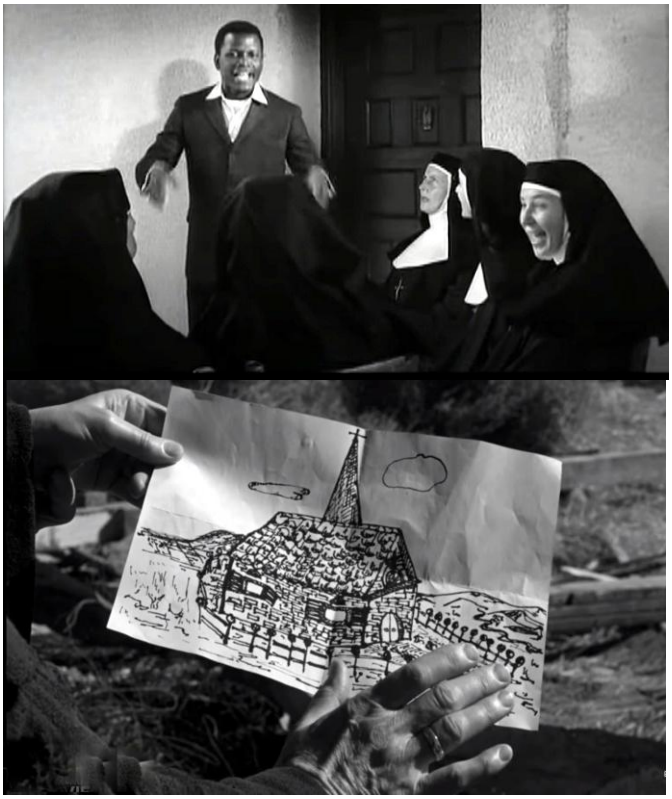
Nach unserer Rückkehr gab es Kaffee und Kuchen mit Blick auf die schneebedeckten Berge, die nach kurzer Zeit im Dunkel verschwanden. Später haben wir Radio gehört, waren Milchholen beim Bauern am Ende des Maria-Antonien-Wegs. Es gab Abendessen und Spiele. Der Montag verlief ähnlich, aber nach dem Abendbrot nahm mich die Famlie mit ins Lichtspieltheater im Griesbräu an der Markstraße. Es war Ferienzeit und das Kino des Marktflecks im bayerischen Oberland war selbst am Montag gut be- sucht. Das lag vielleicht auch daran, dass Murnau zu achtzig Prozent katholisch und der Film ab sechs Jahren zugelassen war. Vielleicht hatte auch die Kirchenzeitung den Besuch empfohlen. Jedenfalls hatten Renate und Sybille die Vorschau gesehen und es geschafft Onkel Hayo zu überreden, diesen Filmanzusehen. Sie, wie auch ich hatten „Flucht in Ketten“ vor zwei Jahren gesehen. Sidney Poitier wurde 1959 für seine Rolle als Noah als bester Hauptdarsteller nominiert, aber der Oscar ging dann 1960 an Charlton Heston für seine Rolle in „Ben Hur“. Der Film wurde mit insgesamt zehn Oscars ausgezeichnet. In diesem Film spielte Sydney Poitiers Noah und Tony Curtis John. „Bei einem Unfall während eines Gefangenentransports gelang es Noah, einem etwa dreißig Jahre altem Schwarzen mit losem Mundwerk und der Überzeugung, alle Weißen seien arrogant und ungerecht, und John, einem gleichaltrigen von sich überzeugten Weißen, der auf Schwarze herabblickt, zu fliehen. Da ihre Handgelenke mit einer Kette aneinandergefesselt waren, konnten sie nicht voreinander weglaufen, sondern mussten sich arrangieren, bis sie die Fessel lösen konnten. Sie rannten weg von der Polizei und entkamen im Dickicht einer schwer zugänglichen Wildnis. Sie müssen einen reißenden Fluss durchqueren und sich später aus einem Wasserloch retten, bevor sie ein verschlafenes Dorf erreichen. Auf der Suche nach einem Werkzeug, um die Fessel zu durchsägen brechen sie in ein Haus ein. Der Lärm weckt die Anwohner. Sie eilen bewaffnet auf die Straße und nahmen sie nach kurzer Jagd fest. Sam, der Dorfälteste, verhinderte einen Lynchmord durch die aufgebrachte Menge und verhalf den Gefangenen heimlich zur Flucht. Sie gelangten zu einer Farm, die nur von einer Frau und ihrem etwa 12 Jahre alten Sohn Billy bewirtschaftet wurde. Dort erhielten sie Essen und konnten sich von der Kette befreien. Johns Arm hatte sich wegen der Fesselung entzündet, er hatte Fieber. Während die Frau ihn pflegte, kamen sie einander näher. Sie suchte verzweifelt einen Mann und überredete John dazu, mit ihr und Billy zu fliehen und Noah, den auch sie wegen seiner Hautfarbe verachtete, sich selbst zu überlassen. Noah überraschte die beiden in diesem Gespräch, war jedoch schließlich damit einverstanden, allein weiterzugehen. Die Farmerin packte ihm Proviant ein und beschrieb ihm den Pfad durch einen Sumpf zur nächsten Eisenbahnlinie. Als Noah verschwunden war, erzählte sie John freudig, dass ihrem Glück nun nichts mehr im Weg stehe. Sie kenne den Weg durch den Sumpf. Noah würde darin umkommen. Dann könne er John nicht mehr verraten. Angewidert stieß John die Frau von sich, worauf er von Billy angeschossen wurde. John eilte Noah nach, holte ihn ein, berichtete ihm vom bösen Plan der Frau und sie erreichten gemeinsam die Bahnstrecke, die Noah gesucht hatte. Dort schaffte er es, auf einen durchfahrenden Zug zu springen, doch es gelang ihm nicht, den geschwächten John zu sich heraufzuziehen. Als John am Bahndamm zurückblieb, sprang auch Noah wieder vom Zug und stürzte mit dem völlig entkräfteten John im Arm über einen Hang direkt vor die von Sam angeführte Truppe aus Polizisten und bewaffneten Einwohnern, die sie mit Pferden und Kutschen verfolgt hatte. Sam forderte die Truppe auf zu warten



und ging zu den beiden Männern. Im letzten Bild sieht man John mit geschlossenen Augen leblos in den Armen von Noah. ENDE

‚Lilien auf dem Felde' wurde auf den Internationalen Filmfestspielen in Berlin im Juni 1963 uraufgeführt. Sidney Poitier gewann für seine Rolle als ‚Homer' den silbernen Bären der Berlinale. Mein Kommentar in meinem Katholischen Kalender war kurz: ‚Nett'. Inhaltsangabe: „USA im Jahr 1962: Homer Smith, ein junger, schwarzer Handwerker, reist mit einem riesigen Plymouth Kombi durch Arizona. Eines Tages hält er, weil er Kühlwasser braucht, an einer kleinen Farm. Er trifft dort auf fünf Nonnen, die aus Deutschland, Österreich und Bulgarien geflohen waren, um sich eine neue Existenz in Arizona zu schaffen. Die Oberin, Schwester Maria, sah in ihm den starken Mann, um den sie Gott gebeten hatte. Sie bittet ihn zu bleiben und für sie zu arbeiten. Sie konnte ihn überreden, Homer blieb, aber wollte am nächsten Tag weiterfahren. Abends begannen die deutschen Nonnen Englisch von Schallplatten zu erlernen, Homer kam hinzu half ihnen mit einem amüsanten Nachhilfeunterricht in Alltagsenglisch. Das tat er sehr anschaulich und die Nonnen folgten ihm mit vollem Einsatz. Diese deutsch-amerikanische Verständigung war sehr amüsant und meine Cousinen kicherten und lachten.





Am nächsten Tag zeigte die Oberin Homer die Zeichnung einer Kapelle und einen Platz auf der Farm, auf dem er eine Kapelle bauen sollte, damit die fünf Schwestern nicht täglich zu Fuß zur weit entfernten Kirche gehen mussten. Homer lehnte das Angebot empört ab. Das sei viel zu groß für ihn. Er sei weder Bauunternehmer noch suche er Arbeit. Die Oberin reagiert kalt. Sie würde die Kapelle auch ohne ihn bauen, weil es Gottes Wille sei. Als er für Übernachtung und Frühstück bezahlen will, beschimpft sie ihn, lässt ihn stehen und geht zurück zur Farm. Homer fluchte etwas, aber dann bückte er sich doch, hob einen Balken hoch und begann mit dem Bau der Kapelle. Als er am Samstagabend die Oberin um seinen Wochenlohn bat und eine Stelle aus dem neuen Testament zitierte, um seinen Anspruch zu rechtfertigen, antwortet sie mit einem Verweis auf das Matthäusevangelium, Kapitel 6, Vers 28 „Und was sorgt ihr euch um eure Kleidung? Lernt von den Lilien des Feldes, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht und spinnen nicht. Doch ich sage euch: Selbst Salomo war in all seiner Pracht nicht gekleidet wie eine von ihnen." Statt einer Zahlung erhielt er von der Oberin eine Einladung zum Kirchgang am Sonntagmorgen. Homer protestierte. Er sei Baptist und würde

nicht an einem katholischen Sonntagsgottesdienst teilnehmen. Stattdessen sah man ihn Sonntagvormittag am Tresen der Dorfwirtschaft, wo er vom Wirt Juan erfuhr, dass die Nonnen über die Mauer aus Ostdeutschland geflohene und mittellose Flüchtlinge waren. Am nächsten Tag verließ Homer die Nonnen, ohne seinen Lohn bekommen zu haben. Als er mit seinem Auto durch den nächsten größeren Ort kam, sah er einen Bulldozer. Der weckte sein Interesse, er suchte den Eigner und traf Mr. Ashton, den Besitzer eines Bauunternehmens. Der bot ihm an, zwei Tage pro Woche mit dem Bulldozer bei ihm zu arbeiten. Homer nahm an und entschied zudem, auch an der Schwesternkapelle weiter zu bauen. Bis zum Mittag arbeitete er an den Grundmauern der Kapelle, abends half Schmidt, wie ihn die deutschen Nonnen nannten, weiter beim Lernen der englischen Sprache. Der Bau ging nur langsam voran, da die Schwestern kein Geld hatten und es an Baumaterial fehlte. Die Oberin drängte Homer, den Bau zu vollenden. „Wissen Sie, was wir alles durchgemacht haben, um hierher zu kommen? 8000 Meilen sind wir geflohen und wir werden nicht aufgeben.“ Homer bellte zurück: „Was bilden Sie sich ein. Verbergen sich hinter einer Uniform. Sie klingen wie aus einem Kriegsfilm, wie eine Wiederkehr Hitlers. Suchen Sie sich jemand anderen.“ Einige Wochen vergingen und auf der Baustelle wurde nicht gearbeitet. Dann, auf dem sonntäglichen Rückweg von der Heiligen Messe, den die Nonnen wie stets zu Fuß machten, kam ihnen Homer Smith mit seinem Wagen entgegen und lud sie zum Mitfahren ein. Homer wollte nun die Kapelle fertigstellen. Seine Rückkehr hatte auch die Anwohner angespornt und sie brachten das nötige Baumaterial vorbei. Selbst mexikanische Nachbarn halfen unaufgefordert mit. Dies gefiel Homer weniger, da er die Kapelle allein bauen wollte. Er legte sich auf einen Baumstamm und sah beim Arbeiten zu. Als die Oberin feststellte, dass beim Bau immer mehr schiefging, versuchte sie, die Situation zu klären. Die Oberin sprach kein Spanisch, die Mexikaner verstanden sie nicht und waren kurz davor, die Arbeit hinzuwerfen. Nach Intervention des mexikanischen Dorfwirts und Ladenbesitzers Juan übernahm Homer die Leitung der Arbeiten. Am Abend vor der Fertigstellung des Kapellenbaus gelang es Homer, der Oberin, für die nicht Schmidt, sondern Gott die Kapelle gebaut hatte, ein widerwilliges Dankeschön zu entlocken. Danach beteiligte Homer sich nicht mehr an der festlichen Kirchweihe, sondern verließ, während die Nonnen mit der Gemeinde ‚Amen‘ sangen, den Raum, packte seine Sachen zusammen und verließ mit seinem großen Plymouth Kombi die Farm der Nonnen.“





Als wir nach dem Film in der Markstraße auf die Rückbank von Onkel Hayos Käfer krabbelten, wirkten meine Cousinen so beschwipst wie auf Tante Manns Geburtstagsfest nach dem zweiten Glas Sekt. Später stellte sich heraus, dass Renate Tante Traudi auf den Film aufmerksam gemacht hatte. Sie wollte den Film sehen, weil sie sich mit einem Afrikaner befreundet hatte, der an der Lehrstätte des Goethe-Instituts in Murnau einen Deutschkurs für Ausländer absolvierte. Manchmal besuchte sie mit ihm und Sybille die Eisdiele mit Musicbox in der Marktstraße. Die Lehrstätte zur Ausbildung ausländischer Deutschlehrer mit einem Wohnheim für die Auszubildenden lag östlich der Olympiastraße an der Weindorfer Straße zur Unfallklinik. Der Unterricht begann dort 1953. Da die Amerikaner ab Mitte Mai 1945 alle Kasernen und Einrichtungen der Wehrmacht wie der Waffen-SS, besetzt und mit eigenen Einheiten belegt hatten, in denen auch viele schwarze Soldaten dienten, waren die Einwohner daran gewöhnt, auf



den Markt- oder Dorfstraßen Oberbayerns schwarzen Gesichtern in der olivgrünen Uniform der US Army zu begegnen. Ab Mitte der fünfziger Jahre konnte man in Murnau aber auch schwarze Menschen aus Afrika treffen. Es waren meist Deutschlehrer, die am Goethe-Institut Fortbildungskurse absolvierten. Damals waren es nur wenige, aber nachdem viele Staaten Afrikas unabhängig geworden waren, wurden es mehr. Das Foto nebenan war eine Ausnahme. Erstens war es Sommer und zweitens wahrscheinlich keine Alltagssituation.

Der Film, den wir gesehen hatten, spielte ja nicht in Afrika, sondern in der Vereinigten Staaten. Die Schwarzen Afrikas hatten sich von den weißen Kolonialisten befreit und regierten nun unabhängige Staaten. Die Männer, die in Murnau unterrichtet wurden, waren vollberechtigte Bürger ihrer Staaten. Die schwarzen Soldaten der Vereinigten Staaten waren das nicht. Sie mussten um ihre Gleich-berechtigung kämpfen. Renates Freund schien sehr selbstbewusst. Er war der Sohn eines Häuptlings im westafrikanischen Staat Togo. Das Land Togo war von 1885 bis 1914 Deutsches Schutzgebiet unter der Verwaltung eines kaiserlichen Kommissars. 1919 wurde der Westen Togos Teil der britischen Kolonie Goldküste. Die Franzosen übernahmen die Osthälfte. Aus Französisch Togo entstand im April 1960 der Kleinstaat Togo (gelb). Er ist etwas kleiner als Bayern, aber die Hauptstadt Lomé an der Küste ist von der nördlichsten Stadt Dapaong 620 km entfernt, während Garmisch im Süden Bayerns nur 364 km von Schweinfurt im Norden entfernt ist. Die Republik Togo ist wie Bayern ein Vielvölkerstaat mit sechs Sprachen. Seit 1919 waren die Amtssprachen Französisch, Ewe und Kabyie. Renates Freund hieß mit Vornamen Yao und sprach Ewe. Ich kannte ihn nicht, aber sie sagte, dass Sidney Poitier ihm sehr ähnle. Bisher hatte noch niemand sie angemacht, wenn sie mit ihm in der Marktstraße ausging. Das war nicht immer so.

Das beschauliche Murnau hatte sich in den zwanziger Jahren zu einer braunen Hochburg verwandelt: 1923 wurde die Murnauer NSDAP-Ortsgruppe gegründet und ab 1924 erhielten völkische und nationalistische Parteien bei Wahlen stets die Mehrheit. Der Murnauer Ingenieur Gottfried Feder, ein Gefolgsmann und Förderer Hitlers, brachte seinen Führer mehrfach in den Ort. Gastwirte und lokale Honoratioren übernahmen zumeist widerstandslos, oft aber auch begeistert bereits vor der Machtübernahme Hitlers den neuen, braunen Kurs. Hass und Hetze gegen „Alljuda“, die angebliche jüdische Weltverschwörung, blühten, obwohl in Murnau nur ein jüdischer Bürger lebte: der amerikanische Bankier James Loeb, Altertumsforscher, Mäzen und Philanthrop. Er ließ noch 1932 von seinem Geld das Murnauer Krankenhaus bauen und richtete eine Stiftung ein, gedankt wurde es ihm nicht. Loeb starb 1933, bevor er Schikanen und Vertreibung erdulden musste, die Erinnerung an ihn wurde im ganzen Ort gründlich getilgt. Der Fremdenverkehrsort meldete sich stolz als „judenrein“ wie bald darauf auch der Luftkurort Hohenpeißenberg im Ammertal. Onkel Hayo wusste davon, aber er war schweigsam. Er äußerte sich selten zur Politik und hielt sich auch Otto gegenüber mit Stellung-nahmen zurück. Er war weder unparteiisch noch überheblich, aber vorsichtig. Er hatte erlebt, wie sein Vater von den Nazis behandelt wurde. Er hatte erfahren, wie rasch aus Frieden Krieg entstehen kann. Als Wissenschaftler und Facharzt kannte er die Grenzen wissenschaftlicher Gesetze. Mutti hielt ihren akademischen Bruder für einen Skeptiker. Aber was unterscheidet einen Skeptiker von einem Intellektuellem? Danach würde ich Otto nach meiner Rückkehr nach Ebenhausen fragen.



Ich hatte mir vorgenommen am Silvestertag nach dem Frühstück per Anhalter nach Bad Kohlgrub, dann mit dem Lift zur Bergstation des Hörnle zu fahren und von dort zum Gipfelkreuz zu wandern. Die Cousinen hatten keine Lust mitzukommen. Um halb elf stand ich allein am Ortsende von Murnau und nach wenigen

Minuten wurde ich von einem Paar mitgenommen, das mich am Parkplatz der Schwebebahn, wie der Sessellift offiziell hieß, absetzte. Es war ein Doppelsessellift, aber der zweite Sitz blieb leer und so schwebte ich allein mit baumelnden Füssen über die verschneiten Hänge und durch eine Schneise zwischen den Tannenbäumen auf etwa sechs Metern Höhe nach oben. Mein Blick war bergwärts gerichtet. Deshalb blieb die Höhenangst aus und nach knapp zwanzig Minuten Fahrzeit für die zwei Kilometer verließ ich die Bergstation auf etwa 1400 m Höhe und stieg auf den ersten Gipfel des vorderen Hörnle. Die Aussicht auf die Bergketten der Alpen im Süden war ungetrübt, aber das Alpenvorland im Norden versteckte sich unter diesigem Nebel. Seit Sommer 1960 wollte ich wie Wölfi aufs Hörnle, aber erst dieses Jahr im August stand ich mit Shelagh zum ersten Mal auf dem Hörnle. Der Berg hat drei Gipfel: Das vordere Hörnle, das mittlere und das hintere Hörnle. Das Kreuz des vorderen Gipfels erhebt sich über der Bergstation und der Hörnlehütte auf einer hölzernen Plattform (unten links). Zwei gekreuzte Stahlrohre stehen auf einem Betonsockel in der Mitte einer runden Sitzbank mit Blick in alle Richtungen. Von dort kann man im Osten den zweiten Gipfel sehen, auf dem ein mehrere Meter hohes Kreuz aus schlichten Vierkantbalken steht (siehe nächstes Bild).

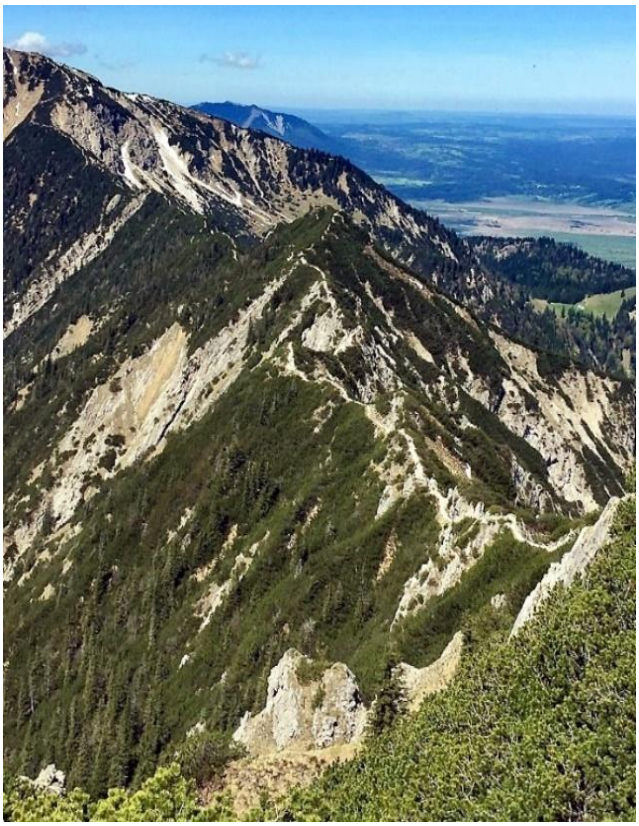


Das dritte Kreuz auf dem hinteren Hörnle steht zwei Kilometer entfernt vom mittleren Gipfel und ist mit fast 1.550 Meter der höchste Gipfel und auch sein Kreuz ist das höchste auf dem Berg (unten rechts). Der Höhenunterschied zu Bad Kohlgrub betrug mehr als 600 Meter. Das war fast doppelt so hoch wie der Eifelturm oder das Empire State Building. Auf dem Hörnle hatte ich keine Höhenangst. Es gab keine schmale Pfade über abgründigen Felswänden auf beiden Seiten wie auf dem Heimgarten, der weit über zweihundert Meter höher ist als das Hörnle. Diese Geschichte fiel mir ein, während ich mich an Silvester vom Mittleren Hörnle auf den Weg zum Hinteren Hörnle machte.



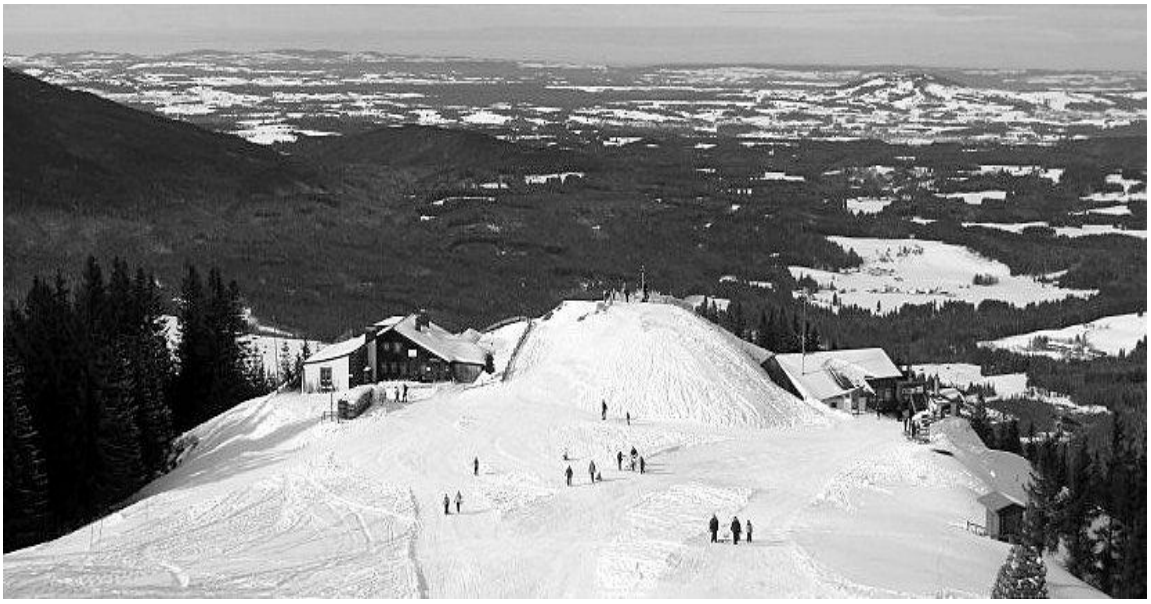
Als ich im Sommer mit Shelagh hier wanderte, waren die Pfade trocken, die Wiesen grün, der Himmel blau und die laue Luft duftete nach Tannen und Bergkräutern. Die Aussicht in alle Himmelsrichtungen war unbehindert und es war still. Weder Menschenstimmen noch der Lärm von Motoren war zu hören. Wir fühlten die Nähe des Himmels und küssten uns unter dem Gipfelkreuz, an dessen Längsbalken eine ovale geschnitzte Holzplatte zum Gedenken an die in den beiden Weltkriegen Gefallenen angebracht war. Unter einem Eisernen Kreuz und den Jahreszahlen 14-18 und 39-45 stand folgendes: „Von dieser stillen Bergeshöh grüßen wir unsere Helden. Es mögen ihr Geist und Opfermut im Volke niemals Verwelken. Errichtet vom G.T.E.W. Edelweiß, Bad Kohlgrub 1934“. Daneben entdeckten wir eine Art Briefkasten mit Blechklappe. Darin fanden wir ein Gipfelbuch, das zur Hälfte mit Einträgen von Wanderern beschrieben waren. Die meisten waren kurz wie der letzte: „Wir kommen aus Köln am Rhein. Es ist herrlich hier. Franz und Inge Schaller 18.8.1963“. Shelagh hatte einen Kuli in der Tasche, holte ihn raus und gab ihn mir: „Wir sollten auch was schreiben.“ Ich sah in ihre grünbraunen Augen und schrieb: „Schöne Gegend, tolle Aussicht! Burkhardt aus Hohenpeißenberg.“ Sie schrieb darunter: „Marvellous – Shelagh from England 18/8/1963.“ Nun wollte ich nachsehen, ob dieser Eintrag noch vorhanden war. Warum? Weil ich konnte. Ich fand, was ich gesucht hatte, riss unseren Eintrag vorsichtig heraus und steckte ihn ein.

Der einzige Berg, den ich vor dem Hörnle bestiegen hatte war der Heimgarten, einen fast zehn Kilometer langen Vorberg zwischen Loisachtal und dem Kochel- und Walchensee. Im Sommer 1960 hatte Jörg mich zu einer Bergwanderung mit Sabine Eberhard und zwei Haustöchtern auf den Heimgarten mitgenommen. Wir fuhren früh mit dem ersten Zug von Hohenpeißenberg nach Weilheim, stiegen dort in den Zug nach Garmisch und verließen ihn am Bahnhof Ohlstadt. Nach



wenigen Minuten durch das Dorf folgten wir einer Forststraße durch den Bergwald. Später gelangten wir durch enge Pfade, ein Bachbett und einen Graben zu einem Blockhaus mit dem Namen Bärenfleckhütte. Danach ging es durch lichten Wald und dann über einen grasigen Hang weiter bergauf, bis wir in vielen Serpentinen den Verbindungsrücken zwischen Heimgarten und Herzogstand erreicht hatten. Der breite Schotterweg auf dem Bergkamm, der zum Gipfelkreuz auf 1790 Meter Höhe führte, endete an der Heimgartenhütte, einem bescheidenen einstöckigen Gebäude mit einer kleinen Terrasse für etwa vierzig Besucher. Der Fußweg zum Herzogstand war ein Gratweg. Es waren nur zwei Kilometer zum Herzogstand, aber schon vom Hingucken wurde mir schwindelig. Jörg ging voran, die Mädels hatten kein Problem und machten sich juchzend auf den Weg. Ich wollte kein Hosenscheißer sein und versuchte meine Augen gesenkt zu halten, weder nach links noch nach rechts zu gucken, sondern mich voll auf den engen Pfad vor meinen Füßen zu konzentrieren. Wenige Minuten nachdem wir uns zur Mittagszeit auf den Weg zum Herzogstand aufgemacht hatten, zogen Wolken auf, Wind meldete sich, das Grollen eines Gewitters näherte sich von Westen, erste Tropfen fielen auf heiße Felsen, Nebelschwaden bildeten sich, die Luft wurde feuchter und die Hitze des Mittags verschwand wie das Licht der Sonne. Ich war erleichtert, dass die Abgründe der Felshänge im Nebel verschwanden, hielt den Kopf gesenkt und meine Augen folgte den Schuhen von Sabine, die nun vor mir hinter meinem großen Bruder Jörg herlief, der entschieden hatte, unseren Ausflug zum Herzogsstand abzubrechen und uns heil zurück zum Bahnhof von

Ohlstadt zu bringen. Das waren nur etwa sechs Kilometer, aber wenn es in den Bergen zu einem heftigen Gewitter kommt, verwandeln sich Rinnsale in reißende Bäche, feuchtes Gelände in Sumpf, bröckliges Gestein in Geröll und aus glatten Steinen werden Stolperfallen. Der Rückweg auf dem Grat erschien mir endlos. Ein falscher Schritt, ein Torkeln konnte zum Absturz führen. Dann gab es keinen Halt an den steilen Felshängen. Meine Gefühle waren tiefgefroren, als wir endlich an der Heimgartenhütte ankamen. Aber die Gefahr war nicht vorbei, denn nach dem Abstieg zur Bärenfleckhütte mussten wir noch durch den Graben und das Bachbett, in dem nun kniehoch das Wasser vom Berg abfloss. Erst auf dem Forstweg hatte sich die Lage entspannt, das Gewitter zog ab



und als wir um fünf Uhr am Bahnhof von Ohlstadt ankamen, schien die Sonne wieder, als sei nichts passiert. Auf der Rückfahrt zum Hohenpeißenberg waren wir alle erleichtert und die Ängste beim Abstieg verblassten wie viele Albträume nach dem Zähneputzen. Diesmal stand ich auf einem verschneiten Berg. Die Schneedecke war dünn und die Tannen schneefrei. Aus dem Westen kamen Wolken, bedeckten den Himmel und tauchten die Landschaft in fahles Licht. Das Blau des Staffelsees war so unsichtbar wie der See, der noch teilweise zugefroren, nun in milchigen Dunst verschwand. Ich hatte das Gipfelbuch gefunden und nach langem rückwärtsblättern, auch unseren Eintrag. Es gab ihn noch, aber zugleich, spürte ich, wie ich an unserer Zukunft zweifelte. Vieles konnte passieren, bevor wir uns in fast sieben Monaten wieder-sehen würden. Das Zwielicht des Nachmittags überlagerte meine sonnigen Sommererinnerungen. Auf dem Weg zurück zur Hörnlehütte und auf dem Fußweg unter der Seilbahn nach Bad Kohlgrub, fühlte ich mich wie ein mutterloses Kind.



Mir war zum Weinen, aber es ging nicht. In meinem Kopf ging alles durcheinander, der Verlust an Heimat, Freunden und Bekannten war schmerzhaft. Vor allem vermisste ich meinen Bruder Fritzi. Auch Shelagh könnte wie eine Fata Morgana in der arabischen Wüste verschwinden und ihr Bild verblassen. Ich musste stark sein, aber fühlte mich schwach und brauchte doch mehr Kraft als je zuvor. Gott konnte mir nicht helfen. Wer für den Kosmos zuständig ist, kann keine Sandkörner zählen. Und ich war ein Sandkorn. Der Fahrer des Wagens, den mein goldener Daumen in der Ortsmitte von Bad Kohlgrub dazu brachte, sein Auto anzuhalten und mich mitzunehmen, konnte mein Gesicht lesen. Es war George, gesprochen wie Georg auf bayrisch, *Dschorsch*, der freundliche

Soldat von der AFN-Funkstation auf dem Hohenpeißenberg. Er sah aus wie Sidney Poitiers. Er saß in seinem gut geheizten Straßen-kreuzer Ford Edsel in zwei Farbenlackierung – Dach und Flanken Kornblumenblau, Kofferraumdeckel und Motor-haube weiß, kurbelte das Fahrerfenster runter und begrüßte mich mit: „Hey boy, what´s up with you. You look sad. You need a lift home? Drop in!“ Er rauchte, bot mir eine Kent an, drückte den Anzünder und als der raussprang, holte ich ihn raus, entzündete die Filterzigarette und rauchte sie mit Genuss. Das Radio war auf AFN eingestellt, aber spielte einen englischen Schlager, der auch in Westdeutschland ein Hit, also ein Kassenschlager war: „I want to hold your hand“. Die Musik der ‚Beatles‘ weckte mich auf. Der Song klang frisch und entschlossen, die Botschaft war eine eindeutige Liebeserklärung: „Ich möchte deine Hand halten und wenn ich dich berühre, spüre ich Glück in mir und hab das Gefühl, dass ich meine Liebe nicht verbergen kann.“ Das Geräusch des mächtigen Motors war im Innenraum kaum zu hören und der Lautsprecher im Armaturenbrett gab die Musik so klar wieder wie das Radio zu Hause. Das Auto hatte ein Automatikgetriebe und George musste nicht schalten. Es gab weder Kupplungspedal noch Ganghebel. Mit der einen Hand hielt der das Steuer, mir der anderen rauchte er. Dabei bewegte er seinen Oberkörper im Rhythmus der Musik und sang mit. Er war gut gelaunt und unterwegs zu einer Silvesterfeier „with friends“. Als er kurz vor der Ludwigshöhe am Maria-Antonienweg anhielt, um mich rauszulassen, brachte er mich mit den Worten „Keep-smiling!“ zum Lachen. Er reagierte darauf mit einem breiten Grinsen, das seine weißen Zähne zum Strahlen brachten, zwinkerte mit den Augen, als sei er erstaunt und sagte „Wow, it works! Stay well!“ Dann winkte er aus dem Fenster, drückte das Gaspedal durch und fuhr mit blubberndem Motor und fröhlich hupend Richtung Murnau. Das Nummernschild am Heck des Wagens wurde von einer Lampe unter der Kofferraumhaube beleuchtet: 3C – 53304, darunter: U.S. FORCES IN GERMANY.

George hatte mich angesteckt und meine schlechte Laune vertrieben. Es war, als ob ein Engel gekommen war, um mich aufzumuntern. Ich fühlte mich nicht mehr allein gelassen. Was für ein Zufall. Seit fünf Monaten lebe ich nicht mehr am Berg, aber George hat mich auf der Hauptstraße von Bad Kohlgrub erkannt und angehalten. Ich hatte Glück, auch wenn es nach Murnau nur acht Kilometer waren. Der nächste Zug wäre erst eine Stunde später gefahren und zu Fuß hätte es eineinhalb Stunden gedauert. Ich war erleichtert wie vor zwei Jahren am Bahnhof in Ohlstadt, als nach dem abenteuerlichen Abstieg vom Heimgarten die Gewitterwolken abgezogen waren und die Abendsonne die steilen Felsen des Gratweges in goldenes Licht tauchte. Jetzt stand ich im Licht der Straßenlaterne an der Einmündung des Maria-Antonien-Wegs. Es war bereits dunkel und noch sieben Stunden bis zum Jahreswechsel, der Weg voller Schneematsch und so kam ich mit feuchten Schuhen am Haus von Onkel Hayo an. Der Vorraum, wo sonst die Hunde warteten, war leer. Onkel Hayo und Tante Traudi saßen lesend im Wohnzimmer. Sybille und Renate waren mit den Hunden zum Milchholen ausgegangen. Das Silvester-Büffet mit anschließender Feier sollte um neun Uhr abends beginnen. Bis dahin hatte ich Zeit in Frau Jerschkes Wohnzimmer zu lesen und meinen Jahreskalender abzuschließen. Tante Traudi gab mir ein Kännchen Tee und ein Stück Käsekuchen mit. Damit ging ich ins Erdgeschoss und setzte mich an den kleinen Schreibtisch, dem man nicht ansah, dass er aus China kam. Ich legte meinen katholischen Taschenkalender für das Jahr 1963 auf die Tischplatte und trug wie seit Jahresbeginn in fünf kurzen Zeilen pro Tag ein paar Stichworte ein, die den Tagesablauf bzw. seine Ereignisse für die Erinnerung festhielten. Nach dem 31. Dezember endet das Jahr mit einem letzten Aufruf: „Wir wollen nicht müde werden dem Stern der Verheißungen zu glauben und den singenden Engeln ihr Gloria zuzugestehen, wenn auch manchmal unter Tränen. Es wurde doch unsere Not gewendet. – Alfred Delp S.J.“



Auf der Seite gegenüber folgt eine kurze Geschichte des II. Vatikanischen Konzils vom 25.1.1959 bis zum Beginn des Konzils am 11. Oktober 1962, danach eine Übersicht der bisherigen 20 allgemeinen

Konzilien und ein einseitiger Jahreskalender für das Jahr 1964. Ein paar Blätter für Notizen blieben leer. Auf jeder Seite steht nur ein aufmunternder Spruch. Auf der ersten einer von Anselm Feuerbach: „Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eignen Leid zu spielen.“ Darunter habe ich eingetragen: 18.1.64 Griechisch, 14.1.64 Physik Schulaufgabe. Nach einem Absatz folgen die Noten zum Jahresende. Deutsch: 2, 2, 5 – Griechisch: 4, 4 – Latein: 5, 4 – Mathematik: 5, 4 – Englisch: 6, 3 – Geschichte: 3, 3, 4 – Biologie: 5, 3, 5 – Physik: 6 – Erdkunde: 2. Der Spruch auf der nächsten Seite ist von Will Rogers: „Alles ist komisch, solange es jemand anderem passiert.“ Saublöd, weil Schadenfreude keine Freude ist. Darunter hatte ich geschrieben: „1969 Reisen: Rothenburg, Berlin, Saarbrücken. Birgit, Shelagh und in großen handgeschriebenen Buchstaben: Umzug – Was für ein Jahr – unermeßlich.“
Weitere Notizblätter oder Blätter für Adressen blieben leer. Der letzte Eintrag erfolgte am 31. Dezember: „Ab 10 Uhr Abend gefeiert, 6 Glas Punsch, Bleigießen, Raketen. 1 im Bett.“



Ohne Losung ins Jahr 1964

Das steht auf der ersten Seite meines neuen neutralen Taschenkalenders, der ohne Titel, Druckerei oder Verlagsangabe nur „1964“ heißt und am Mittwoch Januar 1 beginnt. Keine weiteren Angaben wie Namen der Tagesheiligen, Kalendersprüche oder Seitenzahlen für das tägliche Meßformular im vollständigen katholischen Meßbuch. Gegenüber der Kalenderseite vom ersten Januar gibt es Tabellen für datumsgebundene und bewegliche Feiertage. Die Kopfzeile jeder Seite zeigt nur die Wochentage, den Monat und den Tag. Eine Seite hat zwanzig Zeilen für Notizen. Das Format ist DINA6 geschlossen und aufgeklappt DIN A5. Der Umschlag besteht aus wasserfestem Kunststoff in Beige. Die täglichen Eintragungen beginnen am Neujahrstag und enden abrupt am 3. Mai. Sie wurden erst am 22. Juli, dem Tag der Zeugnisausgabe und dem Beginn der Sommerferien fortgeführt und enden am letzten Tag meiner Reise nach England am 22. August.

„Der Neujahrstag war ein schöner Tag in Murnau. Um 10 ½ gab es ein kombiniertes Frühstück mit der Familie, dann habe ich gelesen: Sartre: Das Spiel ist aus.“ Auf der Rückseite des rororo Taschenbuches steht folgendes zum Inhalt: „Pierre, der Revolutionär und Ève, eine Dame der Gesellschaft sterben zur gleichen Stunde durch Gewalt. Sie begegnen sich in einer Welt der Schatten, verlieben sich bis zu dem gewagten Anspruch ‚Ich gäbe Dir meine Seele, wenn ich um deinetwillen noch einmal für Dich leben dürfte.‘ Sie dürfen leben. Die Uhr des Lebens wird zurückgestellt unter der Bedingung, dass sie sich vorbehaltlos der Liebe ergeben, um derentwillen ihnen das Leben wieder gegeben wurde. Aber die Vergangenheit stellt ihre Forderungen und sie verlieren das zweite Leben an der Unfreiheit des ersten.“



Es gab keine Aufzüge oder nummerierten Akte. Es war kein klassisches Theaterstück. Es ähnelt eher einem Drehbuch in dem Beschreibung und Dialoge sich ergänzen. „Ève Charlier wird von ihrem Mann, dem Milizsekretär André Charlier, vergiftet und Pierre Dumaine, ein Mitglied der Untergrundbewegung, die einen bewaffneten Aufstand plant, wurde von einem Spitzel erschossen. Beide sterben zur gleichen Zeit und folgen nach ihrem Tod einer inneren Stimme, die sie zu einem Zimmer in der Rue Laguénésie führt. Dort erfahren sie, von einer hinter einem Tisch sitzenden und sehr formell auftretenden Person, dass sie tot sind, sich aber weiterhin in der realen Welt bewegen können, ohne jedoch von den Lebenden wahrgenommen zu werden und somit auch keinen Einfluss auf die reale Welt nehmen können. In diesem Zwischenreich treffen sich Ève und Pierre zum ersten Mal und verlieben sich nach kurzer Zeit. Bei einem erneuten Besuch in der Rue Laguénésie stellt sich heraus, dass Ève und Pierre laut Unterlagen seit Geburt füreinander bestimmt gewesen sind, aber aufgrund eines bürokratischen Fehlers einander nicht getroffen haben. Nach Artikel 140 können sie ins Leben zurückzukehren, um ihre Liebe unter Beweis zu stellen. Von der Situation überwältigt, stimmen beide sofort zu, zurückkehren zu dürfen. Dabei wird nicht klar, ob sie aus Liebe zustimmen, oder ob sie es tun, damit Pierre seine Freunde und Ève ihre Schwester warnen kann. Die Sache hat aber eine Bedingung. Pierre und Ève dürfen nur in der Welt der Lebenden bleiben, wenn sie es schaffen, innerhalb von 24 Stunden einander uneingeschränkt zu vertrauen und ihre Zuneigung gegenüber den auftretenden Schwierigkeiten zu behaupten. Hieran, der Titel ließ es vermuten, scheitern Pierre und Ève freilich, da sie längst ausgespielt haben. Pierre erfährt, dass sein geplanter Aufstand verraten wurde und die

Regierung eine Falle für seine Freunde plant. Auch Ève erfährt etwas Unangenehmes. Nämlich, dass sich ihr Mann, André, nun an Èves Schwester Lucette heranmacht. Die beiden sorgen sich also um ihre jeweiligen Freunde und Verwandten. Da sie aber keinen Einfluss auf die Welt der Lebenden nehmen können, wird es für sie zur Qual, zuzusehen und nichts tun zu können. Die beiden sind bereits wieder so umfassend in Vorgänge ihres Vorlebens eingebunden, dass sich beispielsweise Pierre auf die Gretchenfrage Èves, ob er es nun mit ihr oder seinen Mitverschwörern halte, entscheidet, lieber diese vor der drohenden Katastrophe zu warnen, als sich stattdessen ganz der Aufgabe zu widmen, Ève wahrhaft zu lieben. Pierre will seine Kollegen davor bewahren, dass sie ihren schon verratenen Aufstandsversuch durchführen. Ève will noch einen letzten Versuch unternehmen, Lucette vor den Fängen ihres Mannes zu bewahren. Doch beider Versuche misslingen. Pierre sucht seine Anhänger auf. Nochmals gelingt es ihm, sich gegen seine engsten Mitstreiter durchzusetzen, die ihm den Kontakt zur Frau des Milizsekretärs vorwerfen. Doch der Aufstand lässt sich nicht mehr bremsen. 6000 Tote. Pierre wird durch Lucien ein zweites Mal erschossen. Und im selben Augenblick stirbt auch Ève ein zweites Mal.



Zwischendrin, um drei Uhr am Nachmittag bin ich mit den Cousinen und ihren Hunden losgezogen, um Zigaretten zu holen. Danach sind wir zum Staffelsee und dort „aufs Eis gegangen“. Der See war zugefroren, aber die Eisdecke war glatt und schlüpfrig. Die Hunde konnten nicht herumtollen, ohne auszurutschen. Sie wären gern hinter dem Puck der Eishockeyspieler hergejagt, gaben aber nach dem dritten misslungenen Versuch mit Bauchlandung auf, ließen die Ohren hängen, gingen an Land und jagten über den Strand. Nur die Kufen der Schlichtschuhe und der Anschlag der Eishockeyschläger auf den Puck waren zu hören. Es war sehr friedlich und die Beleuchtung jenseitig wie dieses merkwürdige Buch des Franzosen Jean Paul Sartre aus dem Jahr 1947, von dem ich noch nicht gehört hatte. Ich kannte von Alexander Dumas „Die drei Musketiere“ und den „Grafen von Monte Christo“ und von Jules Verne „In achtzig Tagen um die Erde“ sowie ein Buch mit dem Titel „Der Goldteich“ von einem Franzosen aus Südfrankreich namens Gaston Baisette. Der Étang de l’Or ist ein südfranzösischer Küstensee an der Mittelmeerküste südöstlich von Montpellier. Er ist in Ost-West-Richtung etwa 15 km lang, maximal 3 km breit und ca. 1 bis 4 m tief. Durch einen schmalen, heute fast durchgängig bebauten Dünenstreifen vom Meer getrennt, das nur an einer Stelle durch einen kurzen Kanal mit dem See verbunden ist. Ein étang ist kein Teich, aber der Sand der Dünen scheint in der Sonne des Südens wie Gold. Onkel Kreppel hat es mir in Hohenpeißenberg zum Lesen gegeben, als ich vierzehn Jahre alt war. Das Buch war eine Ode an Landschaft und Natur. Es war voller Sonne. Ich konnte das Mittelmeer hören und den Duft der Kräuter des Südens riechen.
Sartres Buch roch nach Tod. Nach der Rückkehr vom Staffelsee hatte ich es zu Ende gelesen und am nächsten Tag Onkel Hayo zurückgegeben. Am 2. Januar nach dem Mittagessen habe ich mich verabschiedet. Onkel Hayo hat mich mit drei Leihbüchern zur Kaserne an der Olympiastraße gebracht und dort abgesetzt. Titel oder Autoren der Bücher sind nicht vermerkt. An der Olympiastraße brauchte mein goldener Daumen eine Stunde, bis ein Fiat 1500 mit einer jungen Dame am Steuer mich mitnahm. Sie fuhr Richtung München und hat mich nach Starnberg über Wangen nach Hohen-

schäftlarn gebracht. Von dort bin ich zu Fuß nach Hause gelaufen. Es gab Kaffee, ich habe ausgepackt und später kam Fritz vom Skifahren in Zell am See zurück. Er verstaute seine Skier auf dem Dachboden, übernachtete in dem leeren Zimmer neben meinem und fuhr am Sonnabend, wie der Samstag in meinem neuen Kalender heißt, zurück nach Gräfelfing, wo er immer noch bei Schröders wohnte. Er wird wohl erst nach dem Zwischenzeugnis nach West-Berlin umsiedeln. In der Nacht nach meiner Rückkehr aus Murnau und seiner aus Zell am See hatten Fritzi und ich nachts noch etwas getratscht. Er hatte noch immer kein grünes Licht aus Berlin und sorgte sich, dass Onkel Kreppel, wie



er ihn weiterhin nannte, sein Vorhaben blockieren könnte. Er wollte partout nicht zur Bundeswehr und erwartete keine Unterstützung durch ihn. Er konnte besser in Zusammenhängen denken als ich, war bereits ein guter Geschäftsmann und hatte das Talent seine Gesprächspartner auszuhorchen, ohne dass sie es merkten. Er wollte jedenfalls lieber frei auf einer eingemauerten Insel leben als in einer Kaserne in Abhängigkeit von Onkel Kreppel. Er behauptete sogar, dass der nun ein Angestellter des Bundesnachrichtendienstes sei, was aber niemand wissen dürfe, weil das geheim sei. Als ich ihn fragte, woher er es dann wisse, antwortete er, dass das ganze Dorf davon weiß, dass der Bundesnachrichtendienst aus Pullach die Rüttgers-Villa bei Irschenhausen gepachtet hat, um dort ein Forschungsinstitut einzurichten. Das hatte er von Kurt, dem Sohn des Inhabers des Hubertus gehört. Bis zu sechzig Leute sollen dort in den nächsten Jahren anfangen zu forschen. Was genau die erforschen sollten war nicht bekannt, aber es gab Gerüchte über ‚Atomforschung'. Wichtig war die Nachricht für die Gewerbetreibenden, also auch für Kurt und Herrn Riedel und seine Gästezimmer. Das hatte er also alles im Café Hubertus erfahren? Fritzi war krass, das war ich gewohnt, aber diesmal schien er zu übertreiben. Trotzdem beunruhigten mich seine Überlegungen und Zweifel kam auf, den ich nicht so einfach abschütteln konnte wie Schnee von meinen Schuhen. Fritzi wurde im Herbst 1962 in Weilheim gemustert und als voll einsatzfähig eingestuft. Der Einberufungsbefehl zu Grundausbildung und Wehrdienst war nach dem bayerischen Abitur ab Ende Juli 1965 gültig. In Berlin würde man ihn nicht in die neunte Klasse, die Abiturklasse aufnehmen, sondern in die achte Klasse, von der er bereits seit Herbst 1963 mehr als das erste Halbjahr am Klenze-Gymnasium verbracht hatte. Also nach den Osterferien im April, wenn dann das Schuljahr der achten Klasse in Berlin begann. Er wäre dort der achten Klasse dann ein halbes Jahr voraus, aber das fand er ganz praktisch, denn damit hatte er mehr Zeit für außerschulische Beschäftigung. Aber noch war es nicht so weit.
Am Sonntag ließ sich die Sonne nicht blicken. Es war kalt und grau. Trotzdem unternahm ich, gut eingepackt, einen Spaziergang zur Zeller Straße und über den Zeller Weg Richtung Irschenhausen. Es war saukalt und die kahlen Äste der Laubbäume der Allee waren ebenso mit Eiskristallen überzogen wie die Bäume des Parks und das Gebäude von Haus Eggenberg. Max Rüttgers, ein angesehener Justizrat und Anwalt aus Aachen, hatte es erbauen lassen. Er zog im Jahre 1910 das großzügige Landhaus mit eigenem Park am Zeller Weg am Rande des Weilers Irschenhausen bei Ebenhausen im Isartal. Er starb 1927 in München. Der Arzt Dr. Richard Seitz, hatte 1921 am Nordhang des Eckerbichls am Obersalzberg die Villa Regina gekauft und betrieb dort ein Sanatorium für lungenkranke

Kinder (Bild links). Im Sommer 1933 erwarb Adolf Hitler den Hof Wachenfeld und ließ das Anwesen zum Berghof umbauen (Bild rechts). Ab 1936 begann Hitlers Reichsleiter Martin Bormann das Führersperrgebiet um den Berghof auszubauen. Insgesamt wurde Land von 57 Grundbesitzern, vor allem von Bergbauern angekauft oder enteignet. Der Großteil der vorhandenen Bebauung wurde abgetragen, der Charakter des Ortes völlig verändert. Auch Dr. Seitz wurde enteignet, das Gebäude







seiner Villa wurde mit 100.000 Reichsmark entschädigt. Auf der Suche nach einem Gebäude, in dem er seine Klinik fortführen konnte, geriet er nach Irschenhausen und erfuhr im Gasthaus Rittergütl vom leerstehenden Landhaus auf dem Eggenberg. Nach längeren Verhandlungen mit der Erbengemeinschaft der Familie Rüttgers kaufte er das Anwesen und betrieb dort von 1937 bis 1960 ein Sanatorium für Kinder aus ganz Deutschland. Dann wurde es von Dr. Seitz aus Altersgründen



geschlossen. Im Jahr 1962 hörte Dr. Ritter, Ottos künftiger Arbeitgeber und Direktor des neuen Forschungs-instituts von einem Freund, der in Irschenhausen wohnte, von dem leerstehenden Gebäude. Er fuhr von Gauting, wo er wohnte, nach Irschenhausen, traf den alten Dr. Seitz im Park, berichtete ihm von seinem Plan und war erfolgreich: Am 15. Juli 1962 unterzeichnete er einen Mietvertrag mit Vorkaufsrecht, der am 1. Oktober wirksam wurde. Das war vor Omas Tod und zu der Zeit, als Onkel Kreppel das Grundstück an der Zeller Straße gekauft hatte. Also ein Jahr vor dem Verkauf des Kurheims am Hohenpeißenberg, als Fritzi sich damals wunderte, woher plötzlich das Geld kam, um ein Auto zu kaufen und uns mitten im Jahr in München neu einzukleiden. Sein Herbergsvater in Gräfelfing, Herr Schroeter, schien wohl mehr zu wissen. Die weiteren Einzelheiten, die Fritzi erwähnte, konnte er nicht nur von Herrn Riedel oder seinem Sohn wissen. Oder doch? Das könnte ich prüfen, wenn ich sie später einmal ansprechen könnte. Aber wahrscheinlich war es kein Geheimnis. Ich hatte mich schon gewundert über die merkwürdige Anlage rechts der Bahnstrecke Richtung München, an der ich seit Anfang Dezember täglich zweimal vorbeigefahren bin. Sie war von

einer über zwei Meter hohen Mauer aus Beton mit Stacheldraht auf der Mauerkrone gegen Eindringlinge abgeschirmt. Die Wohnhäuser dahinter hatten Fenster mit Milchglas. Das Gelände schien unbewohnt. Ich habe nur selten Menschen zwischen den Häusern gesehen. Aber Fritzi wusste mehr darüber: Im Jahr 1935, als Reichsleiter Bormann das Führersperrgebiet am Berghof bei Berchtesgaden ausbaute, wählte er auch den Ort Pullach bei München aus, um dort eine NS-Mustersiedlung für die Parteielite zu errichten. Die Siedlung war gedacht für Mitarbeiter der Parteikanzlei der NSDAP und den Stab von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß. Auftraggeber und Bauherr war Martin Bormann, der mit Mitteln der Partei zahlreiche Privat-grundstücke aufgekauft hatte und persönlich als Eigner im Grundbuch eingetragen wurde. Am oberen Rand der Siedlung auf dem Foto links unten ist die Bahnlinie der Isartalbahn von Pullach nach Großhesselohe zu sehen, auf

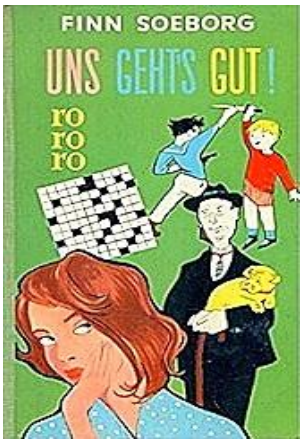




der ich jeden Tag zur Schule fuhr. Das war die frühere ‚Reichssiedlung Rudolf Heß', die 1945 von den Amerikanern besetzt und als Truppenunterkunft und Gefangenenlager genutzt wurde. Im Herbst 1945 wurde dann eine Civil Censor Division einquartiert, eine Einrichtung zur Briefzensur. Die Prüfstelle bestand bis 1947. Im Dezember dieses Jahres übergaben die Amerikaner das Gelände der ehemaligen Reichssiedlung der ‚Organisation Gehlen'. Sie war benannt nach dem Generalmajor a. D. Reinhard Gehlen, ehemaliger Chef der Abteilung Fremde Heere Ost (FHO) der Wehrmacht. Gehlen und seinen Vertrauten war es Anfang 1945 gelungen, das gesamte Archiv der Abteilung aus dem Hauptquartier des Heeresgeneralstabs nach Bayern zu transportieren und in 50 Stahlkisten zu vergraben. Nach Verhören im Kriegsgefangenenlager und in einem speziellen Vernehmungslager in Virginia in Amerika erkannten die US-Nachrichtendienstler die Bedeutung von Gehlens Kenntnissen und seines Archivs. Die US-Regierung war an dem Fachwissen der Aufklärungsleute aus dem Dritten Reich interessiert, da ihre eigenen Geheimdienste zu diesem Zeitpunkt, als sich der Kalte Krieg abzuzeichnen begann, kaum über Kenntnisse des sowjetischen Militärapparates verfügten. Neben der militärischen Aufklärung und Spionage gegen die Sowjetische Besatzungszone und andere Ostblock-Staaten sollte die Organisation Gehlen auch eine mögliche ‚kommunistische Gefahr' im Inneren Westdeutschlands abwehren. Wenige Monate nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in den USA wurde Gehlen 1947 von der US-Army als ‚German Chief of Operation Rusty' eingesetzt. Anfang Dezember 1947 zog die Organisation in die ehemalige Reichssiedlung Rudolf Heß in Pullach bei München. Gehlen stellte viele ehemalige Mitarbeiter ein, die in der zuvor von ihm geleiteten Abteilung Fremde Heere Ost für die Bewertung der Feindlage an der Ostfront durch Auswertung von Nachrichten zuständig waren und hielt sich an die Regel, die Konrad Adenauer befolgte, als er die Übernahme von entnazifizierten Beamten rechtfertigte: "Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat!"

Ich stapfte weiter durch den Schnee auf dem Zeller Weg Richtung Irschenhausen. Die Sonne verschwand in den Wolken, die Alpenkette verblasste im Nebel, der glitzernde Schnee fiel von den Bäumen und am Nachmittag war die Welt wieder Gris en Gris wie Oma sie sah. Fritzis Geschichten bedrückten mich. Wer hat ihm das alles erzählt? Herr Schroeter in Gräfelfing? Waren sie wahr und wenn, was bedeuten sie? Gehlen war Generalmajor, Ottos Vater war auch Generalmajor, er selbst war Offizier wie auch unser Vater. Fritzi wollte nicht zu Bundeswehr. Warum? Wegen dem fünften

Gebot? Er wollte raus aus München, das zwar inzwischen zwar eine Millionenstadt war, aber für ihn war es im Vergleich zu den großen Städten des Rheinlands oder zu Berlin trotzdem eine Provinzstadt. Außerdem war West-Berlin die einzige Stadt in Deutschland, in der es keine Sperrstunde gab, sondern ein lebhaftes Nachtleben mit vielen Möglichkeiten, neben der Schule Geld zu verdienen. Beides zog ihn gleichermaßen an. Ich dachte kurz darüber nach, was ich eigentlich machen würde, wenn ich tatsächlich im Sommer 1967 mein Abitur hätte, aber mich erst nach 18 Monaten hinter Kasernenmauern im Sommersemester 1970 an der Universität immatrikulieren könnte. Das vorletzte Wort hat Fritzi verwendet. Klang imposant und weltmännisch. Ich hatte inzwischen gehört, dass man auch den Kriegsdienst verweigern kann, aber nur sehr wenige damit Erfolg hatten. Fritzi hatte bereits beim Verband der Kriegsdienstverweigerer nachgefragt. Na klar! Sie hatten ihm gesagt, dass es einfacher sei, nach Berlin umzuziehen. Berlin war für mich keine Alternative. Es gab nur eine andere Möglichkeit, dem Wehrdienst zu entkommen: Die physische Wehruntüchtigkeit. Etwa auf Grund einer Allergie, orthopädischer Schäden oder abstehenden Ohren. Ha, ha, ha! Letztere hatte ich zwar nicht, aber eine Heu- und Stauballergie und seit dem Sturz mit dem Fahrrad vor zwei Jahren, auch Rückenschmerzen wie der brave Soldat Schwejk. Ein nießender Soldat in gekrümmter Haltung kann eigentlich nicht an der Front eingesetzt werden. Ich musste mich nur nicht so dumm anstellen wie Schwejk. Bis zur Musterung in drei Jahren hatte ich noch Zeit meinen Plan umzusetzen.
Bis dahin war viel Zeit. Es könnte viel passieren, aber der Januar begann wie bisher mit eiskalten und grauen Tagen, an denen meistens Schnee lag, ich in meinem kleinen Zimmer eingesperrt war und die letzten Ferientage mit dem Lesen von Büchern verbrachte, die ich im großen Regal in Ottos Arbeitszimmer gefunden hatte. Es nahm die Hälfte der Wand zum Schlafzimmer bis zur Decke ein und die oberen Regalbretter konnte man nur mit Hilfe einer kleinen mobilen Treppe erreichen. Auf den Regalbrettern auf der linken Hälfte der Wand neben der Tür zum Schlafzimmer standen Bücher zu Theologie, Philosophie, Geschichte, Lexika und Sachbücher. Auf der rechten Hälfte Werke der Belletristik, Dramen und Poesie. Darunter waren auch gebundene Werksausgaben von Goethe, Schiller, Balzac, Turgenjew oder George Bernard Shaw aus den Beständen des Kurheims. Es waren aber auch viele Taschenbücher mit Romanen oder Erzählungen aus der Nachkriegszeit dabei. Darunter viele von Autoren, deren Bücher von Nazis verbrannt worden waren. Andere waren in den USA oder England die in den dreißiger und vierziger Jahren erschienen und erst in der Nachkriegszeit ins Deutsche übersetzt werden konnten. Am Sonntag, den 5. Januar fand ich dort die Übersetzung eines dänischen Romans, der nicht nur in Dänemark ein Bestseller wurde. Der Autor, Finn Soeborg wurde am 13. April 1916 in Kopenhagen geboren. Er studierte Staatswissenschaften und trat dann als Beamter in ein dänisches Ministerium ein. Im Jahr 1951 veröffentlichte er den Roman "Und sowas lebt" über die Bürokratie und den Leerlauf der öffentlichen Ämter im Königreich Dänemark. Die Geschichte wurde mit fröhlicher Bosheit erzählt und enthielt bittere Wahrheiten. Es erreichte binnen kurzer Zeit eine Riesenauflage und machte seinen Autor über Nacht international bekannt. Der Erfolg versetzte ihn in die Lage, sein Amt aufgeben zu können, um nur noch zu schreiben. Er hat zwei Jahre später den heiteren Roman "Uns geht's gut" veröffentlicht und sich damit als ein würdiger Nachfolger großer skandinavischer Humoristen erwiesen. In meinem neuen Taschenkalender steht nur, dass ich das Buch gelesen habe. Ich erinnere mich auch daran, dass es ein lustiges Buch war und die Menschen, die in der schönen Stadt Kopenhagen im Königreich Dänemark lebten, scheinbar viel Sinn für Humor hatten. Jörg war bereits in der Stadt, in der unsere Mutter geboren wurde, um sich bei den Eltern von Birgit als künftiger Ehemann vorzustellen. Vielleicht ergibt sich dadurch später die Gelegenheit, in den Sommerferien Land und Leute kennenzulernen. Zum Mittagessen tauchte laut Kalender auch Herr Schroeter auf und verließ unser Haus um 18 Uhr. Ob er wegen Fritzis Umzug nach Berlin kam oder ob er mit Otto in seinem Bibliothekszimmer verschwand, ist dummerweise nicht vermerkt. Auch am nächsten Tag, dem 6. Januar, dem Drei-Königstag, der in Bayern ein Feiertag war, als Mutti und Otto bei Wünnings in Hohenpeißenberg waren, gab es einen Besucher aus der alten Zeit am Berg. Kurz nach



der Abfahrt von Jörg gegen 18 Uhr tauchte Fred Bieger auf. Da er Mutti nicht treffen konnte fuhr er bald wieder ab. Der Dienstag war der letzte Ferientag, weil zwischen einem Feiertag am Ferienende der Schulbeginn in Bayern erst nach einem freien Wochentag stattfinden durfte. An diesem Tag habe ich gleich zwei schreckliche Bücher gelesen: „Die Freistatt“ des Amerikaners William Faulkner war ein Roman mit schmutzigen, manchmal feigen, ohnmächtigen Gangstern in der Zeit der Prohibition in den Vereinigten Staaten. Da Alkohol verboten war, entstand ein großer Schwarzmarkt für Schwarzbrenner, der von Gangstern beherrscht wurde. Das wusste ich aus einem Buch über Al Capone, das ich im letzten Sommer von der Volksbücherei in Hohenpeißenberg ausgeliehen hatte. Dieser Gangster, der mit seiner Bande und ratternden Maschinengewehren seine Gegner reihenweise umlegte, konnte erst 1931 verurteilt werden. Faulkner hat in seinen Roman eine Menge hineingepackt: Impotenz, Voyeurismus, Vergewaltigung, Schlägereien und Morde, Lynchjustiz, irrtümliche Todesurteile. Kein Wunder, dass die Veröffentlichung 1931 für einen Skandal sorgte. Trotzdem wurde der Roman zwei Jahre später verfilmt und ein Kassenschlager. Ich fand ihn gruselig und habe das Buch am Nachmittag zurückgestellt ins Regal und ein Buch zwei Regalbretter tiefer entdeckt, das von einem Autor geschrieben wurde, von dem ich bereits die Kurzgeschichte „Die Küchenuhr“ gelesen hatte.

Es war von Heinrich Böll und hatte den Titel „Wo warst Du Adam?“ Für dieses Buch erhielt er 1951 den Preis der Gruppe 47 mit einem Preisgeld von 1000 DM und in der Folge einen Autorenvertrag bei Kiepenheuer & Witsch. Er war damals 33 Jahre alt, also so alt wie meine Mutter, als sie ihren fünften Sohn zur Welt gebracht hatte. Die folgende Inhaltsbeschreibung fand ich in Wikipedia. „Neun, nur lose verbundene Kapitel fügen sich zu einer Collage aus Eindrücken und ergeben ein erschütterndes Bild der Zerstörungen durch den Krieg. Es werden die Geschichten verschiedener Personen erzählt, die direkt oder auch nur indirekt den Weg des Oberleutnant Adam Feinhals kreuzen: Vorgesetzte, Kameraden, eine alte slowakische Wirtin, die die Deutschen vorrücken sah und ihren Rückzug erlebt, die jüdisch-katholische Ilona, deren Weg in einem Konzentrationslager endet: Sie sind alle Leidtragende eines nicht enden wollenden Prozesses der Zerstörung, mit der die gewaltige Kriegsmaschinerie die Grenzen der Unmenschlichkeit verschiebt. Bölls Sprache spiegelt die allgemeine Hoffnungslosigkeit: Natur und Menschen sind müde, farblos und kaputt nach den Jahren der Zerstörung. Essen und Trinken werden in den Schilderungen zu ebenso wichtigen Nachrichten wie die Schilderung der Natur, deren Leere der Leere des menschlichen Geistes entspricht. Den Ereignissen des Krieges zum Trotz und wider besseres Wissen dürsten die Charaktere dennoch nach Leben und Liebe. Doch Böll enttäuscht jede Hoffnung und zeigt die Absurdität menschlichen Lebens im Krieg: Feinhals Vorgesetzter wird bei der Kapitulation vor den Russen durch einen Blindgänger getötet, Ilona wird brutal ermordet, und Feinhals selbst stirbt am Ende auf der Schwelle seines Elternhauses durch eine deutsche Granate, eine weiße Kapitulationsfahne wird sein Leichentuch.“



Am Dienstag bin ich um neun zu Bett gegangen, um noch zwei Stunden Böll zu lesen. Danach konnte ich nicht einschlafen und habe mich im Bett gewälzt. Am nächsten Tag, dem ersten Schultag nach den Ferien erfuhr ich, dass meine Lateinschulaufgabe vor Weihnachten mit 5 benotet wurde. Nachmittags habe ich Bölls Buch bis zum bitteren Ende gelesen. Danach wusste ich, was mich gestern Nacht umtrieb: Wenn das Leben Chaos bedeutet und auch die Liebe letztlich vom Scheitern bedroht ist, dann wird es schwierig. Die Hoffnung, dass jeder Konflikt im Leben eine Aneinanderreihung von Lernprozessen ist und ich am Ende geläutert oder gereinigt aus dem Wirrwarr auftauchen werde, wird zur Illusion. Aber ohne Illusion kann das Leben zur Qual werden. Lieber glücklich sterben, als verzweifelt und voller Sünden, die man sich selbst nicht verzeihen kann. Da ich niemanden hatte, der mich wohlmeinend mit einem ‚Ego te absolvo‘ von meinen Sünden befreit, gab es eigentlich keine Leitplanke außer Muttis simplem Spruch, dem ich seit meiner Einschulung folge: Was du nicht willst, das man dir antut, das füg auch keinem anderen zu.

Unser neues Haus in Ebenhausen hatte einen Vorteil: Einen etwa dreißig Quadratmeter großen Raum im Keller, in dem wir nun im Licht zweier Neonröhren ganzjährig zu zweit, im Doppel oder Rundlauf Tischtennis spielen konnten. Das tat ich heute mit Klaus ausgiebig und danach verschwanden die Schrecken des Krieges wie schlechte Träume nach dem Frühstück. Krieg war bisher nur fünf Buchstaben für mich, aber alle Erwachsenen um mich herum hatten ihn hautnah erlebt. Sie sprachen aber nicht darüber. Weder mein Vater, Otto oder Fred Bieger, der am späten Nachmittag zu Besuch kam. Da er am Drei-Königstag kein Glück hatte, war er wiedergekommen. Diesmal blieb er und war, wie man auf dem Foto sehen kann, wie stets zu Scherzen bereit. Zum Abendessen holte er zwei Flaschen Weißwein aus der Schweiz aus seinem Auto. Er lobte diesen ‚Fendant' genannten Wein aus dem Kanton Wallis als etwas ganz Besonderes und sorgte dafür, dass alle, auch ich, sie leer tranken. Der Unterhaltung, die er mit Mutti und Otto führte, konnte ich entnehmen, dass er mit dem Mannequin, mit der er im Sommer am Hohenpeißenberg aufgetaucht war, inzwischen verheiratet ist, in der Stadt Lugano am gleichnamigen See in der Südschweiz nahe Italien wohnt und für das Unternehmen Cosmos Tours arbeitet, das Europareisen für wohlhabende Kunden aus den USA, Kanada oder Australien organisiert. Fred war etwa so alt wie Heinrich Böll oder meine Mutter. Ich hatte keine Ahnung, was er im Krieg erlebt hat. Er war einer der ältesten Freunde von Mutti und kannte noch meinen Großvater, als der das Kurheim zu Kriegszeiten betrieb. Jetzt war er von Tante Hertha Warenburg geschieden und lebte in der Schweiz mit dem inzwischen schwangeren Mannequin. Als er gegen zehn Uhr das Haus verließ, begleitete ich ihn zu seinem Auto. Auf dem Parkplatz vor der Garage stand eine fabrikneuer weißer Volkswagen mit ovalem Nummernschild. Das war ein Zollschild, mit dem er den Volkswagen ohne Probleme in die











Schweiz überführen konnte. Ich war etwas enttäuscht von seinem Auto. Das war Ottos Auto. Es sah nicht aus wie das Mercedes-Kabriolett, mit dem Fred bisher aufgefallen war. Ich wusste, dass Fred gut Englisch sprach und nach Kriegsende als Übersetzer der Amerikaner in Frankfurt und München





gearbeitet hatte. Er sah aber aus wie ein Franzose und sprach auch Französisch. Aber Italienisch? Das sprechen sie im Tessin, dem größten Teil der italienischen Schweiz auf der Alpensüdseite, der von

Italien umgeben ist. Wie schon gesagt, von Fred selbst wusste ich nicht viel. Von Mutti wusste ich, dass er bisher mit Tante Hertha verheiratet war, deren Vater eine Handelsfirma für Bohrkerne mit Industriediamanten in München-Bogenhausen betrieben hatte. Von Kriegsende bis zur Währungsreform gab es aber keinen Handel mit Diamanten. Den konnte das Haus Warenburg erst nach Einführung der D-Mark wieder aufnehmen. Der Firmensitz befand sich im geräumigen Stadthaus der Familie an der Möhlstraße im Villenviertel Bogenhausen auf der rechten Isarhöhe, nördlich von Friedensengel und Prinzregentenstraße Richtung Effnerplatz. Ich selbst hatte es nicht gesehen, aber von Mutti wusste ich, dass Herthas Vater recht wohlhabend war. Das geräumige Haus hatte auch Gästezimmer und wenn sie nach München kam, konnte sie dort übernachten. Das war praktisch, denn in den Jahren nach Kriegsende fuhr sie oft nach München, um auf dem Schwarzmarkt in der Möhlstraße Waren zu kaufen, die es auf dem Land nicht mehr gab. Die großen Kaufhäuser in der Innenstadt waren fast alle zerstört und der Handel war zum Erliegen gekommen. Viele Menschen waren in die zerbombte Stadt geflohen Die Amerikaner nannten die entwurzelten Menschen Displaced Persons. Darunter waren neben Zwangsarbeitern, die in das Reich verschleppt wurden, auch überlebende Juden. Die US-Armee und internationale Hilfsorganisationen versorgten diese Menschen. Die hatten dadurch Zugang zu Waren, die im Rest Deutschlands nur schwer erhältlich waren. Bald begannen sie Nahrungsmittel und Kleidung aus ihren ‚Care-Paketen', sowie Genussmittel wie Kaffee, Zigaretten und, Alkohol zu tauschen und zu verkaufen. In unmittelbarer Nähe der jüdischen Organisationen in der Möhlstraße entwickelte sich so im Frühjahr 1945 ein geschäftiges Marktleben. Aus den USA bekamen die Überlebenden der Vernichtungslager wie die Zwangsarbeiter

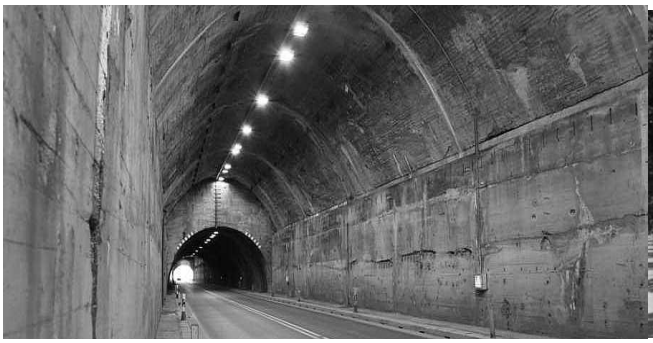


aus den besetzten Gebieten auch Mangelware wie Rasierklingen, Schnürsenkel, Luxuswaren wie Nylonstrümpfe oder Schokolade. Die Amis duldeten dies genauso wie das Marktwesen, um die DP's zu unterstützen. 1948 gab es mehr als hundert Geschäfte in der Möhlstraße: Lebensmittelgeschäfte, Textilläden, Juweliere, Kürschner, Buchhandlungen, Läden für jüdische Ritualgegenstände, koschere Metzgereien und Restaurants. Als Merkmal eines spezifisch jüdischen Marktes blieben alle Geschäfte samstags wegen der Schabbat-Ruhe geschlossen. Zum Ausgleich konnte man aber sonntags einkaufen. Dann waren tausende Menschen unterwegs, darunter manchmal auch Mutti. Ob sie Fred auf diesem Markt begegnet war oder schon vorher kennengelernt hatte, wusste ich ebenso wenig wie den Altersunterschied zwischen Fred und Mutti. Vielleicht war er so alt wie mein Vater und einer von seinen Freunden. Fred war jedenfalls ab Sommer 1935 wehrpflichtig und muss den Eid auf den Führer abgelegt haben. Als am 5. Mai 1945 die Heeresgruppe G in München vor den amerikanischen Truppen kapitulierte und die Urkunde von General Hermann Foertsch unterzeichnet worden war, hatte Hitlers Hauptstadt der Bewegung nur noch 470.000 Einwohner. Wenige Monate später wurde Fred Bieger als Dolmetscher



und Übersetzer der Amerikaner angestellt und war oft in Frankfurt. Dort hatten die Amerikaner das riesige Verwaltungsgebäude der IG Farben, des größten Industrieunternehmens des Reiches, übernommen und ihr Hauptquartier für die amerikanische Besatzungszone eingerichtet. Das hatte ich von Mutti erfahren. Die Amis hatten ihm wie unserem Großvater als Kreisarzt, sogar ein Auto zugeteilt. Am Kurheim gab es zwar eine Schreibmaschine, aber die stand meist abgedeckt in Opas

früherem Sprechzimmer. Es war das erste Mal, dass ich, vier oder fünf Jahre alt, vom Klappern und Geklingel magisch angezogen, zu Fred eilte, um ihm zu zusehen, wie er mit einer Zigarette im Mundwinkel mit seinen Fingern die Tasten der Schreibmaschine bediente. Er drückte seine Zigarette aus, hob mich hoch, setzte mich auf seinen Schoß zwischen seine Arme und tippte weiter auf die Tasten, bis das Blatt Papier auf der Rolle voller schwarzer Buchstaben war, die ich nicht verstand. Dann zog er das Blatt von der Rolle, legte es auf dem Tisch ab, faltete es und steckte es in einen Umschlag. Später ging er mit dem Brief zu seinem Auto, winkte einmal kurz, stieg ein und fuhr weiter nach Garmisch, wo die Amerikaner seit Mai 1945 die für die Olympiade errichteten modernen Gebäude beschlagnahmt und mit ihren Dienststellen besetzt hatte. Dort hat er wohl das Stück Papier im Umschlag abgegeben.
Die Gemeinden Garmisch und Partenkirchen, die 1935 für die Winterolympiade zu einer Marktstadt vereint wurden, hatten 1939 etwa 18.000 Einwohner. Im Juni 1945 kamen 17.500 Flüchtlinge und Kriegsgefangene sowie 7.500 displaced persons dazu. Die Olympischen Spiele waren 1931 an das Deutsche Reich vergeben worden. Bei den Reichstagswahlen vom Herbst 1930 konnte die NSDAP ihren Stimmanteil von 3,2% auf 18,3%, im Juli 1931 auf 37,2% und vergrößern. Im Juli 1932 verlor sie zwar 4,2%, aber im März 1933 erreichte sie 43,9%, ergriff die Macht und verbot alle anderen Parteien. Bereits 1934 wurde die Landstraße von München, der Hauptstadt der Bewegung, nach Partenkirchen Teil einer ‚Reichsstraße 2' bezeichneten Fernverkehrsstraße. Danach wurden unübersichtliche Ortsdurchfahrten beseitigt, verbreitert oder neugepflastert, neue Brücken angelegt, starke





Krümmungen gestreckt und große Teile der Fahrbahndecke erneuert. Im Norden von Garmisch wurden bei Eschenlohe sogar zwei Tunnel gebaut. Einer von 60 Meter und der der andere von 260 Meter Länge. Sie wurden innerhalb eines Jahres ebenso fertiggestellt, wie das neue prächtige Rathaus für die nun vereinte Gemeinde Garmisch-Partenkirchen. Auch der Bau der Sportanlagen wie Loipen, Skipisten, der großen und kleinen Sprungschanze, Natureisbahn, Kunsteisbahn und Unterkünfte für die Athleten wurden aus Berlin großzügig finanziert. Aber erst Ende 1935 unterlagen die Befürworter eines Boykotts der Spiele aus Amerika und Europa in einer Abstimmung mit 56 Stimmen den Befürwortern der Spiele mit 58 Stimmen und damit war die Durchführung der Spiele gesichert. Die geschätzten Kosten waren zwei Millionen Reichsmark. Ein durchschnittliches Monatseinkommen betrug damals 150 Reichsmark. Am 20. Januar 1936 eröffnete der Führer mit einer Auto-Kolonne von München nach Garmisch- Partenkirchen die vom Volk ‚Olympiastraße'

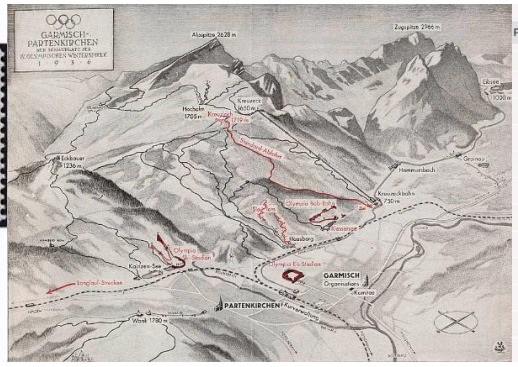






genannte Straße. In München wurde nördlich der ersten Teilstrecke der zwischen Mittersendling und Kreuzhof die Oberlandsiedlung errichtet. Die mehrgeschossigen Wohnblöcke am Südrand Münchens rahmten nun die Stadteinfahrt aus Richtung Starnberg durch die damals beschauliche Forstenrieder Allee. Der Führer selbst eröffnete die ersten in Deutschland ausgetragenen Olympischen Spiele am 6. Februar 1936. Sie dauerten zehn Tage und konnten mit Superlativen aufwarten: Erstmals bei Olympischen Winterspielen wurde die ‚Alpine Kombination' für Frauen und Männer (ein Abfahrtslauf und zwei Slalomdurchgänge) in das Programm aufgenommen und zum ersten Mal brannte bei Olympischen Winterspielen ein olympisches Feuer. Auch mit 28 teilnehmenden Nationen wurde ein neuer Rekord aufgestellt. Von den im Januar 1936 gemeldeten 1.074 Sportlern traten 756 in 17 Wettbewerben und zwei Demonstrationswettbewerben (Eisstockschießen, Militärpatrouille) an.





Medaillenspiegel - Olympische Wettbewerbe

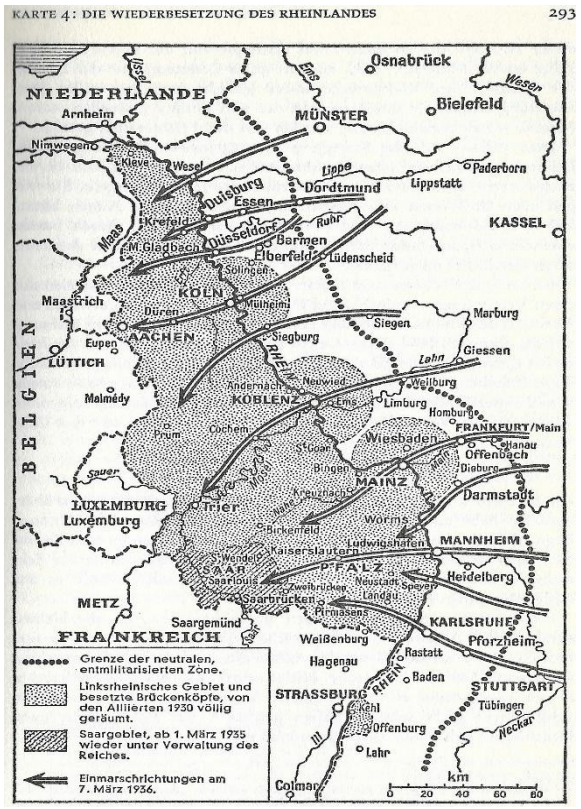
Platz	Land	Gold	Silber	Bronze	Gesamt
1	Norwegen	7	5	3	15
2	Deutsches Reich	3	3	-	6
3	Schweden	2	2	3	7
4	Finnland	1	2	3	6
5	Schweiz	1	2	-	3
6	Österreich	1	1	2	4
7	Großbritannien	1	1	1	3
8	Vereinigte Staaten	1	-	3	4
9	Kanada	-	1	-	1
10	Republik Frankreich	-	-	1	1
11	Ungarn	-	-	1	1
	Total	17	17	17	51

600.000 Zuschauer hatten Eintritt bezahlt. Allein am Schlusstag mit dem Spezialsprunglauf kamen 130.000 Zuschauer in das Stadion. Die Sportstätten kosteten 2,6 Millionen Reichsmark, 200.000 RM mehr als die Einnahmen. Kein schlechtes Betriebsergebnis. In dieser Summe waren die Bauten des neuen Rathauses, der Tunnel bei Eschenlohe und der Ausbau der Olympiastraße ebenso wenig inbegriffen wie die der Jägerkaserne oder die Artilleriekaserne der 1. Gebirgsjäger-Division der Wehrmacht, die zeitgleich entstanden. Am 16. Februar 1936 kam die Wagenkolonne des Führers zur Abschlussfeier der Spiele vor 130.000 Zuschauern wieder nach Garmisch. Drei Wochen später erfuhr die Welt, wozu der Führer die Zeit der Olympiade genutzt hatte: Zur Vorbereitung der Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands, aus dem die Franzosen sich 1930 zurückgezogen hatten. Am Todestag des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, dem 2. August 1934, übernahm Hitler dessen Amt als Staatsoberhaupt. Der Reichswehrminister Blomberg begann die Soldaten der Reichswehr auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler zu vereidigen. Seit der Wiedereinführung der Wehrpflicht 1935 ersetzte die Wehrmacht die Reichswehr der Weimarer Republik, die ein Berufsheer von 100.000 Mann zuzüglich einer 15.000 Mann starken Marine gewesen war. Deutschland durfte schwere Waffen weder herstellen, erwerben noch mit solchen exerzieren. Der Vertrag von Versailles erlaubte weder eine Wehrpflicht noch die Besetzung des Rheinlands durch die Wehrmacht. Aber die erfolgte drei Wochen nach der Abschlussfeier der Winterspiele in Garmisch.



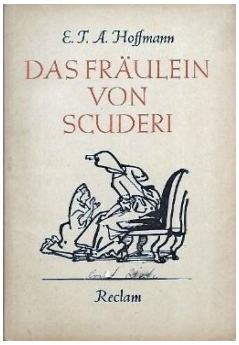
Am 7. März 1936 überquerten 30.000 Soldaten der Wehrmacht die Rheinbrücken und begannen den Einmarsch in das entmilitarisierte Rheinland. Sie errichteten Garnisonen in Aachen, Trier und Saarbrücken. Mein Vater war damals 21 Jahre alt. Von Mutti wusste ich, dass er sich als achtzehnjähriger auf Drängen seines Vaters, der als Major dem Kaiser gedient hatte, bei der Reichswehr beworben hatte und auch aufgenommen wurde. 1935 wurde er Teil der Wehrmacht und war am Einmarsch beteiligt. Die Bevölkerung empfing die Soldaten mit Freude und Jubel und viele Bürger boten ihnen freies Quartier an. Dazu gehörte in der Kleinstadt Opladen auch ein Arzt, der eine Tochter hatte, die ein paar Jahre jünger war als mein Vater. Friedrich-Wilhelm wurde beim Doktor einquartiert und war

dort wohl einige Zeit stationiert. Dann waren die Beratungen des Völkerbunds über den Vertragsbruch Deutschlands gescheitert. Es konnte keine einheitliche Stellungnahme oder ein Beschluss über Sanktionen gegen Deutschland erreicht werden und der Völkerbund konnte in keiner Weise intervenieren. Frankreich wie das Ver-einigte Königreich protestierten zwar, aber griffen nicht ein. Der Führer hatte das Rheinland und seine Industrie ohne einen Schuss unter die volle Hoheit des Reiches gebracht und eine weitere Revision der Bestimmungen des Versailler Vertrags erreicht.



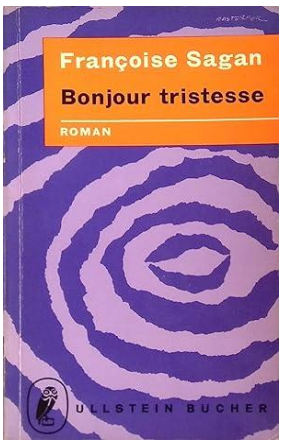
Mein Vater scheint jedenfalls die Arzttochter aus Opladen bei Köln nicht vergessen zu haben, denn sechzehn Jahre später trennte er sich von der Mutter seiner fünf Söhne, verließ den Hohenpeißenberg, fand eine Anstellung als Prokurist im Rheinland und heiratete nach der Scheidung von unserer Mutter die Arzttochter in Opladen. Am 21. September 1954 gebar sie seinen sechsten Sohn, dem er den Vornamen seines im Januar 1945 in Ostpreußen gefallenen jüngeren Bruders gab, der auch mein zweiter amtlicher Vorname ist: Joachim. Der war der Ehemann Annas, der Mutter der Jungfrau Maria, der Mutter Gottes und damit der Großvater von Jesus. Daran hat mein Vater bei der Namensvergabe sicher nicht gedacht und seine zweite Frau wohl auch nicht. Ich wusste nur wenig von der Vergangenheit der Erwachsenen. Zu viele Fragen, zu wenig Antworten. Die Männer redeten nicht gerne über gestern und die Frauen, die in der Heimat auf die Rückkehr der Kriegshelden gewartet hatten, schwiegen oder beteuerten ihre Unwissenheit. Es war schwierig meine Mutter unter vier Augen zu befragen, aber ich war entschlossen das bei Gelegenheit zu tun.

Obwohl ich zwei Gläser von Freds Fendant aus der romanischen Schweiz getrunken hatte, habe ich danach noch Physik gebüffelt, weil am nächsten Tag eine Schulaufgabe bevorstand. Die fand in der ersten Stunde statt. In der zweiten folgte eine Deutschstunde, in der dritten bin ich während des Griechisch-Unterrichts eingeschlafen. Zu Hause, nach dem Essen, im Wohnzimmer erneut gepennt. Dann habe ich die Hausaufgaben in Griechisch und Latein erledigt, ein Bild gemalt und Tischtennis gespielt. Nach dem Abendessen ging ich zu Bett und fing an das kleine gelbe Reclam Bändchen mit einer Erzählung von E.T.A. Hoffmann zu lesen. Sie hatte den Titel „Das Fräulein von Scuderie“ und den Untertitel „Eine Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.“ Das dünne Heftchen von achtzig Seiten gehörte zur Pflichtlektüre der zehnten Klasse wie Maria Stuart. Der Autor wurde 1766 geboren und war damit sechs Jahre jünger als Friedrich Schiller. Hoffmann starb 1822, Schiller 1805. Hoffmanns Novelle wurde im September 1819 gedruckt. Es war sein letztes Werk. Das entnahm ich der kurzen Biografie auf der Innenseite. Er war nicht nur ein bedeutender Schriftsteller der deutschen Romantik sondern wirkte auch als Jurist, Komponist, Kapellmeister, Musikkritiker, Zeichner und Karikaturist. Er war vielseitig talentiert und hat zahlreiche literarische wie musikalische Werke geschaffen. Als Literat bevorzugte er die Prosa und nutzte die Erzählung oder Kurzgeschichte oder Novelle, um seine Geschichten zu beschreiben. Das Fräulein von Scuderi ist eine Kriminalgeschichte und so geschrieben, dass von Anfang an Spannung entsteht. Die Sprache ist klar und deutlich, da purzeln keine Jamben, sondern die Worte reihen sich dicht an aneinander, öffnen den Raum und führen den Leser in die fremde Welt der Erzählung. Sie beginnt mit den folgenden



Sätzen: „In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmutigen Verse, durch die Gunst Ludwigs XIV. und der Maintenon, bewohnte. Spät um Mitternacht – im Herbst des Jahres 1680 – wurde an dieses Haus so hart und heftig angeschlagen, daß es im ganzen Flur laut widerhallte. – Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haushalt, Koch, Bedienung und Türsteher zugleich vorstellte, war mit Erlaubnis seiner Herrschaft über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen und sie mit dem Fräulein ohne weitern Schutz im Hause geblieben sei; aller Frevel von Einbruch, Diebstahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuterer, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobte, und eingelassen ein böses Vorhaben gegen die Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend und den Baptiste verwünschend samt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: So macht doch nur auf um Christus willen, so macht doch nur auf!“

Ich las noch ein paar Seiten weiter und knipste um Mitternacht die Nachttischlampe aus. Am nächsten Tag fühlte ich mich „ausgeschlafen. Es hat 15 cm geschneit. Papp, durch Matsch nach München. Im Zug wie jeden Tag die drei Mädchen. Schule geht wieder. Nach Mittag zu Hause gelesen. Englisch und Griechisch. Tischtennis. Nach Abendessen Radio und Tischtennis. Physik.“ Am Samstag ist „der Chor ausgefallen, nach Mittag gelesen, Frl. von Scuderi, Kaffee, Zeitung gelesen, Radio, Fußball gehört. Spazieren -> Kino, mieses Wetter, Abend Streit, ausgelöst durch Bundeswehr. Gemalt, English, Latein. Mit Frl Scuderi im Bett. 12 Licht aus.“ Am Sonntag gehe ich statt zur Kirche in Irschenhausen spazieren. „Mittags gab es Braten und eine Aussöhnung in Sachen Bundeswehr.“ Wie die sich ergab, steht nicht im Kalender. Ich nehme an, dass Otto nachgegeben hat, denn um „½ 3 fuhren alle außer Jan nach Murnau, um Renates Geburtstag nachzufeiern und ich blieb zu Hause, um auf ihn aufzupassen. Er war noch keine vier Jahre, aber konnte sich schon selbst beschäftigen. Ich habe Radio gehört, in Ottos Arbeitszimmer gewühlt und ein Buch gefunden, das wahrscheinlich meine Mutter gelesen und Otto dort abgestellt hatte: Im Kalender steht: „Bonjour tristesse von Francoise Sagan gelesen und toll“. Wahrscheinlich, weil ich in ihm fand, was der Klappentext versprach: „Als Bonjour tristesse 1954 erschien, löste das Buch einen Skandal aus. Die Geschichte der 17-jährigen Cécile, die aus Langeweile und Angst vor bürgerlicher Normalität die potenzielle Ehefrau ihres Vaters in den Selbstmord treibt, ist eine geradezu klassische Tragödie – in einem neuen, modernen Tonfall erzählt. Nicht nur die für jene Zeit recht freizügige Darstellung von Erotik, auch der illusionslose Blick, den die jugendliche Ich-Erzählerin auf die Liebe und die Erwachsenenwelt wirft, schockierte die Leser. Das Buch wurde weltweit zum Millionenbestseller und seine Autorin über Nacht berühmt. Mit ihrem betont antibürgerlichen und existenzialistisch gefärbten Debütroman traf Sagan das Lebensgefühl ihrer Generation, die der großen Absurdität des Daseins mit lässiger Melancholie, ausschweifender Genusssucht oder mit Weltekel begegnete. Man sollte sich durch den leichten, unterhaltsamen Stil des Romans nicht täuschen lassen: Unter der glatten Oberfläche geht es um die zeitlose Frage nach dem richtigen Handeln und Leben.“ Ich habe nachmittags angefangen es zu lesen, zwischendrin für mich und Jan Spiegeleier gebraten und nachdem ich ihn zu Bett gebracht hatte, voller Begeisterung etwas weitergelesen. Aber als ich dann selbst im Bett lag, konnte ich zwei Stunden lang nicht einschlafen, weil mir „Gedanken für ein Buch durch den Kopf gingen.“



Am Montag „verschlafen, 9 auf ½ 10 rein. Schule mies, Musik gut. Mein Buch schreiben! Wo bist du Francoise? Gelesen, gelernt Physik den ganzen Nachmittag und Abend.“ Am Tag darauf „Physikschulaufgabe gut, konzentriert 2? Heim im Regen, Essen gemacht, gemalt, Tischtennis, Kaffee, Deutsch, Inhaltsangabe Scuderi. Abendessen, mit Otto und Karl-Heinz, um 8 zu Frau Wohlers zum Fernsehen. Interessant Gruppe 47.“ Frau Wohlers war wie Otto bei der Stiftung angestellt. Sie arbeitete als Sekretärin und lebte in einem alten Bauernhaus

in Irschenhausen, das Hollerhaus genannt wurde. Holler ist eine Abkürzung für Hollunder. Aber es war Winter und zudem unwichtig. Frau Wohlers lebte nicht allein in dem Haus, sondern bewohnte wie Tante Manna nur den Großteil des ersten Stockwerks. In den anderen Räumen wohnten Untermieter. Ich habe sie damals zum ersten Mal gesehen.





Ihre Begrüßung war herzlich, sie hatte schon von mir gehört und freute sich über „den gut-aussehenden jungen Mann kennen zu lernen, den ihr Herr Kreppel bisher vorenthalten hat.“ Hinter den großen Fenstern im ersten Stock über der zweiten Eingangstür zu der Einliegerwohnung im Erdgeschoß befand sich ihr Wohnzimmer mit der Atmosphäre eines Salons wie bei Tante Manna. Hinter einem Brokatvorhang gab es einen Nebenraum mit Fenster zum Garten mit einer Bettcoach, zwei Armsesseln, einem Stuhl und einer Kommode, auf der ein Fernseher stand mit dem man das Erste Deutsche Fernsehen in schwarz/weiß über eine Antenne auf dem Dach empfangen konnte. Ich hatte bisher nur gelegentlich bei Frau Tresselt, die den Hubertushof in unserer Nachbarschaft an der Bergstraße in Hohenpeißenberg bewirtschaftete, am Nachmittag Teile einer Serie gesehen, die auf einer Farm in Amerika spielte und ‚Bonanza‘ hieß. Frau Tresselt hatte denselben Fernseher wie Frau Wohlers. Ich hatte aber weder Abendnachrichten oder gar eine Gesprächsrunde im Fernseher gesehen. Nun saß ich wie Mäuschen mit spitzen Ohren auf dem Stuhl zwischen den Erwachsenen und sah eine ‚Reportage‘ über die Gruppe 47, die 1951 Heinrich Böll ihren Preis von 1000 Mark für sein dem Buch ‚Wo warst du Adam‘ verliehen hatte. Als Gruppe 47 wurden die Teilnehmer an den deutsch-sprachigen Schriftstellertreffen bezeichnet, zu denen Hans-Werner Richter seit 1947 die Teilnehmer einlud. Die Treffen dienten der gegenseitigen Kritik der vorgelesenen Texte und der Förderung junger, noch unbekannter Autoren. Der in demokratischer Abstimmung ermittelte Preis der Gruppe 47 erwies sich für viele Ausgezeichnete als Beginn ihrer literarischen Karriere. Die Gruppe 47 besaß keine Organisationsform, keine feste Mitgliederliste und kein literarisches Programm, wurde aber durch Richters Einladungspraxis geprägt. 1955 erhielt Martin Walser den Preis und Günther Grass 1958 für den damals noch unveröffentlichten Roman ‚Die Blechtrommel‘. Die Gruppe entwickelte sich zu einer einflussreichen Institution im Kulturbetrieb der Bundesrepublik Deutschland, an deren Tagungen inzwischen 150 Autoren, Kritiker, Verleger, Filmleute, das Fernsehen und so weiter teilnahmen. Die Gruppe wurde zum literarischen Markt. Manuskripte wurden gehandelt, die Autoren bereiteten sich speziell auf die Gruppenlesungen vor.



Erfolg oder Misserfolg der Lesung vor der Riege der anwesenden Verlagsvertreter konnte über ihre literarische Karriere entscheiden. Inzwischen war der kulturelle und politische Einfluss der Gruppe 47 Gegenstand zahlreicher Debatten unter Intellektuellen wie Otto und Karl Heinz, die sich alsbald mit

sehr gegenläufigen Kommentaren am verbalen Austausch auf dem Bildschirm beteiligten. Auch Frau Wohlers hielt sich nicht zurück und war anscheinend sehr belesen, denn sie erkannte viele Namen von Schriftstellern, die dort zu Worte kamen oder erwähnt wurden. Sie war die Älteste der drei Erwachsenen vor diesem Fernseher, dessen Bilder zwar in schwarz/weiß aufgenommen waren, aber ein leicht bläuliches Licht erzeugten und ihre Gesichter fahl beleuchtete. Frau Wohlers war etwa so alt wie meine Mutter, also etwa zehn Jahre älter als Otto oder Karl Heinz, die Mitte der zwanziger Jahre geboren wurden und bei Kriegsende ungefähr zwanzig Jahre alt waren. Sie gehörten damit zu der Generation, die als Jugendliche im Dritten Reich groß wurden, seinen Zusammenbruch erlebt und sich daran gemacht hatten, das Erlebte schreibend zu bewältigen. Sie waren Zeitzeugen und mir näher als Schiller und Goethe, die ihre Erfahrungen machten, als Europa durch die Französische Revolution erschüttert worden war. Hitler hatte die gedruckten Werke der Heroen der deutschen Klassik nicht verbrannt. Im Gegenteil: Für die Nazis waren sie Zeugen für die geistige Überlegenheit der germanischen Rasse und die Germanisten des Reiches beseitigten sie nicht aus dem Curriculum der Oberschulen und Gymnasien. Im Gegenteil. Namhafte Professoren, Literaturwissenschaftler, Deutschlehrer und Schriftsteller stellten die Dichter des *Sturm und Drang* sowie des Klassizismus – Goethe, Schiller, Storm, Kleist, Lessing – als wahre Nationalsozialisten und Nordmannsgeister hin, die Germanentum und Wikingertum schon immer in sich hatten. Literatur und Publizistik wurden systematisch in den Dienst der Unterdrückung gestellt. Auch Otto hatte Goethes Faust gelesen und möglicherweise ein Exemplar in seinem Tornister mitgeführt, wie angeblich die deutschen Soldaten mit Rilke im Gepäck in den ersten Weltkrieg gezogen sind. Die Nazis verbrannten öffentlich die



Bücher der Gegenwartsliteratur ihrer Zeit, also der Zeugen der Nachkriegszeit des ersten Weltkriegs und der zwanziger Jahre so wie sie Kunstwerke aus dieser Zeit, als entartet aus den Museen verbannten aber nicht öffentlich verbrannten, sondern viele ins Ausland verkauften.

Was Böll, Grass oder Walser schrieben war ihre ‚Gegenwartsliteratur'. Sie beschrieben erst ihre vergangenen Kriegserfahrungen und später zunehmend die Gegenwart eines besetzten Landes, dessen Volk versuchte mit den Trümmern des Krieges auch die Erinnerung an den verlorenen Krieg zu beseitigen, um sich auf ein Leben im Kalten Krieg unter dem Schwert des Damokles, der nuklearen gegenseitigen Vernichtung vorzubereiten. So sahen Otto und Karl Heinz die Welt, in der wir uns bewähren mussten. Sie waren bereit das Kreuz zu tragen, um unsere (auch meine) Freiheit gegen den Kommunismus militärisch zu verteidigen, obwohl sie Krieg und Zerstörung hautnah erlebt hatten. Ein Wort hatte ich mir gemerkt: Defätismus. Ich habe es später zu Hause nachgeschlagen: Es bezeichnet die Überzeugung, keine Aussicht auf Sieg und damit Erfolg zu haben, und eine daraus resultierende starke Neigung zum Aufgeben gekennzeichnete Haltung. Es war die der Drückeberger, Waschlappen und Feiglinge, die bereit waren, den Feind eher ins Land zu lassen, um es zu besetzen und seine Bevölkerung zu tyrannisieren und auszubeuten, als sich mannhaft zu wehren. Die Generation der Gruppe 47 hatte das Schlimmste erlebt. Sie erwarteten nicht die Rache der Feinde, die sie in ihrem eigenen Land nicht besiegen konnten. Aber die Feinde könnten über uns kommen und, wie die apokalyptischen Reiter der Offenbarung, alles Land bis zu den Küsten von Atlantik und Nordsee verwüsten und jeden Widerstand der Bewohner brechen, um ihr barbarisches System der bolschewistischen Revolution durchzusetzen. Die Gruppe 47 war für Otto ein Club von Linksintellektuellen, die vor lauter Skepsis die Gefahr nicht ernst nahmen, in der sich Bundesrepublik befand, die nicht nur besetzt war von den Siegermächten, sondern von ihnen auch zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und dem Beitritt zu einem Bündnis gedrängt wurde. Es hat diesmal etwas länger gedauert als nach 1933, aber das Ergebnis einer Zweidrittelmehrheit der Bundestags-

abgeordneten von 1954 war dasselbe: Die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht für alle männlichen Bewohner vom vollendeten 18. Lebensjahr an. Es wurde eine Wehrpflichtdauer von 12 Monaten festgelegt. Das entsprechende Gesetz trat im Sommer 1956 in Kraft. Im Oktober 1956 ereignete sich der ungarische Volksaufstand und seine Niederschlagung durch die Rote Armee. Das war die Zeit als Otto aus Linoleum Stempel schnitzte und damit Briefumschläge bedruckte: ‚Gestern Tibet, heute Ungarn, heute wir? NEIN!' Über die Wiedereinführung der Wehrpflicht bin ich wohl mit Otto am Sonntag in Streit geraten. Er verbat mir meinen Vergleich. Die Republik sei kein Führerstaat und die Bundeswehr nicht die Wehrmacht. Ihr Ziel sei nicht Eroberung, sondern kollektive Verteidigung des Westens gegen eine Supermacht, die einen Teil Deutschlands in Geiselhaft genommen hatte, um eine Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit zu verhindern. Chruschtschows Beschwörung der ‚Koexistenz' zweier entgegen-gesetzter Gesellschaftssysteme, die gegenseitig darauf verzichten, den Krieg als Mittel zur Lösung von Streitigkeiten zwischen den Staaten anzuwenden, nannte Otto eine dialektische Propagandalüge, denn zugleich fordere Chruschtschow, dass die Sowjetunion militärisch gerüstet sein müsse, um den Frieden zu bewahren. Der sei aber erst möglich, wenn die sozialistische Ordnung überall den Sieg davongetragen hat. Mit den Kommunisten gäbe es also keinen Frieden, sondern Klassenkampf, Unterdrückung und Atheismus, bis alle die Sozialistische Internationale singen. Nicht bei uns! Die Kommunistische Partei Deutschland, die von den Nazis verboten und verfolgt worden war, wurde in der Bundesrepublik Deutschland 1956 erneut verboten. Im Bundestag in Bonn waren seitdem nur Abgeordnete von drei Parteien vertreten. Seit 1949 regiert die CDU/CSU mit der FDP die Republik und auch 1964 war die SPD noch immer in der Opposition.



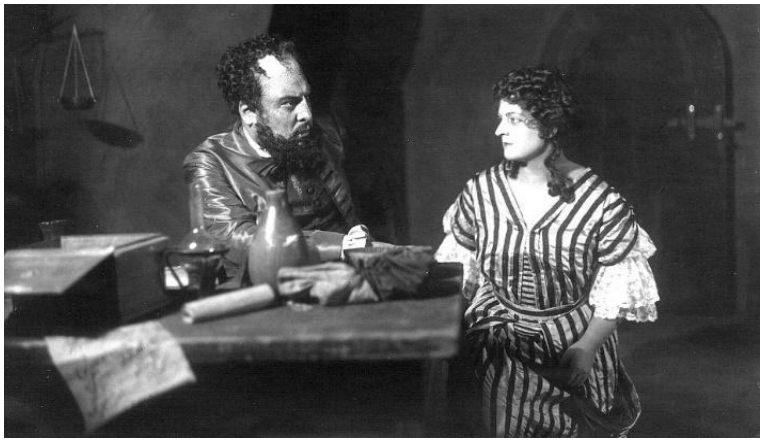
Auffallend war, dass ein großer Teil der 1964 versammelten Schriftsteller, Verlagsmenschen oder Literaturkritiker Männer von über dreißig Jahren mit Schlips, Jackett, Brille und Zigarette oder Pfeife waren. Günther Grass war zudem durch seinen Schnurrbart und dichten schwarze Haare gut zu erkennen. Er war mit Willy Brandt befreundet, was nicht nur Otto, sondern vielen anderen nicht gefiel. Ich hatte Grass dickes Buch ‚Die Blechtrommel' in seinem Bücherregal gesehen und nahm mir vor, es demnächst zu lesen. Es musste obszöne Szenen enthalten, denn Otto hatte das Wort benutzt: Obszön war ihm so zuwider wie Zynismus. Den mochte er ebenso wenig. Beide stünden in Widerspruch zu Anstand und Würde. Otto und sein Freund Karl Heinz, der Bildhauer, der einen Schnurrbart wie Günther Grass trug, wurden wie Grass Mitte der zwanziger Jahre geboren und hatten die letzten zwei bis drei Jahre des Krieges an der Ostfront verbracht. Karl Heinz lebte inzwischen mit seiner Frau Anne, Sohn Michael und Tochter Annette nicht mehr in München Nymphenburg, sondern in Wieling einem Weiler zwischen Traubing und Pöcking an der Olympiastraße unweit von Feldafing in einer Seitenstraße gegenüber dem Dorfgasthaus ‚Alte Linde'. Dort hat er den Grund einer aufgelassenen Kiesgrube erworben und ein großes und helles Atelier mit Wohnung für die Familie erbaut. Er brachte uns nach dem Ende der Sendung nach Hause und fuhr gleich weiter nach Wieling.



Ich zog mich in mein Zimmer zurück, denn ich hatte die Inhaltsangabe des ‚Fräulein von Scuderi noch nicht in das Deutschheft geschrieben, das ich morgen bei Dr. Heinz abgeben musste und machte mich unverzüglich daran, die Gruppe 47 aus meinem Kopf zu vertreiben, um meine krakeligen Notizen zum Inhalt der Novelle von 1819 in Schönschrift umzusetzen. Von 9 ¼ bis 11 Uhr habe ich Inhaltsangabe in Schulheft in mein Deutschheft geschrieben „Um Mitternacht begehrte ein Jüngling vor dem Hause des Fräuleins von Scuderi in der Gasse St. Honore von

deren Zofe, Frau Martiniere, Zutritt zum Fräulein. Als die nach langem Zögern öffnete, drängte er sie stürmisch, ihn zu ihr zu bringen. Als ihm die Martiniere ihm sich darauf in den Weg stellte, bedrohte er sie mit einem Stilett, flüchtete aber als er Schritte vernahm, und drückte der Entsetzten ein Schmuckkästchen in die Hand. Sie erzählte die ganze Affäre Batist dem Diener, der durch sein Nahen den Unhold verjagt hatte. Batiste riet ihr mit Hinblick auf die damals akute Gift-mischerei in Paris, das Kästchen wegzuwerfen. Dann berichtet der Autor von der Giftmischerei, die durch ein geheimes undefinierbares Gift ausgelöst, ein solches Ausmaß erreicht hatte, daß sich niemand mehr sicher fühlen konnte. Nachdem dieses Übel endlich eingedämmt war, tauchte ein neues auf. Eine Bande von Juwelendieben trieb ihr Unwesen auf den Straßen der Stadt und beraubte jeden, der Juwelen besaß. Selbst der Gerichtshof, der unter der Leitung seines Präsidenten la Regnie die Bekämpfung der Verbrecherbande begann, hatte mit seinen Nachforschungen keinen Erfolg. Als die gefährdeten Liebhaber einen Brief an den König richteten, in welchem sie klagten, daß ihnen die Galanterie gebiete, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Ehre und Lust sei es, im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtückischen Anfall des Mörders, gegen den man sich nicht wappnen könne. Der König, den man in dieser Sache gewinnen konnte, fragte nun auch das Fräulein von Scuderie, deren Einfluss bei Hofe groß war, weil die alte Dame als weise und gütig angesehen wurde, was sie von der Klage der Liebhaber halte. Ihre Antwort war: ‚Ein Liebender, der die Diebe fürchtet, ist der Liebe nicht würdig'. Nach diesem geschickten Spruch überließ es der König wieder la Regnie und seinem Gerichtshof gegen die Räuber vorzugehen.

Als sie nach Hause kam, übergab Martiniere ihr die Schatulle und als die Scuderi sie öffnete glänzte darin ein zauberhaftes Geschmeide: Ein Paar goldene, reich mit Juwelen besetzte Armbänder und ein eben solcher Halsschmuck. Dem lag ein Zettel bei, auf dem sich die ‚*Unsichtbaren'* für die Schützenhilfe durch den Spruch ‚*Ein Liebender, der die Diebe fürchtet, ist der Liebe nicht würdig'* beim König bedankten und ihr dieses Geschenk dafür vermachten. Die Scuderi empfindet dies als furchtbaren Hohn und erkennt in dem Werk eine Arbeit des Goldschmiedes Cardillac, der wohl seinem Äußeren nach nicht vertrauenserweckend aussah, aber dessen Redlichkeit sprichwörtlich war. Sie lässt ihn zu sich nach Hause holen und Cardillac erkennt den Schmuck sofort als seine Arbeit und behauptet, er sei ihm gestohlen worden. Er schenkt der Scuderi die Kleinode und verlässt fluchtartig ihr Haus. Als sie Monate später mit der Glaskutsche der Herzogin von Montansie zur Pontneuf fährt, drängt sich dort ein Jüngling durch die gaffende Menge zu der neuartigen Kutsche, öffnet ihren Schlag und läßt einen Zettel hineinfallen, mit dem er Fräulein Scuderi beschwört, den Halsschmuck und die Armbänder sofort an Cardillac zurückzubringen. Martiniere, die mit in der Kutsche saß, erkannte den jungen Mann. Er war es, der ihr damals nachts das Schmuckkästchen in die Hand gedrückt hatte. Fräulein Scuderi nimmt die Warnung sehr ernst, kann sich aber erst nach zwei Tagen zu Cardillac begeben. Vor seinem Haus sieht sie eine große Menschenmenge, die einen Jüngling, der in Ketten abgeführt wird, beschimpft und bespuckt. Sie erkennt ihn. Er war es, der vor Wochen den Zettel in ihre Kutsche geworfen hatte. Die Menge misshandelte auch ein junges Mädchen, das die Unschuld des Jünglings beteuert und schließlich von einem Mann aus der Menge zu Boden geworfen wird und verletzt liegen bleibt. Die Scuderi verlässt nun ihre Kutsche, geht hinaus und erklärt, daß sie das Mädchen zu sich nehmen wird. Frauen aus der Menge heben sie vom Boden und tragen sie zu ihrer Kutsche. Zu Hause angekommen verharrt das Mädchen stundenlang in starrer Bewusstlosigkeit, bis ein Arzt es wiederbeleben kann. Nun erfährt Fräulein Scuderi, daß sie Madelon heißt und die Tochter von



Cardillac ist. Ihr Geliebter Olivier, der Geselle ihres Vaters, wird beschuldigt, ihren Vater ermordet zu haben. Sie beteuert Oliviers Unschuld. Der habe, als sein Meister in seiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergestoßen worden war, ihn noch lebendig nach Hause geschleppt, wo er sehr bald verschieden sei. Immer wieder ließ sich die Scuderi die kleinsten Umstände des schrecklichen Ereignisses wiederholen und in der festen Überzeugung von Oliviers Unschuld beschloss sie, den Jüngling zu retten, koste es, was es wolle. Sie wendet sich an la Regnie und bittet um seine Freilassung. Der aber antwortet, daß er von dessen Schuld überzeugt sei, legt ihr die Gründe dar und bezichtigt Madelon des Komplottes mit ihrem Geliebten. Fräulein Scuderi will Olivier sehen, bricht aber bei dessen Erscheinen zusammen, da sie in ihm den Jüngling erkennt, der den Zettel in ihre Kutsche warf und ist nun von seiner Schuld überzeugt. Aber Madelon, der sie das sagt, bringt sie darauf wieder zum Schwanken. Der Ermittler Degrais vereinbarte dann ein unverbindliches Gespräch zwischen Scuderi und Olivier. Der gibt sich ihr zunächst als Sohn eines von ihr früher adoptierten Mädchens zu erkennen, der bald zu ihrem Liebling geworden war. Er erzählte ihr von seiner Familie, die längst gestorben war. Auch davon, wie er zu Cardillac kam und von seiner Liebe zu Madelon, (siehe Bild mit ihrem Vater) wegen der ihn Cardillac bald entließ. Als Olivier dann entdeckte, daß Cardillac selbst und keine berüchtigte Bande von Juwelendieben hinter den Raubmorden steckte, holte der Meister ihn deshalb zurück. Er legte Olivier die Gründe für sein Verhalten dar und schob es auf den Einfluss eines bösen Sterns. Er zeigte ihm sein Juwelenkabinett, in dem er die geraubten Stücke speicherte. Danach beauftragte er Olivier, das Diadem, seine beste Arbeit, dem Fräulein Scuderi zu bringen. Olivier erklärte auch, warum er den Zettel an der Pontneuf in Scuderis Kutsche geworfen hatte: Weil Cardillac aus Verlangen nach dem Diadem, trotz seiner Verehrung, Fräulein Scuderi ermorden würde, um wieder in den Besitz des Diadems zu kommen. Er beschreibt, wie Cardillac bei einem Raubzug erstochen wurde, er ihn heimbrachte und dadurch der Verdacht auf ihn fiel. Diese Geschichte erzählte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Er wollte lieber sterben, um Madelon Schmach zu ersparen und bat Fräulein Scuderi um Hilfe zu einem Ausweg. Scuderi versuchte es bei la Regnie. Der drohte zynisch mit Folterung, um die Wahrheit zu ermitteln. Ein Anwalt konnte, ohne das Geheimnis zu wissen, nicht helfen. Aber da taucht plötzlich der Graf Mission auf. Er war derjenige, den Cardillac überfallen hatte und dabei selbst zu Tode kam. Von ihm erfährt nun Fräulein Scuderi die Wahrheit und das Fräulein und der Graf beschließen, sie dem König unter dem Siegel der Verschwiegenheit vorzutragen. Das geschieht dann auch und nach dem Erscheinen von Madelon können sie den König von der Unschuld Oliviers überzeugen und seine Freilassung erreichen. Das geschah unter der Bedingung, daß die beiden auswanderten, was sie dann auch taten. Der Schatz, den Cardillac erbeutet hatte, wurde von der Kirche verteilt bzw. fiel der Kirche zu.“

Letztlich ging die schauerliche Geschichte gut aus, aber mit einem zwiespältigen Ergebnis. Ich musste nichts durchstreichen, sogar meine Schrift war leserlich und ohne Tintenkleckse. Ich legte ein Löschpapier auf die letzte Seite, klappte das Heft zu, steckte es in meinen Hebammenkoffer und ging dann um 11 Uhr zu Bett. Ein paar Tage später bekam ich von Dr. Heinz mein Deutschheft mit der Inhaltsangabe zu *Fräulein Scuderi* zurück. Mit Bleistift hat er am Ende meines Textes folgendes Zeichen gesetzt: I// Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, aber nahm an, dass er ihn gut fand.

Extemporale in Geschichte

Der nächste Tag begann mit einer „Zugverspätung und ich erschien ¼ Stunde zu spät zu einer Prüfung im Turnen, die ich nicht ernstnahm, sondern blödelte. Die Noten waren entsprechend: Bodenturnen 5, Bockspringen 4, Reckturnen 5. In Geschichte gab es eine Extemporale zum Thema Louis XIV“. Ich habe noch ein Exemplar des „Geschichtlichen Unterrichtswerk, Neufassung für die höheren Lehranstalten Bayerns, Mittelstufe Band III, 2. Auflage von 1956.“ Es hat einen Stempel der *Schülerhilfsbücherei der Oberschule Weilheim,* denn das Buch war in Bayern lernmittelfrei genehmigt und ich durfte es behalten. Das Format war A5. Es wurde 1956 vom Blutenburg-Verlag in München veröffentlicht. Herausgegeber war Hans Gschrei. Es wurde bearbeitet von H. Ebenhöh und Dr. B. Bendfeld. Es war eine Lizenzausgabe des geschichtlichen Unterrichtswerks, herausgegeben von Dr. Tenbrock und Professor Dr. Stier für den Verlag Ferdinand Schöning, Paderborn, in Anpassung an die bayerischen Stoff- und Lehrpläne.
Im letzten Schuljahr in Weilheim stand Band II auf dem Programm. Er hatte fast denselben Umfang (etwa 170 Seiten), das gleiche Format, Schrift und Seitengestaltung mit vielen schwarz-weiß Photos von Persönlichkeiten, Gebäuden oder politischen Landkarten, die die ständige Verschiebung der Grenzen der europäischen Staaten illustrieren. Nun war Geschichte am ORG in Weilheim ein eher lästiges Fach. Die einzige zuständige Lehrkraft war überlastet und beschränkte sich auf das Abfrage von Jahreszahlen, die ihr wichtig waren. Geschichte wurde zum Lotto von Zahlen, die ich lernen musste. In welchem Jahr etwas geschah, war wichtiger als die Zusammenhänge. Aber selbst die waren mir damals lästig. Das lag auch am *‚finsteren Mittelalter‘* und der abendländischen Kultur, die gegenüber meiner heutigen Wirklichkeit ziemlich rückständig wirkte. Ich hoffte, dass der friedliche Fortschritt von Wissenschaft und technischer Anwendung der Menschheit bisher ungeahnte Möglichkeiten ihrer Entwicklung öffneten und wartete ungeduldig auf den Band III über die Neuzeit.

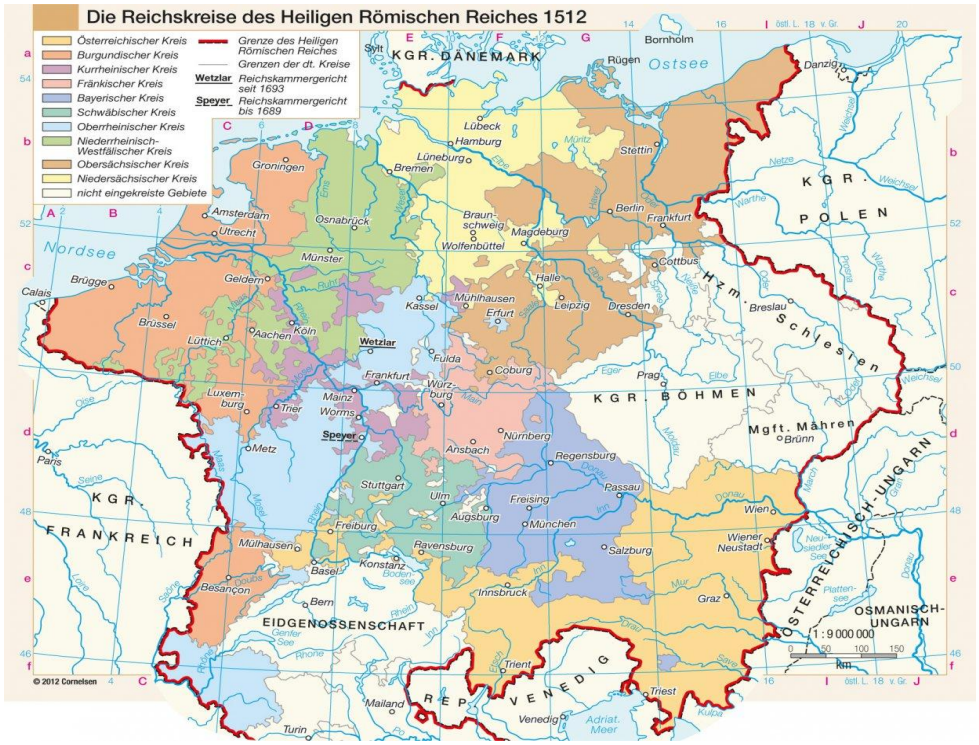
Das Abendland in der Einheit



A. Urgeschichte Europas . . . 7
I. Der Vormensch — Die ältere Altsteinzeit . . . 7
II. Die jüngere Altsteinzeit . . . 10
B. Frühgeschichte . . . 12
I. Die Mittelsteinzeit in Nordeuropa . . . 12
II. Die Jungsteinzeit in Europa . . . 12
III. Die Bronzezeit Europas . . . 15
IV. Die Eisenzeit . . . 17
C. Die Völkerwanderung . . . 20
I. Die Welt der Germanen . . . 20
II. Die Religion der Germanen . . . 22
III. Erste Begegnung der Germanen mit den Römern . . . 25
IV. Die große Völkerwanderung . . . 28
V. Theoderich der Große in Italien . . . 31
VI. Das Reich der Franken . . . 37
VII. Mohammed gründet eine neue Religion . . . 41
D. Das Reich der Franken unter den Karolingern . . . 45
I. Die Hausmeier übernehmen die Regierung des Frankenreiches . . . 45
II. Bonifatius bekehrt die Deutschen zum Christentum . . . 47
III. Karl der Große, Vater des Abendlandes . . . 49
IV. Karls Reich zerfällt unter seinen Nachfolgern . . . 61
E. Deutsche Könige, Träger der römischen Kaiserkrone und Hüter der Einheit des Abendlandes . . . 66
I. Deutschland unter den sächsischen Herrschern . . . 66
II. Das Kloster, Stätte abendländischer Kultur . . . 75
III. Deutschland unter den salischen Herrschern . . . 80
IV. Der erste Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum um die Investitur . . . 85
V. Das Rittertum . . . 90
VI. Deutschland unter den staufischen Herrschern. Höhepunkt des abendländischen Kaisertums . . . 93
VII. Der Höhepunkt des mittelalterlichen Papsttums . . . 104
VIII. Die Kreuzzüge . . . 107
F. Europa im späten Mittelalter . . . 112
I. Die mittelalterliche Stadt . . . 112
II. Die bürgerliche Kultur . . . 119
III. Der Bauer . . . 124
IV. Die Ausbreitung des Deutschtums und der abendländischen Kultur nach Osten . . . 127
V. Der Zerfall des Reiches . . . 133
VI. Kirche und Papsttum im späten Mittelalter . . . 146
VII. Der Nationalstaat setzt sich durch . . . 151
VIII. Der Mensch am Ende des Mittelalters . . . 161
Vergleichende Zeittafel . . . 162

Am Ende des Mittelalters hatte das Heilige Römische Reich Deutscher Nation seine größte Ausdehnung erreicht. Es dauerte noch knapp dreihundert Jahre, bis es aufgelöst wurde und nochmal 150 Jahre, bis auch der Staat verschwunden war, der auf dieser Karte noch nicht existierte: Preußen. Seit 1525 war Preußen mit der Hauptstadt Königsberg ein weltliches Herzogtum. Es fiel 1618 durch

Erbschaft an den Kurfürsten von Brandenburg. Der Hohenzollernfürst regierte von nun an beide Länder in Personalunion von Berlin aus. Nachdem der dreißigjährige Krieg durch den Westfälischen Frieden beendet wurde, veränderte sich auch die Struktur des Heiligen Römischen Reiches. Die Vereinigten Niederlande erlangten 1648 die Unabhängigkeit von den spanischen Habsburgern und damit auch vom HRR.





Das Thema der Extemporale war: „Westeuropa nach dem Tode Ludwigs XIV." Das war mein Text:
„Der spätere Sonnenkönig begann seine Karriere fünf Jahre nach seiner Geburt 1638. Aber erst 1661 übernahm er persönlich die Regierungsgewalt und behielt sie bis zu seinem Tod am 1. September

1715. Der absolutistische Herrscher war König von Gottes Gnaden und er selbst der Staat, der sich auf den Adel stützte wie der Pabst auf die Kardinäle und Bischöfe. Alle wichtigen Ämter in der Staatsverwaltung, des Heeres und am Hof waren dem Adel vorbehalten, der zudem von Steuern befreit war. Seit 1680 begann er die Hugenotten, französische Protestanten aus Frankreich zu vertreiben. Gleichzeitig versuchte er auch die katholische Kirche unter seine Herrschaft zu bringen und erklärte ihre Religion zur Staatsreligion Frankreichs. Der Alte Fritz, absolutistischer König von Preußen, der drei Jahre vor Ludwigs XIV Tod geboren wurde, sagte dazu Jahrzehnte später: ‚Jeder soll nach seiner Fasson selig werden'. In seiner langen Regierungszeit hatte Ludwig XIV aus einer rückständigen Rumpel-kammer ein Königreich gemacht, dessen Grenzen im Norden bis Calais, im Osten bis zum Rhein und die Grenze der Schweiz, im Südosten bis an die Grenze des Fürstentum Piemont und an der Riviera bis nach Nizza verschoben wurden.
Die Flotte hatte große Gebiete in Nordamerika besetzt und Handelshäfen in Indien und Hinterindien errichtet. Damit wurde die neue wirtschaftliche wie militärische Großmacht im Westen Europas zum Gegengewicht der Vormacht des Reiches der Habsburger unter König Karl II, in dessen Reich die Sonne nie unterging. In ganz Europa wurde nun die Regierungsweise des Königs, seine Art zu wirtschaften, aber auch der Glanz und Prunk des Hofes von Versailles nachgeahmt und in den meisten Ländern wurde sogar die französische Sprache bei Hofe übernommen und dadurch zur Weltsprache. Die Errungenschaften, die Ludwigs Regierung gebrachte hatte, die straffe, zweckmäßige Verwaltung und Belebung des Wirtschaftslebens durch staatliche Förderung, dienten vor allem der Eroberungspolitik des Königs. Bis zum Tod hatte der Staat so riesige Schulden gemacht, daß es keiner Regierung mehr gelang, sie abzutragen."

Die Auflösung der abendländischen Einheit 6

A. Die Wende zur Neuzeit 7
I. Die politische Zeitlage 7
II. Die Entdeckungen 10
III. Humanismus und Renaissance 14

B. Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation 21
I. Die Reformation 21
II. Die Gegenreformation 36

C. Die Konfessionskriege 41
I. Philipp II. von Spanien und der Freiheitskampf der Niederlande . . 41
II. England im Zeitalter der Reformation 45
III. Frankreichs politisch-konfessionelle Verwicklungen 47
IV. Der Dreißigjährige Krieg 49

D. Die Zeit des Absolutismus 59
I. Frankreich unter Ludwig XIV. 59
II. Die Kämpfe Ludwigs XIV. um die Vorherrschaft 66
III. England zur Zeit Cromwells und der Stuart-Könige 70
IV. Das deutsche Reich nach dem Dreißigjährigen Krieg 74
V. Die Türkenkriege 78

E. Europa in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 81
I. Rußland unter Peter dem Großen 81
II. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert 85
III. Westeuropa nach dem Tode Ludwigs XIV. 90
IV. Österreich und das Reich unter Karl VI. 93
V. Bayern in der Zeit von 1651—1745 95
VI. Die Entwicklung in Brandenburg-Preußen 98

F. Das Zeitalter Friedrichs des Großen und Maria Theresias 105
I. Die erste Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen um die Vorherrschaft in Mitteleuropa 105
II. Die polnischen Teilungen 111
III. Der aufgeklärte Absolutismus 113

G. Die Kultur des Barocks 122

H. Die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege 129
I. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg 129
II. Die Vorgeschichte der Französischen Revolution 132
III. Die Französische Revolution bis zum Ende der Schreckensherrschaft . 133
IV. Die Kriege der französischen Revolutionsregierungen 139
V. Frankreichs Kriegsherrschaft unter Napoleon 142
VI. Die geistige Vorbereitung der Befreiung 150
VII. Die Reformen in Preußen 152
VIII. Die Befreiungskriege 157
IX. Bayern zur Zeit Napoleons 160
X. Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur in Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts 162

Zeittafel 164

Bayerische Geschichte

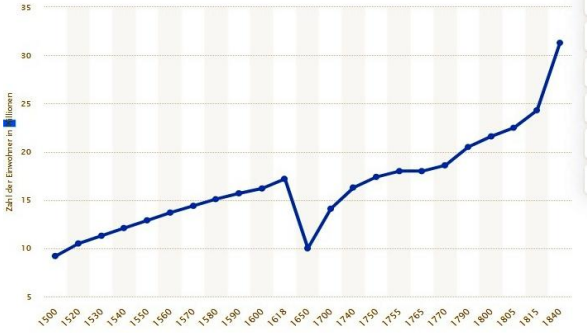
Bayern zur Zeit der Gegenreformation 39
Kurfürst Maximilian I. von Bayern 57
Bayern in der Zeit von 1651—1745 95
Der aufgeklärte Absolutismus in Bayern 119
Bayern zur Zeit Napoleons 160

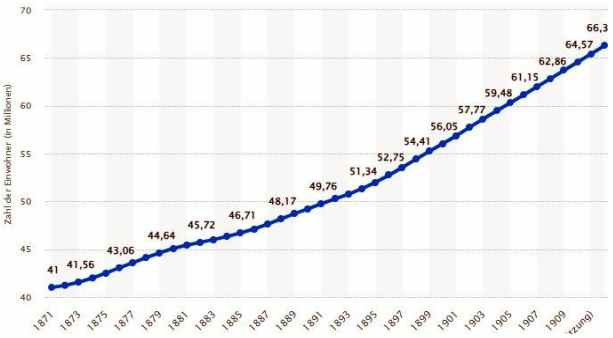
Geschichte war mein Lieblingsfach und ich habe in den der Folgezeit zu Hause weiter geforscht: Der Urenkel des Sonnenkönigs war 1715 ebenfalls fünf Jahre alt, als er König von Frankreich wurde. Philipp II, Herzog von Orleans wurde sein Vormund. 1726, mit 16 Jahren wurde er als Ludwig XV König von Frankreich. Er regierte bis 1774. Die Staatsschulden blieben unbezahlt. Ämter wurden käuflich, Beamten bestechlich. Heer und Flotte büßten ihre Schlagkraft ein. Willkür und Gesetzlosigkeit herrschten in der Rechtsprechung. Der Adel vom Hof bereicherte sich auf Kosten der Stadt- und Landbevölkerung. Zwar blieb Frankreich ruhig und seine Bevölkerung trug die auferlegten Lasten. Aber unter der Oberfläche gärte es. Das Bürgertum, der dritte Stand, erwachte zum Selbstbewußtsein. Nachdem der böse Geist aus der Flasche der französischen Revolution von 1789 mit der endgültigen Verbannung von Napleon nach der verlorenen Schlacht von Waterloo auf die kleine britische Insel St. Helena im Südatlantik im Sommer gebannt war, stellte das französische Volk die Herrschaft der Bourbonen endgültig wieder her. 1815 wurde der Bruder des hingerichteten Königs Ludwig XVI., dessen Nachfolger als König Ludwig XVIII von Frankreich. Der erste Pariser Friede vom Mai 1814 bestätigte die Wiederherstellung der Grenzen des Königreichs: Auf der Seite von Belgien, Deutschland, und Italien, wird die alte Grenze, so wie sie am 1. Januar 1792 bestand, von der

Nordsee zwischen Dünkirchen und Nieuport, bis an das mittelländische Meer zwischen Cagres und Nizza mit folgenden Berichtigungen wiederhergestellt: Frankreich brauchte keine Kriegsentschädigung bezahlen und behielt, mit Ausnahme des Pferdegespannes vom Brandenburger Tor in Berlin, die geraubten Kunstschätze. Dann trafen sich die Staatsmänner auf dem Wiener Kongress zur Neuordnung Europas. Der Deutsche Bund wurde im Jahre 1815 auf diesem Kongress gegründet, um für Sicherheit in Europa zu sorgen. Der Deutsche Bund bestand aus 35 Staaten und 4 freien deutschen Städten. Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluss des Kaisers von



Österreich und der Könige von Preußen, von Dänemark (hinsichtlich Holsteins) und der Niederlande (hinsichtlich Luxemburgs) hatten sich auf einen losen Staatenbund geeinigt, der von 1815 bis 1866 existierte. Er hatte bereits bundesstaatliche Züge, da sich ein Recht des Deutschen Bundes entwickelte, das die Gliedstaaten band. Die Bevölkerung des Heiligen Römischen Reiches hatte sich von 9 Millionen im Jahr 1500 bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Jahr 1618 fast verdoppelt. Nach Ende des Krieges 1648 war sie auf 10 Millionen geschrumpft. Es dauerte mehr als hundert Jahre bis wieder 17 Millionen Menschen in den Grenzen des HRR lebten. In den folgenden undert Jahren bis 1848 hatte sich die Einwohnerzahl erneut fast verdoppelt.





Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal von Versailles und der Auflösung des Deutschen Bundes und dem Austritt der Österreich-Ungarischen Doppelmonarchie lebten 41 Millionen Menschen auf den 541.000 Quadratkilometern des Deutschen Reiches. In etwa hundert Jahren, vom Wiener Kongress bis zum Beginn des ersten Weltkrieges im Jahr 1914, hatte sich die Bevölkerung auf dem Gebiet des früheren Deutschen Bundes erneut verdoppelt. Das deutsche Kaiserreich war mit 65 Millionen Einwohnern der Staat mit der zweitgrößten Bevölkerung in Europa einschließlich Russlands. Es folgten Österreich-Ungarn mit 52, das Vereinigte Königreich mit 45 und Frankreich mit 38 Millionen Einwohnern. Russland hatte 171 und die USA 98 Millionen Ein-wohner.



Nach dem Inkrafttreten des Vertrages von Versailles im Januar 1920 und der Gebietsverluste des Deutschen Reiches im Westen wie im Osten war die Zahl der Bewohner des Reiches, das nun die Staatsform einer Republik angenom-men hatte, deutlich niedri-ger. Dennoch war die Einwohnerzahl der 19 deutschen Länder im Jahr 1933 fast die gleiche wie vor dem Krieg: 65 Millionen und das obwohl „die Gesellschaft der Weimarer Republik mit erheblichen, kriegsbedingten Lücken in der männlichen Bevölkerung startete: 2,4 Millionen gefallene Soldaten und 2,7 Millionen früh sterbende Dauerinvaliden in der Altersgruppe der 20- bis 50-Jährigen führten zu einem Frauenüberschuss bei zugleich rückläufigen Geburtenraten. Gebiets- und Bevölkerungs-verluste als Konsequenzen des Vertrags von Versailler bewirkten eine zusätzliche Schrumpfung um mehr als 5,7 Millionen Menschen.“ Diese merkwürdige Rechnung fand ich im Großen Herderlexikon. Danach hat der

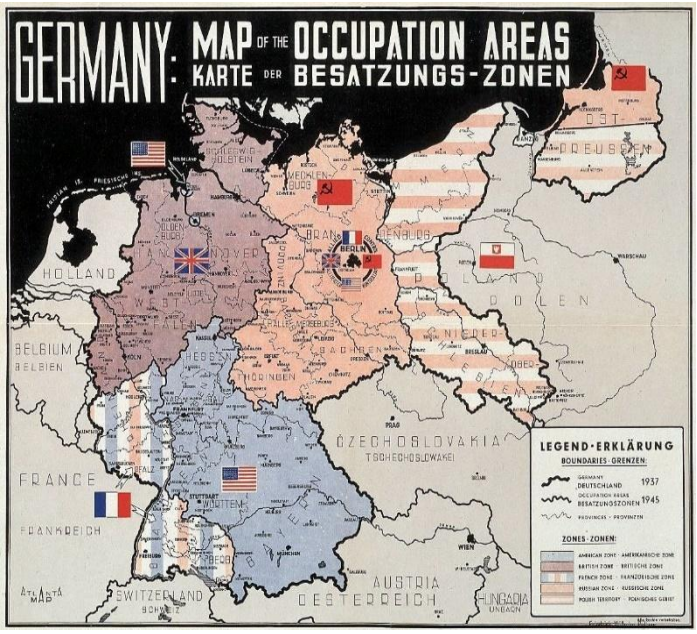


vierjährige Große Krieg, wie der erste schreckliche Weltkrieg damals genannt wurde, trotz hoher Opferzahlen, Gebietsverlusten und politischer und wirtschaftlicher Krisen nicht zu so einschneidenden Folgen geführt wie der große dreißigjährige Krieg, der auf dem Boden des Heiligen Römischen Reiches stattgefunden hatte und fast die Hälfte der Bevölkerung Opfer des Krieges wurde. Das große Schlachten des ersten Weltkriegs ereignete sich weder in Deutschland oder in Österreich-Ungarn, sondern in Belgien, Frankreich und Russland. Nordfrankreich und Belgien waren besonders betroffen und nutzten die Friedensverhandlungen, um ihre Grenzen gegen künftige Angriffe zu sichern und den Gegner militärisch und wirtschaftlich so zu schwächen, dass er nicht mehr in der Lage ist seine Nachbarn zu

überfallen. Der Kaiser floh vor der deutschen Revolution aus Berlin nach Holland ins Exil. Vielleicht hatte er Angst, dass die Franzosen ihn wie Napoleon auf die Insel St. Helena verbannten. Die Partei, die in der Deutschen Nationalversammlung in Weimar nach der ersten Wahl zusammen mit dem Zentrum und der Deutschen Demokratischen Partei die Regierung stellte, war ausgerechnet die SPD, die vier Jahr zuvor den Kriegskrediten des Kaisers zugestimmt hatte. Aber das stand damals alles nicht auf dem Lehrplan, aber ich kannte die Zusammenhänge, weil ich 1964 noch immer mit der Wandkarte Deutschlands in den Grenzen des Jahres 1937 im Klassenzimmer lebte. Die Karte des Großdeutschen Reiches in den Grenzen von 1944 hing nur bis Mai 1945.



Der Ausspruch „Wehe den Besiegten!“ geht auf einen Bericht des Livius über den Keltenkönig Brennus zurück. Nach seinem Sieg über die Römer warfen diese ihm vor, bei der Auswägung der auferlegten Kriegskontribution zu schwere Gewichte zu benutzen. Daraufhin soll Brennus mit den Worten *Vae victis* sein Schwert in die Waagschale geworfen haben, so dass die Römer nun sogar noch mehr Gold zahlen mussten.



So ging es Großdeutschland 1945. Das ganze Land wurde erobert und in Besatzungszonen aufgeteilt. Elsaß und Lothringen wurden wieder Teil Frankreichs, die Gebiete im Osten jenseits der Flüsse Oder und Neiße Teil Polens und der nördliche Teil Ostpreußens mit Königsberg wurden Teil der Sowjetunion. Ich wurde 1947 in der amerikanischen Besat-

zungszone geboren, die damals Bayern, Hessen und einen Teil Württembergs umfasste. Aus der französischen, britischen und US-amerikanischen Zone wurde am 23. Mai 1949 der Westdeutsche Staat: Die Bundesrepublik Deutschland. Die hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Rheinbund (siehe



Karte nebenan), der auf Initiative des französischen Kaisers Napoleon 1806 nach dem Sieg über Russland und Österreich in der Schlacht von Austerlitz in Paris gebildeten Konföderation deutscher Staaten, die mit der Gründung dieses Bündnisses aus dem Verband des Heiligen Römischen Reiches austraten. Durch die Rheinbundakte war die Konföderation als Militärallianz mit dem französischen Kaiserreich gegründet worden. Napoleon schuf für sich in diesem Gebilde die Rolle eines Bundesprotektors, im politischen Wortsinn eines Beschützers, faktisch jedoch eines Hegemon oder einer Schutzmacht. Die Staaten des Rheinbundes brachten ihre gesamten Streitkräfte mit rund 120.000 Soldaten für Napoleons Feldzug gegen Russland auf, darunter mehr als 35.000 Mann aus dem Königreich Bayern, über 27.000 Mann des Königreichs Westphalen und 20.000 Sachsen. Diese Staaten hatten eigene Korps, die von französischen Generalen kommandiert wurden, während die Kontingente der kleineren



Rheinbund-mitglieder in die französische Armee integriert waren. In München wurde 1833 ein von Klenze gestalteter Obelisk zu Ehren der 30.000 bayerischen Gefallenen des napoleonischen Russlandfeldzugs von 1812 errichtet. Die Einweihung fand am 18. Oktober 1833 statt, dem 20. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, also dem Sieg Österreichs, Preußen, Schweden und Russlands über Napoleon. Der Obelisk ist kein Denkmal der Schande, sondern ein Zeichen der Dankbarkeit. Bayern als Königreich hatte seinen Ursprung im bayerisch-französischen Vertrag von Brünn und im Frieden von Preßburg vom Dezember 1805 und den zwischen den Bevollmächtigten des französischen Kaisers Napoleon Bonaparte und dem römisch-deutschen und österreichischen Kaisers Franz II. abgeschlossenen Verträgen. Österreich musste nun die Grafschaft Tirol und Vorarlberg an Bayern abtreten. Am 1. Januar 1806 erfolgte in München die Proklamation von Kurfürst Maximilian IV. zu König Maximilian I. Joseph. Im März 1806 trat das Königreich Bayern das rechtsrheinische Herzogtum Berg mit seiner Residenzstadt Düsseldorf im Tausch gegen das Fürstentum Ansbach an Napoleon ab. Damit waren alle rheinischen Gebiete der Wittelsbacher gegen näher an Bayern gelegene Herrschaften eingetauscht worden. Der formelle Austritt Bayerns aus dem Reichsverband unter Verzicht auf die Kurwürde erfolgte dann im Juli 1806 mit der Rheinbundakte. Bayern wurde zum führenden Mitglied des Rheinbundes als Verbündeter Frankreichs. Die Zwangsaushebung von Rekruten für die bayerische Armee führte zum Aufstand der Tiroler unter Andreas Hofer, der am 9. April 1809 in der Tiroler Hauptstadt Innsbruck begann und am 1. November 1809 mit der Niederlage der Tiroler am Bergisel endete. Der Pariser Vertrag zwischen Frankreich und Bayern vom 28. Februar 1810 führte zu Gebietsarrondierungen. Bayern erhielt das Markgraftum Bayreuth, das Fürstentum Regensburg, das Innviertel, das halbe Hausruckviertel sowie den Rupertiwinkel (bis 1803 Erzstift Salzburg) und das Berchtesgadener Land (bis 1803 Kernland der Fürstpropstei Berchtesgaden) als Territorien hinzu. Im Gegenzug mussten das südliche Tirol und einige schwäbische Gebiete abgegeben werden. Durch den Grenzvertrag zwischen Bayern und Württemberg vom 18. Mai 1810 und die jeweiligen Gebietsabtretungen wurden die heute noch bestehende Grenzen des Freistaat Bayern geschaffen. Am 7. Oktober 1949 wurde in der sowjetisch besetzten Zone ein ostdeutscher Staat gegründet, die Deutsche Demokratische Republik.

Sie war eine realsozialistische Volksdemokratie im sowjetischen Stil und Erbe eines Teils von Preußens, des einzigen Staates, der von der Landkarte Europas verschwunden war: Nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft war Deutschland in Besatzungszonen aufgeteilt und seine Ostgebiete jenseits Oder-Neiße-Grenze (einschließlich des historischen Preußen) Polen und der Sowjetunion eingegliedert. Damit hörte der Staat Preußen 1945 de facto auf zu bestehen. De jure existierte er noch bis zu seiner formellen Auflösung durch ein Kontrollratsgesetz vom 25. Februar 1947. Darin stellte der Alliierte Kontrollrat fest: „Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, hat in Wirklichkeit zu bestehen aufgehört. Geleitet von dem Interesse an der Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit der Völker und erfüllt von dem Wunsche, die weitere Wiederherstellung des politischen Lebens in Deutschland auf demokratischer Grundlage zu sichern, erlässt der Kontrollrat das folgende Gesetz: Der Staat Preußen,



seine Zentralregierung und alle nachgeordneten Behörden werden hiermit aufgelöst.“ Berlin, die frühere Hauptstadt des Königreich Preußen und des Deutschen Reiches blieb unter der Besatzung der Siegermächte eine Insel. Der Ostteil der Stadt wurde zur Hauptstadt eines zweiten deutschen



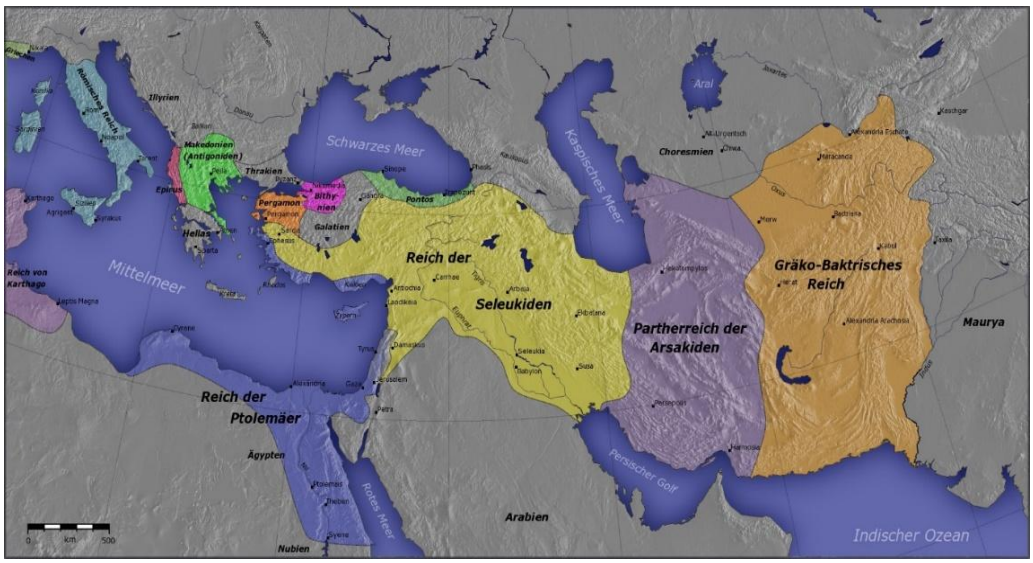
Staates, der wenige Monate nach seiner Gründung Frieden mit seinem Nachbarland im Osten, der sozialistischen Volksdemokratie Polen schloss und im Görlitzer Abkommen vom 6. Juli 1950, die Oder-Neiße-Linie als endgültige „deutsch-polnische Staatsgrenze“ anerkannte Die Bundesrepublik in Westdeutschland, die sich darauf berief, der einzige Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches zu sein, erklärte das Abkommen ohne Friedensvertrag für ungültig. Nach dem Bau der Mauer etwa zehn Jahre später wurde aus dem Friedensvertrag eine Fata Morgana und nach dem Abtritt von Kanzler Adenauer glaubten nur noch wenige daran, dass die Sowjets oder Polen an eine Rückgabe dieser Gebiete an die Bundesrepublik dachten. Das deutsche Kaiserreich unter Preußens Führung hatte eine Fläche von 580,845 km² und sein Kolonialreich in Afrika und Ozeanien eine von fast 3 Millionen.

Darauf lebten jedoch nur 13 Millionen Menschen. Im November 1942 wehte die Hakenkreuzflagge der Nazis im Reich Hitlers und den von ihm besetzten Gebiet unter deutscher Kontrolle mit einer Fläche von 3,8 Millionen km² und mehr als 200 Millionen Menschen, also mehr als das Dreifache der deutschen Bevölkerung.
1962 lebten in den beiden deutschen Staaten etwa 73 Millionen Menschen. Davon etwa 16 Millionen in der SBZ, wie die DDR in der Bundesrepublik Deutschland genannt wurde, weil sie das kommunistische Marionettensystem der Sozialistischen Einheitspartei der Ostzone nicht als Staat anerkannte und alle Staaten, die das taten mit dem Abbruch der Beziehungen bestrafte. Als Kanzler Adenauer 1955 nach Moskau geflogen war, um diplomatische Beziehungen zwischen der BRD Deutschland und der UdSSR aufzunehmen, sorgte er sich, dass damit auch die Ostzone als zweiter deutscher Staat anerkannt werden könnte. Das widersprach dem Alleinvertretungsrecht der Bundesrepublik als Nachfolgestaat des Großdeutschen Reiches und gefährdete die Wiedervereinigung und Einheit Deutschlands als Staat. In den Schulen hingen ja auch noch die Landkarten mit Deutschland in den Grenzen von 1937. Die "Hallstein-Doktrin" besagte, die Bundesregierung betrachtete es als einen unfreundlichen Akt, wenn dritte Staaten die DDR völkerrechtlich anerkennen, mit ihr diplomatische Beziehungen aufnehmen und aufrechterhalten. Die einzige Ausnahme blieb die Sowjetunion, als eine, der vier für Deutschland als Ganzes bis zu einem Friedensvertrag verantwortlichen, Siegermächte. Davon waren jedoch alle Beteiligten weit entfernt. Der Ostblock unter der Führung der Sowjetunion wurde zur Bedrohung und weil beide Lager Atomwaffen hatten, gab es ein Patt. Europa war in seiner Mitte durch einen eisernen Vorhang geteilt.
Davon wusste ich schon im Januar 1964 und das alles hat nichts mehr mit der Extemporale im Geschichtsunterricht zu tun, mit dem dieser Abschnitt angefangen hat. Westdeutschland, genannt BRD, in der ich lebte, hatte eine Fläche von 249.000 km² und 57 Millionen Einwohner. Das war ziemlich klein für so viele Einwohner, fand ich, ganz unbescheiden, obwohl Großbritannien auch nach Fläche und Einwohnerzahl nur gleichgroß war. Es gab keine Anzeichen, dass sich daran in den kommenden Jahren viel ändern würde. In der DDR lebten 16 Millionen Einwohner auf etwa 108 km² in Restpreußen, Thüringen und Sachsen. Etwa so viele Menschen wie in Nordrhein-Westfalen im Westen der Mauer lebten. Die Ostdeutschen konnten nicht nach Westen zum Klassenfeind und ich konnte nicht nach Osten zu den Kommunisten. Die bereiteten sich angeblich vor uns zu erobern, um wie im Sommer 1945 in Berlin, deutsche Frauen jenseits der Elbe zu vergewaltigen, bis auf die Zahnbürste auszurauben und dann weiter zur Atlantikküste vorzustoßen wie Hitler im Sommer 1940.



Das Ganze erinnerte mich an Alexander III. der seit 336 v. Chr. König von Makedonien und Hegemon des Korinthischen Bundes, das sein Vater Philipp II. aus dem vormals eher unbedeutenden Kleinstaat Makedonien sowie mehreren griechischen Poleis errichtet hatte, mit zwanzig Jahren 334 v. Chr.

begann die Grenzen seines Königreiches durch den sogenannten Alexanderzug und die Eroberung des Perserreichs bis an den indischen Subkontinent auszudehnen. Alexander überschritt den Hellespont im Mai 334 v. Chr. mit einer Armee aus etwa 35.000 Makedonen und Griechen. In der Schlacht am Granikos kam es zur ersten Begegnung mit einer Armee von 20.000 in persischen Diensten stehenden griechische Söldnern unter der Führung eines Kriegsrates der Satrapen. Nach dem Sieg Alexanders war die Befreiung der Städte Ioniens möglich geworden, die Alexander als Motiv für seinen Feldzug genannt hatte. Alexander übernahm die politischen und wirtschaftlichen Strukturen der persischen Verwaltung Kleinasiens und damit auch die Kontrolle über den Reichtum seiner Bürger. Mit gefüllter Kriegskasse rückte er weiter vor und konnte mehr Söldner anheuern und bezahlen. Im Herbst 333 kam es zur Schlacht zwischen einem Heer von hunderttausenden Soldaten des Perserkönigs Darius und zigtausenden griechischen Söldnern unter seiner Führung. Darius wurde besiegt und Alexander zog weiter nach Damaskus, wo ihn reiche Beute erwartete. Die Schlacht von Issos hatte noch keine grundsätzliche Entscheidung gebracht, aber mit ihr begann eine Landnahme, die im Sommer 326 am Indus an ihre Grenze kam und Alexander den Rückzug nach Persien befehlen musste. 12 Jahre nach Beginn seiner Herrschaft starb er 323 in Babylon Er wurde 33. Jahre alt.



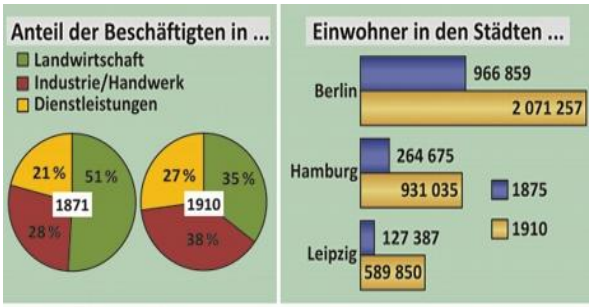
Aber anstat der Angehörigen des bisherigen makedonischen Königsgeschlechts übernahmen Alexanders Feldherren als seine Nachfolger (Diadochen) die Macht. Da keiner von ihnen stark genug war, sich als Alleinherrscher durchzusetzen, kam es zu einer langen Reihe von Bürgerkriegen, in denen man in wechselnden Koalitionen um die Macht rang bis es zur Aufteilung in Diadochenreiche kam. Drei dieser Reiche erwiesen sich als dauerhaft: Das der Antigoniden in Makedonien (bis 148 v. Chr.), das Seleukidenreich in Vorderasien (bis 64 v. Chr.) und das Reich der Ptolemäer in Ägypten (bis 30 v. Chr.). Im Jahr 133 v. Chr. wurden Griechenland mit Kleinasien Teil der Römischen Republik. Erst 1830 wurde aus dem Land der Griechen wieder ein selbstständiger Staat. Das Königreich Preußen war zwar von der Landkarte verschwunden, aber die gewaltigen Bauwerke und Industrieanlagen, die nach der nationalen Einigung zum Kaiserreich, errichtet wurden, waren auch nach dem Bombenkrieg des zweiten Weltkriegs im ganzen Land zu sehen. Mit dem Frieden zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Frankreich vom Februar 1871, musste Frankreich, dessen Kaiser Napoleon III dem deutschen Reich den Krieg erklärt und damit den deutschen Gegenangriff ausgelöst hatte, eine Reparation von fünf Milliarden Goldfranken an das Deutsche Reich bezahlen. Das hatte Reichskanzler Bismarck clever eingefädelt.



Frankreich 50 Francs Napoleon III Empereur 1853

Das war so genial wie Alexanders Beschlag-

nahmung der Kriegskasse von Darius in Damaskus. Der Militärhaushalt des Deutschen Kaiserreichs stieg in den Jahren nach der Reichsgründung massiv an: Die Ausgaben für das Heer betrugen im Fünfjahreszeitraum von 1876 bis 1880 rund 435,1 Millionen Mark. Im Zeitraum von 1911-1913, direkt vor Ausbruch der Ersten Weltkriegs, lagen die Heeresausgaben bei rund 1,15 Milliarden Mark. Das Volkseinkommen betrug 48 Milliarden Reichsmark. In der Zeit von 1871 bis 1933 stieg die Bevölkerung stark an: Von 41 auf 65 Millionen und die Bevölkerungsdichte von 76 auf 139 Menschen pro Quadratkilometer. Die Industrialisierung des Landes erreichte ein neue Stufe: Die Hochindustrialisierung beeinflusste nun alle Strukturen von Wirtschaft, Gesellschaft, Staat und Zivilisation des Nationalstaats Deutschland, der sich unter der Hegemonie des Königreichs der Hohenzollern an preußischen Tugenden orientierte wie Pünktlichkeit, Ordnungssinn und Fleiß aber auch Verlässlichkeit und Loyalität bis zur Unterwürfigkeit vor der Obrigkeit von Gottes Gnaden. in kurzer Zeit veränderte sie das Leben von Millionen Menschen, von denen viele vom Land in die Städte des Reiches strömten, das wohlhabender und reicher wurde aber nach dem Ende der Reparationszahlungen aus Frankreich vor ganz neuen Problemen stand.



Zwischen 1871 und 1910 wuchs die deutsche Bevölkerung um rund 25 Millionen auf knapp 67 Millionen Menschen an.
Die Lebenserwartung stieg in dieser Zeit rasant: bei den Männern von durchschnittlich 36 auf 47 Jahren, bei den Frauen von 38 auf 50 Jahren.

1.2. Die Verschuldung des Reichs

Die Situation ist seit den späten 1880er Jahren nahezu grotesk: Ein eher finanzschwaches Reich überweist Gelder an eher finanzstarke Gliedstaaten und verschuldet sich dabei rapide, um seine (wachsenden) Ausgaben decken zu können. Nur so ist es zu verstehen, daß von 1872/74 bis 1910/13 die Summe aller Zölle und Reichssteuern zwar von 228 Mio Mark auf 1624 Mio Mark anstieg, gleichzeitig aber die Verschuldung des Reichs stark anwuchs.[7] Bei seiner Gründung 1871 war das Reich schuldenfrei, und bis 1876/77 bezahlte es seine einmaligen Militärausgaben (Heer und Marine) überwiegend aus der französischen Kriegsentschädigung, die insgesamt 4207 Mio Mark betrug[8] (Tab. 2). Die Konzeption der Matrikularbeiträge war für die schubweise Finanzierung von Militärausgaben denkbar ungeeignet. Die erste Reichsanleihe mußte 1877 aufgenommen werden.[9]

Angesichts der raschen Schuldenzunahme wurde 1896 erstmals ein Gesetz verabschiedet (1. Lex Lieber), das eine Schuldentilgungsrate sicherstellen sollte. Mit dieser vom Haushaltsrecht und Reichstag vorgegebenen Finanzierungstechnik der Deckung von formal außerordentlichen, einmaligen Ausgaben über

Tabelle 2 Die Schulden des Reichs 1877 bis 1914

Jahr	Verschuldung des Reichs in Mio M[1]	Pro Kopf der Bevölkerung in M	Bevölkerung[2] in Mio
1877	16	0,37	43,6
1880	218	4,8	45,1
1885	410	8,8	46,7
1890	1118	22,7	49,2
1895	2081	40,0	52,0
1900	2298	41,0	56,0
1905	3203	53,1	60,3
1910	4844	75,0	64,6
1.4.1914	5200	77,6	ca. 67,0
Zuwachs auf das ... fache	325	209	1,5

Anleihen versuchte das Reich 1914 den Krieg zu finanzieren. Die Kriegskosten mußten in den außerordentlichen Reichshaushalt übernommen und außerordentlich finanziert werden. Damit war über die Beziehung Reichsanleihen und Geldschöpfung durch Reichsbank mit Darlehenskassen eine Grundlage für die große Inflation von 1923 gelegt. Noch heute wird darüber diskutiert, ob es nicht besser gewesen wäre, nach französischem und englischem Vorbild die Zentralgewalt steuerlich besser zu versorgen und den Krieg in einem höheren Ausmaß über (Reichs-) Steuern zu finanzieren.[10]

Ein Vergleich der Staatsverschuldung der drei großen westeuropäischen Kriegsmächte zeigt diese Finanzierungsschwäche des Reichs – und die nachfolgende Reichsentschuldung durch Staatsbankrott über Inflation und Währungsumstellung (Tab. 3).

Tabelle 3 Verschuldung europäischer Nationalstaaten 1914 bis 1919 im Vergleich in Mrd Einheiten der jeweiligen Staatswährung[1]

Nation	Stand der Verschuldung		Zunahme auf das ... fache	Stand der Verschuldung
	1914	1919		1924
Frankreich	33,54	245,44	7,3	418,08
Großbritannien	0,70	7,88	11,2	7,64
Deutsches Reich	4,92	156,09[2]	31,7	2,68[2]

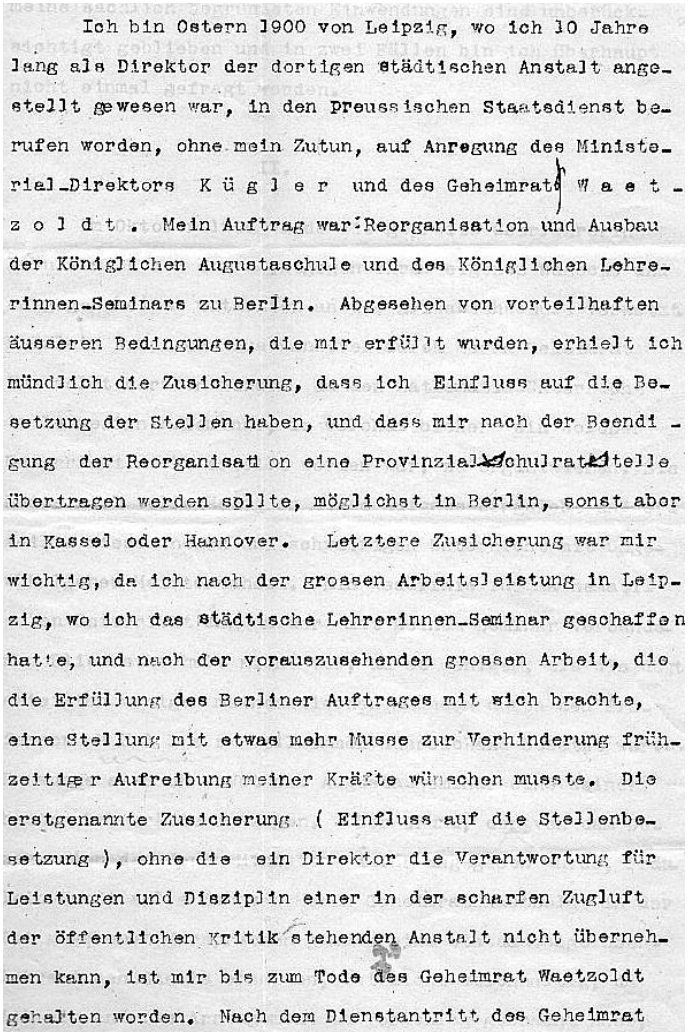
[1] Ohne im Ausland begebene Anleihen. F. Terhalle, Finanzwirtschaft, 1948, S. 256; genauere Aufgliederung der Staatsschuld nach Schuldarten für Großbritannien und Frankreich in: Statist. Reichsamt, Staatsausgaben, 1927, S. 214 ff, 221 f.; über die Auslandsschulden S. 230 ff.
[2] Entschuldung des Reichs durch die Inflation; Umstellung der Währungseinheit Mark (1873–1924) auf Reichsmark (1924–1948). – 1914: 1 £ = 25,22 Fr = 20,43 M

Tabelle 4 Die Verschuldung der Gebietskörperschaften im Deutschen Reich 1914 bis 1919 in Mrd M[1]

Gebietskörperschaft	Verschuldung		Zunahme auf das ... fache
	1914	1919	
Reich	4,92	156,09[2]	31,7
Gliedstaaten	16,84	18,67	1,1
Gemeinden	7,78	21,00	2,6
Hansestädte	–	2,23	
Summe	29,54	197,99	6,7

[1] F. Terhalle, Finanzwirtschaft, 1948, S. 257
[2] Davon 63,7 Mrd M schwebende Schuld einschließlich 29,9 Mrd M aufgenommen bei der Reichsbank; schwebende Schulden und Schulden bei der Reichsbank erstmals seit 1915, Deutsche Bundesbank (Hg.), Währung, S. 154.

Oma nannte die Zeit vor 1914 die gute alte Zeit, denn seit 1871 hatte es keinen Krieg mehr gegeben. Oma hatte die Niederlage Dänemarks in der Schlacht um die zehn Düppeler Schanzen, die am 18. April 1864 von den Preußen unter Prinz Friedrich Karl erstürmt wurden, nicht erlebt. Sie wurde erst 1881 in Kopenhagen geboren. Als sie nach dem Abitur Zahnmedizin studieren wollte, war es an ihrem Heimatort in Kopenhagen als Frau nicht möglich dieses Fach zu studieren. Im Deutschen Reich durften Frauen Zahnärztin werden und so bewarb sie sich auf preußischem Gebiet und konnte an der Universität von Kiel studieren. Das wusste ich von meiner Mutter. Dort hat Oma meinen Großvater Engelhard kennengelernt. Der wurde 1882 in Leipzig geboren. Sein Vater arbeitete seit 1881 als Oberlehrer bei der städtischen Höheren Mädchenschule in Leipzig. 1890 wurde er Direktor der Anstalt und des damit verbundenen städtischen Lehrerinnenseminars. Die Art wie er Unterricht und Seminar im Königreich Sachsen neu organisiert hatte, erregte die Aufmerksamkeit des preußischen Kultus-ministers. Jakob Wychgram wurde 1858 in der preußischen Hafenstadt Emden am Dollart



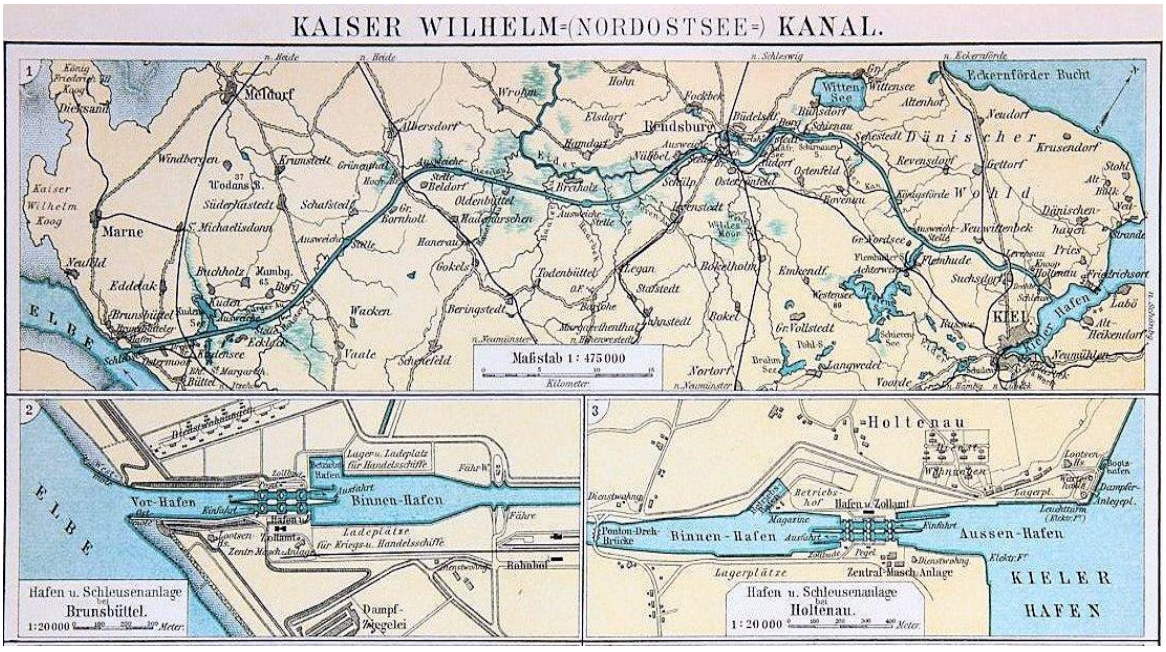
Ich bin Ostern 1900 von Leipzig, wo ich 10 Jahre lang als Direktor der dortigen städtischen Anstalt angestellt gewesen war, in den Preussischen Staatsdienst berufen worden, ohne mein Zutun, auf Anregung des Ministerial-Direktors K ü g l e r und des Geheimrats W a e t z o l d t. Mein Auftrag war: Reorganisation und Ausbau der Königlichen Augustaschule und des Königlichen Lehrerinnen-Seminars zu Berlin. Abgesehen von vorteilhaften äusseren Bedingungen, die mir erfüllt wurden, erhielt ich mündlich die Zusicherung, dass ich Einfluss auf die Besetzung der Stellen haben, und dass mir nach der Beendigung der Reorganisation eine Provinzial-Schulrat-Stelle übertragen werden sollte, möglichst in Berlin, sonst aber in Kassel oder Hannover. Letztere Zusicherung war mir wichtig, da ich nach der grossen Arbeitsleistung in Leipzig, wo ich das städtische Lehrerinnen-Seminar geschaffen hatte, und nach der vorauszusehenden grossen Arbeit, die die Erfüllung des Berliner Auftrages mit sich brachte, eine Stellung mit etwas mehr Musse zur Verhinderung frühzeitiger Aufreibung meiner Kräfte wünschen musste. Die erstgenannte Zusicherung (Einfluss auf die Stellenbesetzung), ohne die ein Direktor die Verantwortung für Leistungen und Disziplin einer in der scharfen Zugluft der öffentlichen Kritik stehenden Anstalt nicht übernehmen kann, ist mir bis zum Tode des Geheimrat Waetzoldt gehalten worden. Nach dem Dienstantritt des Geheimrat

geboren. Am 4.10.1881 hatte er Martha Becker im Pfarramt Friedland in Mecklenburg geheiratet und neun Monate nach der Hochzeitsnacht kam pünktlich am 26.6.1882 mein Großvater Engelhard Nikolaus Jacob Georg Wychgram in Leipzig zur Welt.

Als sein Vater Jakob 1900 nach Berlin umzog, war Engelhard 18 Jahre alt, machte alsbald in Berlin sein Abitur und begann das Studium der Medizin. Am 7. Dezember 1907 wählte der Lübeckische Senat Jacob Wychgram zu seinem obersten Schulaufsichtsbeamten. 1908 kündigte er seine Stelle im Dienste Preußens, verließ die Reichshauptstadt und zog mit seiner Frau Martha und Tochter Marianne, die 1888 geboren wurde, in die freie Hansestadt Lübeck, um dort seinen Dienst anzutreten. In Lübeck gab es keine Universität, aber in Kiel. Die Stadt liegt nur 90 km entfernt im Norden der Hansestadt und ist durch eine einspurige Bahnlinie seit 1874 mit Lübeck verbunden. Engelhardt Wychgram setzte dort sein Studium fort und schloss es 1910 mit einer Dissertation über das Trachom in Schleswig-Holstein an der Universität Kiel ab. „Das Trachom wurde bereits im Alten Ägypten im *Papyrus Ebers* beschrieben. Avicenna gebrauchte den in Ägypten heute noch für die körnige Bindehautentzündung geläufigen Krankheitsnamen *ar-ramaḍ* oder *al-ḥubaibi*. Während der *Ägyptischen Expedition (1798 bis 1801)* Napoleons erkrankten erstmals Europäer in größerer Zahl an der *ägyptischen Augenkrankheit*. Teilnehmende Militärchirurgen fanden heraus, dass dreitausend französische Soldaten betroffen waren und viele von ihnen erblindeten. In England wurden Augenkrankenhäuser zur Behandlung infizierter britischer Soldaten eingerichtet. In Folge verbreiteten die napoleonischen Kriege die Krankheit in Europa. Der Augenarzt Friedrich Hermann de Leuw wurde als Spezialist für die Behandlung der Krankheit bekannt. Bei der Einwanderung in die USA auf Ellis Island wurde ein Trachom zum Ausschlusskriterium. Seine Entdeckung führte zur Rücksendung von Immigrationswilligen."

Opas Doktorarbeit war nur 22 Seiten lang. Ich habe das Original nie gesehen, aber damit promovierte er zum Doktor der Medizin und Facharzt für Augenheilkunde an der Universität Kiel. Sie wurde 1665 gegründet und nach ihrem Gründer, dem Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorf, benannt. Seine Dissertation gehört noch heute zum Kanon der Augenheilkunde, aber davon konnte man damals noch nicht leben. Er war aber auch Experte für Optik und Optometrie und sein Fachwissen war sehr gefragt. Er veröffentlichte einige Fachaufsätze über die Fortschritte von Mikroskopie und Mikrophotographie in natürlichen Farben in den Laboren des Kaiserreichs im Jahr 1910. Am 24.7.1910 heiratete er im Alter von 28 Jahren Edel Margrete Grotum geborene Secher in Kopenhagen. Sie war nur ein halbes Jahr älter als er und hat etwa zur selben Zeit ihr Studium als Zahnärztin abgeschlossen und in Kiel eine Praxis eröffnet und hatte nach wenigen Monaten ein gutes Einkommen wohl auch weil viele Männer ihre Praxis aufsuchten, obwohl sie eine Frau war. Das erzählte jedenfalls meine Mutter, die aber damals noch nicht geboren war.

Die Grafschaft Holstein war Teil des Heiligen Römischen Reiches und wurde am 14. Februar 1474 vom habsburgischen Kaiser Friedrich III. in Rothenburg ob der Tauber als reichsunmittelbares Lehen zum Herzogtum Holstein erhoben. Der dänische König Christian I. wurde dadurch als Herzog von Holstein zum Lehnsmann des Kaisers, nachdem er die Rechte des Adels in den Herzogtümern Holstein und Schleswig bestätigt hatte. Holstein und Lauenburg hatten bis 1806 zum Heiligen Römischen Reich gehört und waren Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes. Das Herzogtum Schleswig war dagegen ein Lehen Dänemarks; sprachlich-kulturell war es gemischt deutsch, dänisch und friesisch geprägt. Zugleich waren Schleswig und Holstein seit dem Spätmittelalter eng miteinander verbunden und galten in der Erinnerung als *up ewig ungedeelt*. Mit dem Wunsch nach Bildung einheitlicher Nationalstaaten im 19. Jahrhundert wurde Schleswig sowohl von deutschen als auch von den dänischen Nationalliberalen beansprucht, was mit zum Krieg von 1848 bis 1851 geführt hatte. Damals war der Versuch, Holstein und Schleswig gewaltsam von der dänischen Krone zu lösen, noch gescheitert. Nachdem die vorherige *Gesamtstaatsverfassung* unter anderem vom Deutschen Bund verworfen worden war, erließ die dänische Regierung 1863 die sogenannte *Novemberverfassung*, die zum Ziel hatte, Schleswig entgegen dem *Londoner Protokoll von 1852* verfassungsrechtlich in das eigentliche Königreich einzubinden. Bereits 1851 waren *Sprachreskripte* beschlossen worden, die den schleichenden Sprachwechsel zum Deutschen in den mittleren Teilen Schleswigs aufhalten sollten und auf deutscher Seite auf starken Widerstand gestoßen waren. Um eine Zurücknahme der Novemberverfassung zu erwirken, besetzten im Dezember 1863 Truppen des Deutschen Bundes im Rahmen der Bundesexekution die Bundesstaaten Holstein und Lauenburg. Unter Protest der Mittelstaaten des Deutschen Bundes überschritten am 1. Februar 1864 preußische und österreichische Truppen rechtswidrig auch die entlang der Flussläufe von Eider und Levensau



verlaufende Grenzlinie zu Schleswig und markierten so den Beginn des Deutsch-Dänischen Krieges. Mit der Besetzung Schleswigs sollte Dänemark zum Einlenken gebracht werden, die Novemberverfassung zurückzunehmen. Preußen hatte allerdings wohl von Anfang an die Absicht erfolgt, Teile



der sogenannten Elbherzogtümer zu annektieren, unter anderem, um einen Kanal durch Holstein bauen zu können. Der Krieg endete, nachdem Preußen und Österreich nach Schleswig auch den Rest der dänischen Halbinsel Jütland erobert hatten. Im *Wiener Frieden* trat der dänische König die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an die beiden deutschen Großmächte ab. Sie regierten die beiden Herzogtümer bis 1866 als Kondominium Im Sommer kam es zum Streit über die Zukunft der Elbherzogtümer. Der führte im Sommer 1866 zum Deutschen Krieg zwischen Österreich, Bayern und Preußen. Nach dem

preußischen Sieg gehörte ganz Schleswig-Holstein als Provinz zu Preußen. 1864, zu Beginn des Deutsch-Dänischen Krieges, erteilte der preußische Kanzler Otto von Bismarck den Auftrag, Ermittlungen über eine Verbindung zwischen Nord- und Ostsee anzustellen, „welche alle Kriegs- Handels- und Dampfschiffe gut passieren können“. Der deutschen Flotte sollte die Möglichkeit gegeben werden, „jederzeit von der Ostsee in die Nordsee zu gelangen, ohne unter dänischen Kanonen passieren zu müssen“. 1885 hatte Kiel mehr als 50.000 Einwohner. 1886 billigte der Reichstag ein Gesetz zum Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals und am 3. Juni 1887 erfolgte die Grundsteinlegung durch Kaiser Wilhelm I. in Kiel-Holtenau. Es war eine herkulische Aufgabe: Bis zu 8900 Arbeiter bewegten circa 80 Mio.m³ Erdreich. Der Kanal war in dieser Ausbaustufe 67 Meter breit und 9 Meter tief und kostete 156 Millionen Goldmark. Am 20. Juni 1895 eröffnete nach acht Jahren Bauzeit der junge Kaiser Wilhelm II die neue 92 Kilometer lange Wasserstraße. 1898/1900 begann Deutschland, seine Flotte erheblich zu vergrößern und zu modernisieren. Einige der ab 1900 gebauten Großkampfschiffe der Kaiserlichen Marine konnten den Kanal wegen ihrer Größe nicht durchfahren. 1900 überschritt die Einwohnerzahl der Stadt die Grenze von 100.000, wodurch sie zur Großstadt wurde.
Von 1907 bis 1914 wurde der Kanal das erste Mal ausgebaut. Die Breite wurde auf 102 Meter erhöht und die Tiefe auf 11 Meter. Ziel war die Passierbarkeit für die neuen deutschen Schlachtschiffe der Nassau-Klasse. Im Zuge des Ausbaus wurden auch die Ausweichstellen auf ihre heutigen Positionen verlegt und die Anzahl der Weichen zwischen Brunsbüttel und Kiel von fünf auf zehn erhöht. Außerdem wurden in Kiel und in Brunsbüttel je zwei neue Schleusen gebaut. Diese waren mit 310 Meter Länge und 42 Meter Breite deutlich größer als die alten Schleusen mit 125 Meter und 22 Meter. Der Ausbau kostete 242 Mio. Mark und war deutlich teurer als der gesamte Kanalbau vor 1895. Wo viel Geld ausgegeben wird, kann man auch gut verdienen. Von 1900 bis 1910 verdoppelte sich die Zahl der Einwohner von Kiel auf 211.000. Bau und Betrieb des Kanals und der Ausbau des Kieler Hafens, der zur selben Zeit Heimathafen der kaiserlichen Marine wurde, sowie zwei neue Großwerften lockte tausende von Menschen in die neue Boomtown an der Förde. Im Jahresverlauf 1913 erreichte der Verkehr durch den Kanal mit rund 50.000 Schiffen und gut 10 Millionen Nettoregistertonnen in etwa das Fünffache des Eröffnungsjahrs. Zugleich internationalisierte sich der Verkehr. Das Frachtaufkommen wurde 1913 zu 43 Prozent durch ausländische Schiffe bewegt, was einen Anstieg um elf Prozentpunkte gegenüber dem Jahr 1896 darstellte.

Die Erfolgsgeschichte des Nord-Ostseekanals führt mich zurück zur Extemporale „Europa nach dem Tod von Ludwig XIV von Frankreich.“ Ludwig hatte 1766 begonnen einen Kanal zu bauen, um den Atlantik mit dem Mittelmeer zu verbinden. Die Garonne und ihr Mündungstrichter Gironde nahe Bordeaux am Atlantik, war bis Toulouse bereits schiffbar. Der Seeweg rund um die Iberische Halbinsel betrug mehr als 3.000 Kilometer und erforderte hochseetaugliche Schiffe. Pierre-Paul Riquet, ein französischer Beamter und Ingenieur, begann 1660 auf seinem Landsitz Bon Repos bei Toulouse einen Kanal von der Garonne nach Sète am Mittelmeer zu planen und hatte dazu ein nahezu vollständiges und funktionierendes Modell des Kanals und aller Bauwerke angefertigt. 1662 präsentierte er das Modell und seine Pläne dem französischen Finanzminister Jean-Baptist Colbert Am 7. Oktober 1666 erließ König Ludwig XIV. das Edikt über den Bau eines Kanals zwischen den beiden Meeren, der damals Canal Royal genannt wurde. 1667 wurde das Bauwerk begonnen; 1681, also nur 14 Jahre später, eingeweiht. Rund 15.000 Arbeiter haben daran mitgewirkt. Ausgestattet mit Schaufeln, Hacken und Ochsenkarren bewegten sie mehrere Millionen Kubikmeter Aushubmaterial. Entlang der 240 Kilometer langen Strecke von Toulouse bis Sète wurden etwa 350 Bauwerke darunter 63 Schleusen, Brücken, Aquädukte oder Überlaufbecken errichtet, die den Betrieb des Kanals ermöglichten. „Finanzminister Colbert war der Erfinder des Merkantilismus oder der Handelsfreiheit nach der strikten Regel: Exportiere was du produzierst und importiere so wenig wie möglich. Der Staat selbst sorgt für Ausge-



wogenheit auf der Habenseite, indem er Importe verzollt. Der Staat sorgt aber auch dafür, dass Produktion wie Handel wachsen können, indem er die nötigen Voraussetzungen für beides schafft. Der Ausbau der Binnenschifffahrt durch den Bau von Kanälen zwischen den großen Flüssen wurde durch den Merkantilismus angetrieben und machte die folgende Industrialisierung erst möglich.“ Diese letzten Sätze schrieb ich noch auf Seite vier der Extemporale, dann kam Dr. Heinz vorbei und sammelte sie ein.



Frankreich gab es noch, aber Preußen nicht mehr. Der *Kaiser Wilhelm Kanal* hieß nach 1918 *Nord-Ostsee-Kanal.* Zwei Jahre nach dem Beginn des großen Krieges durch das Deutsche Reich, der durch den Einmarsch in das neutrale Königreich Belgien Richtung Frankreich ausgelöst wurde, brachte Edel Wychgram im September 1916 ihren Sohn Hayo zur Welt und fünfzehn Monate später ihre Tochter Almuth. Ihr Vater hatte, nach seinem Einsatz als Sanitätsarzt an der Westfront bis 1918, nach Kriegsende eine Anstellung als Arzt am Amt Ammerland des Großherzogtum Oldenburg und ein Haus in Edewecht gefunden, in dem meine Mutter wie Onkel Hayo eine glückliche Kindheit mit ihren Eltern verbrachten. Sie liebte den großen Garten und die ländliche Idylle. Sie war neun Jahre alt, als ihre Eltern wieder umzogen. Das Familienfoto unten entstand 1923. Es ist keine Studioaufnahme, sondern wurde im Garten des Hauses in Edewecht aufgenommen. Engelhardt/Enno, der Optiker, hat es mit Selbstauslösung auf eine Photoplatte gezaubert. Von links nach rechts: Marianne Wychgram mit ihrem Neffen Hayo. Dahinter, stehend ihr Vater Jacob. Sitzend vor ihm, seine Frau Martha mit Enkelin Almuth. Dahinter: stehend mit Schnauzbart, Nikolaus, Jacobs jüngerer Bruder. Neben ihm steht Enno und vor ihm sitzt seine Frau Edel. Nachdem Jacob ab 1921 den Titel eines ‚*Oberschulrats*‘, ab 1921 den eines ‚*Landesschulrats*‘ trug ging .er mit 65 Jahren in den Ruhestand. Danach verließ er Lübeck. In seinen letzten Lebensjahren erkrankte er und starb Mitte November 1927 in Freiburg im Breisgau.





FREISCHWIMMER-ZEUGNIS

Wir bescheinigen, daß
Hayo Wychgram
aus Wolfenbüttel geb. am
6. Sept. 1916 in Kiel
am 14. August 1929 die
Freischwimmer-Prüfung
durch Leistung von
300m Schwimmen m. Sprung in 11,30 Min
abgelegt hat.

Wolfenbüttel, den 14. August 1929.
Vereinsbad „Timmelsee"
Wolfenbütteler Schwimmverein v. 1921 e.V.
F. Stegemann
Bademeister.

In diesem Jahr hatte sein Sohn Enno eine neue Anstellung gefunden. Im Herbst 1927 zog die Familie um nach Wolfenbüttel, Residenzstadt des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel im Stil der Renaissance mit Schloss, Marienkirche, Johanniskirche, Trinitatiskirche, Zeughaus, Kanzlei und etwa 600 historischen Fachwerkhäusern. Die Adresse war Reichsstraße 1, mitten in der Stadt. Auch die Zeit dort hatte meine Mutter in ungetrübt sonniger Erinnerung. Sie hatte dort auch Freunde kennen-gelernt, die sie nach dem Krieg in Oberbayern besuchten. Das Paar aus Wolfenbüttel hieß die Harryers. Es gibt einen Impfschein (Wiederimpfung), der bestätigt, dass Hayo in Wolfenbüttel am 10.X.1928 „zum 1 Male mit Erfolg gegen Pocken wiedergeimpft wurde". Er wurde von Dr. Wychgram mit blauer Tinte ausgefüllt und von ihm abgezeichnet. Am 14. August 1929 hat Hayo die „Freischwimmer-Prüfung durch Leistung von 300m Schwimmen m. Sprung in 11,30 Min abgelegt". Das bestätigt eine Urkunde des Wolfenbütteler Schwimmvereins von 1921. Das sind die einzigen mir vorliegenden Dokumente aus der Zeit, in der die Familie dort gelebt hat. Wenige Jahre später stand ein weiterer Umzug an. Vater Wychgram hatte eine neue feste Anstellung als Amtsarzt gefunden. Diesmal in Preußen. Nach dem Westfälischen Frieden und dem Tod des Magdeburger erzbischöflichen Administrators gehörte die Stadt Luckenwalde seit 1680 zum brandenburg-preußischen Herzogtum Magdeburg und bildete als eine Exklave einen eigenen Kreis. 1684 gründete der Zeugmacher Christian Mauhl aus Schandau in Sachsen dort ein Unternehmen zur Versorgung der preussischen Regimenter. Weitere Tuch- und Zeugmacher folgten. 1745 wurde Luckenwalde zur Amtsstadt mit Land- und Stadtgericht. 1780-81, nach dem großen Stadtbrand in Gera zogen 24 Tuchmacherfamilien nach Luckenwalde. 1828 vergrößerten die Stadtväter den Marktplatz und ließen ihn pflastern. Im selben Jahr nahm die erste Dampfmaschine in der Lindenberger Spinnerei ihren Betrieb auf. Die Friedhofsmauer des Neuen Friedhofs wurde abgetragen und das Baumaterial 1834 für den Neubaubau des Amtsgerichts eingesetzt. Nachdem die Stadt am 21. Juni 1841 an die Bahnlinie Berlin-Halle, *die Anhalter Bahn*, angeschlossen war, wuchs sie weiter. Im Jahr 1844 wurde das Rathaus errichtet; 1851 ein Gaswerk. Mitte des 19. Jahrhunderts war Luckenwalde ein Industriezentrum.



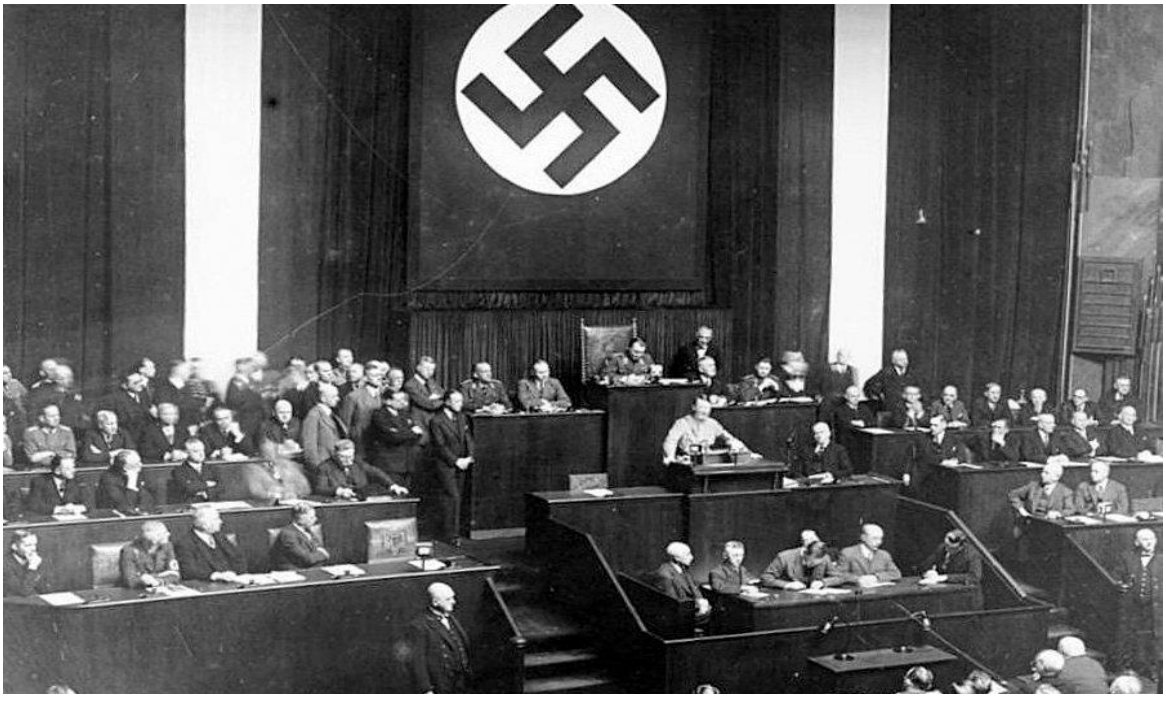


1858 zählte man 15 öffentliche Gebäude, 736 Wohnhäuser, 1169 Wirtschaftsgebäude und 9.500 Einwohner. 1864 gründete sich die Tuchfabrik Kallenbach. 1867 ließ Hermann Henschel den *Pappteller* patentieren. Luckenwalde entwickelte sich zur *Stadt der Schornsteine*. Ab 1881 nahmen mehrere Schraubenfabriken ihre Produktion auf. 1884 eröffnet die Stadtsparkasse ihr Gebäude. 1901 zählte der Chronist 19 Tuch- und Kunstlederfabriken, 12 Hutfabriken, 21.000 Einwohner und 1.400 Wohnhäuser. 1906 eröffnete ein Schlachthof; 1907 das Wasserwerk. Im Jahr 1911 wurde die Stadt an die Kanalisation angeschlossen. Zwei Jahre später gab es elektrischen Strom in Luckenwalde. 1917 waren in der Stadt 31 Firmen ansässig, die der Metallindustrie zugerechnet werden konnten. In der Weimarer Republik waren daher vorwiegend Sozialdemokraten und Kommunisten stark vertreten. 1922 entstand die Hutfabrik Steinberg, Herrmann & Co. durch den bald zum Berliner Stararchitekten aufgestiegenen Erich Mendelsohn. 1930 wurde ein Gemeinschaftsgebäude des Stadttheaters und einer Grundschule im Stil der Moderne fertiggestellt. Das war das Jahr, in dem Dr. Engelhardt Wychgram seinen Dienst als Amtsarzt der Stadt Luckenwalde antrat und Hayo nach vier Jahren als Schüler des Reformgymnasium in Wolfenbüttel im Frühjahr die Schule wechselte. Von 1930 bis April 1934 besuchte er das Reform-Realgymnasium in Luckenwalde. Seine Schwester Almuth wechselte 1934 auf einen kostenfreien Internatsplatz an der Rheinhardswaldschule im Fuldatal. Ende 1913 hatte die Pädagogin Eleonore Lemp, eine Anhängerin von Jacob Wychgram, die Kuranstalt Schocketal, die dem Sanitätsrat Dr. med. Johannes Gottlieb Schaumlöffel gehörte und nicht mehr rentabel war, gepachtet. Dort gründete sie die „Deutsche Frauenschule am Reinhardswald. Jungen Mädchen ab dem 16. Lebensjahr wurden alle geistigen Interessen, positiven Kenntnisse und praktische Fertigkeiten vermittelt, die sie als gebildete deutsche Frauen brauchten. Für Lebensunterhalt und Unterricht waren jährlich 1800 Mark zu zahlen. 1915 konnte Lemp das Gelände mit allen Gebäuden kaufen. Sie erhielt günstige Kredite der Stadt Kassel. 1917 erwarb sie auch die Schockemühle und zwei Häuser am Schockeberg für den Schulbetrieb.



Nach dem Ersten Weltkrieg gab es in Luckenwalde ein reges jüdisches Gemeindeleben. Bereits in den ersten Wochen nach der NS-Machtübernahme 1933 begannen jedoch Gewaltakte gegen einzelne

Juden. Am 1.4.1933 wurde auch in Luckenwalde der Boykott jüdischer Geschäfte durchgeführt, die Geschäfte mussten vorübergehend schließen. Bereits eine Woche später fand auf dem Marktplatz eine Bücherverbrennung statt, bei der Jugendliche jüdischen Schmutz und Schund ins Feuer warfen, um ‚*damit zum Ausdruck zu bringen, daß die Herrschaft der Juden in Deutschland endgültig vorbei ist*', wie das *Märkische Tageblatt* am 7.4.33 vermeldete. Bald wurden einige Betriebe jüdischer Besitzer *arisiert.* Das am 7. April 1933 erlassene *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* bildete die Grundlage für die unmittelbar darauf beginnende Entlassung von jüdischen und politisch missliebigen Beamten und Angestellten. Davon betroffen waren Professoren, Ärzte und medizinisches Personal z.B. an Hochschulen, in Gesundheitsämtern und staatlichen Krankenhäusern. Durch die *Verordnung über die Zulassung von Ärzten zur Tätigkeit bei den Krankenkassen* vom 22. April 1933 wurde *nicht arischen* Ärzten und solchen, die sich *im kommunistischen Sinne betätigt* hatten, die kassenärztliche Zulassung entzogen. Es wurde jüdischen Ärzten ebenfalls verboten, Ehrenämter in Aufsichtsgremien, in Aus-schüssen oder als Berater und Gutachter wahrzunehmen. Die Bildung von Praxisgemeinschaften oder -vertretungen zwischen *arischen* und *nicht-arischen* Ärzten wurde ebenso verboten, wie Überweisungen an *nicht-arische* Ärzte.
„In der Weimarer Republik fanden drei Wahlen zur Stadtverordnetenversammlung statt, nämlich 1919, 1924 und 1929. Jedes Mal errang in dieser Stadt die SPD die absolute Mehrheit. Das ist einer der Gründe für die Bezeichnung: das rote Luckenwalde. Am 30. Januar 1933 ernannte der Reichspräsident Paul von Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Das Kalkül der Nationalsozialisten war es, bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 über 50 % zu kommen und damit die Gesetzgebung bestimmen zu können. Trotz deutlicher Stimmenzugewinne schafften sie diese Zielvorgabe nicht. Im Landkreis Jüterbog-Luckenwalde erhielt die NSDAP 48,12 % der Stimmen und die SPD 26,31 %. Ähnlich sah das Gesamtergebnis in Deutschland aus. Doch Luckenwalde lag nicht in diesem Trend. Bei einer Rekordwahlbeteiligung von 94,7 % erhielt die SPD 41,8 %, die KPD 15,3 % und die NSDAP 30,6 %. Das linke Lager bekam also knapp doppelt so viele Stimmen wie die Nationalsozialisten.



Die rote Hochburg Luckenwalde behauptete sich noch einmal in einem braun gewordenen Land. Sie war den nationalsozialistischen Machthabern schon lange ein Dorn im Auge und es war ihnen ein Anliegen, die rote Burg zu schleifen. Wie brutal und wie brachial sie dabei vorgingen, war dennoch für viele überraschend. Besondere Reizfigur der Nazis war der Erste Bürgermeister Dr. Salomon, ein Jude. Drangsaliert und attackiert willigte er am 22. März 1933 in ein erzwungenes Entlassungsgesuch ein, was seinen Leidensweg aber nicht beendete. Zwei Tage später veranlasste der Magistrat die

Umbenennung der *Friedrich-Ebert-Schule* in *Hindenburgschule*. Mit ihren reformpädagogischen Ansätzen war auch sie ein Aushängeschild des *roten Luckenwalde*. Am Tag zuvor beschloss der Reichstag in Berlin mit 444 Ja-Stimmen und 94 Nein-Stimmen, die gesamte gesetzgeberische Gewalt auf Adolf Hitler zu übertragen. Die Nein-Stimmen stammten von den 94 SPD-Abgeordneten, die es trotz massiven Drucks und drohender Gewalt durch die aufmarschierte Sturm-abteilung (SA) zur Abstimmung schafften. Eigentlich hätte die SPD-Fraktion noch 26 weitere Stimmen haben sollen. Doch ein Teil ihrer Mitglieder war bereits verhaftet oder geflohen. Noch härter traf es die KPD: Die gesamte Fraktion von 81 Abgeordneten war verhaftet worden oder untergetaucht. Noch am selben Abend besetzte die Luckenwalder SA das Jugendheim des Allgemeinen Deutschen Gewerkschafts-bundes dieser Stadt und hisste die Hakenkreuzfahne. Es war 1928 für 140.000 Reichsmark gebaut und eingerichtet worden. Eigentlich war ein Volkshaus für alle Arbeiterorganisationen vorgesehen. Doch das war nicht finanzierbar. So entstand im ersten Schritt ein Jugendheim mit Arbeiter-bibliothek. Im ersten Obergeschoss des Hauses wurde die Arbeiterbibliothek aufgebaut. Sie umfasste anfangs 4.000 Bände aus Beständen des Konsumvereins, der Gewerkschaften und der SPD. Die Ausleihe erfolgte an zwei Abenden der Woche gegen eine Jahresgebühr von 1 RM. In einem Katalog waren auf 46 Seiten alle Bücher aufgeführt. Weitere Schenkungen und Ankäufe kamen hinzu. Am häufigsten wurden Remarques „Im Westen nichts Neues“ und Ludwig Renns „Nachkrieg“ entliehen. Es waren neben Belletristik und Jugendliteratur auch jede Menge Sachbücher im Bestand, die Autodidakten unterstützt, sich in Naturwissenschaften, Geschichte, Erdkunde, Kunst, Technik oder im Handwerk zu bilden. Es gab Ratgeber für Gesundheits-pflege oder Arbeitsrecht und Handbücher zu Volkswirtschaft, Gesellschaftswissenschaft und Sozialismus, Marxismus darunter Bücher von Kautsky, Bebel, Bernstein und Marx. Das Jugendheim mit seiner Arbeiterbibliothek war eine Errungenschaft der sozialdemokratisch regierten Stadt Luckenwalde, in der Bildung einen hohen Stellenwert hatte. Seine der Moderne zuzurechnende Architektur, das erste Flachdach in dieser Stadt, sollte ein Symbol der neuen Zeit sein. Dieses Haus zu besetzen, war eine gezielte Machtdemonstration der Nationalsozialisten, um klarzumachen, wer von nun an das Sagen hat.



Eine weitere Machtdemonstration erfolgte zwei Wochen später, nachzulesen in der *Luckenwalder Zeitung* vom 8. April 1933: „Eine Werbeaktion veranstaltete am gestrigen Abend in unserer Stadt die Hitler-Jugend. Nach 7 Uhr marschierte sie unter Vorantritt der Musikkapelle der Standarte 206 vom Jugendheim in der Lindenallee nach dem Marktplatz. Dort hatte sich bereits eine zahlreiche Menschenmenge eingefunden, um der Verbrennung der Schundschriften aus dem Jugendheim

beizuwohnen. Auf vier Tragen brachte die Jugend die Schundliteratur herbei, die den Flammen übergeben wurde. Nach Absingung des Horst-Wessel-Liedes erfolgte der Weitermarsch durch die Breitestraße nach dem Tivoli...'. Auch das nationalsozialistisch ausgerichtete *Tageblatt* beschreibt in seiner Ausgabe vom 9.4.1933 das Ereignis: ‚Pünktlich formierte sich der Zug der Hitler-Jugend, vom Jungvolk flankiert. In ihrer Mitte trugen sie auf vier großen Barren all den Schund und Schmutz, mit dem 14 Jahre lang das Volk und die Jugend verseucht und verhetzt wurde. An die Hitler-Jugend schloss sich der Bund deutscher Mädel und die Jungmädelgruppe an. Darauf folgten Abordnungen der SA, der SA-Reserve, des Motorsturms und der SS. So marschierte die Hitler-Jugend zum Marktplatz, begleitet von einer riesigen Menschenmenge. Auf dem Marktplatz bilden die Teilnehmer ein großes Viereck. Der ganze Mist wurde dann in die Mitte desselben geschüttet und ohne lange Vorrede in Brand gesetzt. Die deutsche Jugend lässt sich eben nur von Deutschen, nicht aber von Juden führen. Und wenn die alte Generation nicht gründlich aufräumte, so erledigt das die Hitler-Jugend, ohne viel zu reden.' Das sind die beiden Quellen, die das konkrete Ereignis der Luckenwalder Bücherverbrennung behandeln. Bis heute sind keine Fotos aufgetaucht. Es gibt auch keine genaue Aufstellung der geplünderten Bücher, die auf den vier Barren zum Marktplatz getragen worden sind. Sicher ist, dass es nicht der gesamte Bibliotheksbestand gewesen sein kann. Aber es spricht einiges dafür, dass die Werke des von den Nazis gehassten Remarques darunter waren und die Titel, die ihnen sozialistisch oder jüdisch vorkamen. Detlev Riemer, der 2008 das Luckenwalde-Kapitel in dem Buch „Orte der Bücher-verbrennungen in Deutschland 1933" verfasst hat, schreibt: „Kein Einziger, aus der versammelten ‚riesigen Menschenmenge', hat sich bislang gefunden, der über die Bücherverbrennung am 7. April 1933 in Luckenwalde aus eigener Erinnerung berichtet hätte."
Um das Klima der Angst und des Staatsterrors in Luckenwalde zu beschreiben, muss ein weiteres Ereignis angeführt werden. An dem Wochenende der Bücherverbrennung versammelte sich ein Riesenaufgebot an 1.200 SA-Männern und Vertretern der Hitler-Jugend zu einem Standartentreffen



in Luckenwalde. Sie beherrschten das Straßenbild. Am Sonntag, den 9. April verfolgten und verprügelten SA-Männer den Kommunisten Ernst Kloß und brachten ihm auf offener Straße tödliche Schussverletzungen bei. Obwohl Polizisten Zeugen dieses Verbrechens waren, wurden die Täter nicht ermittelt und die Untersuchungen nach nicht einmal drei Wochen eingestellt." -Eröffnungsvortag der Bürgermeisterin von Luckenwalde, Elisabeth Herzog-von der Heide: Veranstaltung in der Bibliothek im Bahnhof am 07.04.2023 *‚Als in Luckenwalde Bücher brannten – Erinnerung an verfemte Schriftsteller'*. Nachdem die Nazis den Ersten Bürgermeister von Luckenwalde Dr. Salomon zur Abdankung genötigt hatten, begannen sie das von ihm eingesetzte Personal in Verwaltung und städtischen Behörden auszutauschen. Dazu gehörte das Gesundheitsamt. Nach der mündlichen Überlieferung meiner Mutter kamen die Nazis zum Amtsarzt der Stadt, um seinen Beitritt zur

Reichsärztekammer wie zur NSDAP zu besprechen. Ihr Vater hätte beides abgelehnt und darauf seine Stelle wie seine kassenärztliche Zulassung verloren. Das muss wohl 1934 geschehen sein, denn den Schuljahranfang im April erlebte Almuth an der Rheinhardswaldschule und ihr etwas älterer Bruder Hayo an der Oberrealschule mit Reformgymnasium in Berlin-Zehlendorf mit Wohnsitz seines Vaters in Berlin-Nikolassee, Wannseestraße 72, die 1939 in Spanische Allee umbenannt wurde.
Seine Schwester Dr. phil. Marianne Hofmann-Wychgram hatte 1924 den Professor für Philosophie an der Humboldt-Universität in Berlin, Dr. Paul Hofmann geheiratet. Das Ehepaar bezog die schicke Villa auf dem Bild unten. Sie stand in Berlin-Dahlem und Tante Mannas Nichte Almuth war als junges Mädchen dort immer willkommen. Als ich Almuth fragte, wie man sich als Professor der Philosophie ein so stattliches Haus leisten kann, antwortete sie, dass er seinen Wohlstand der Erbschaft der *Papierzeitung* und dem Patent seines Vaters, der sie erfunden hat, verdanke. Als ich näheres erfahren wollte, weil doch alle Zeitungen auf Papier gedruckt würden, hörte ich von ihr, dass es um die industrielle Herstellung von Zeitungen ging. Dafür hätte er ein neues Verfahren entwickelt, mit dem er großen Erfolg hatte. Erst heute konnte ich in der Deutschen Biographie von 1972 online nachlesen, was Paul Hofmanns Vater, Carl Hofmann aus Karlsruhe erfunden hat. "Papierfachmann, 3.3.1836 Karlsruhe, †17.7.1916 Berlin. (israelitisch seit 1886 evangelisch). Vater: Heinrich, Kaufman in Karlsruhe, Mutter: Therese Bodenheimer; verheiratet ⚭ Amalie (1853–88), Tochter des Kaufmanns Hermann Eick und Frau Sophie Bispelinghof. Das Paar hatte 1 Tochter und 4 Söhne, u. a. -> Paul (s. 2) Carl studierte am Polytechnikum Karlsruhe Maschinenbau, später Chemie in Heidelberg bei -> R. Bunsen; anschließend war er als Maschinen-Ingenieur in Brüssel und Paris tätig. Er verlor sein ererbtes Vermögen beim Bau einer Teilstrecke der Schwarzwaldbahn, als sich nichtvorhergesehene Geländeschwierigkeiten ergaben. 1866 wanderte er nach Amerika aus und übernahm dort leitende Stellungen in der Papierindustrie, zuletzt in der Papierfabrik der Tageszeitung *Public Ledger* in Philadelphia. In Elkton befreundete er sich mit Thomas Savery, dem technischen Leiter der Papiermaschinenfabrik der Pusey & Jones Company, durch den er die neuesten Typen von Papiermaschinen kennenlernte. 1873 veröffentlichte H. als erster ein umfassendes praktisches Handbuch der Papierfabrikation (‚*A Practical Treatise on the Manufacture of Paper in all its Branches*', deutsch 1875, ²1891/97, französisch 1875). Als berühmter Autor nach Deutschland zurückgekehrt, gründete er in Berlin die „Papierzeitung", deren 1. Nummer am 1.1.1876 erschien. Er leitete das Blatt, das zuerst 14tägig, alsbald wöchentlich erschien, bis zu seinem Tode. H. nahm in der Fachwelt eine führende Rolle ein, wie vor ihm Alwin Rudel. Die Papierindustrie verdankt ihm wertvolle Anregungen, zum Beispiel zur Einführung schneller Papiermaschinen, die Errichtung der Abteilung für Papierprüfung am Preußischen Materialprüfungsamt, die Schaffung der Papiernormalien für die Behördenpapiere. H., der Mitarbeiter des Berliner Patentamtes war und an internationalen Ausstellungen wie Weltausstellung Chicago 1873, Berliner Gewerbeausstellung 1896, Bugra Leipzig 1914) mitwirkte, erwarb sich Verdienste um





Papier-Zeitung

FACHBLATT

Papier- u. Schreibwaaren-Handel u. -Fabrikation, Buchbinderei, Druck-Industrie, Buchhandel, sowie für alle verwandten und Hilfs-Geschäfte: (Papierwaaren-, Spielkarten-, Tapeten-, Maschinen-, chemische Fabriken etc.)

Redaktion und Verlag von CARL HOFMANN,

Organ des Vereins Deutscher Buntpapier-Fabrikanten, des Schutzvereins der Papier-Industrie und des Schutzvereins für den Papier- und Schreibwaaren-Handel.

X. Jahrgang. Berlin, Donnerstag, den 28. Mai 1885. No. 22.

Inhalt:

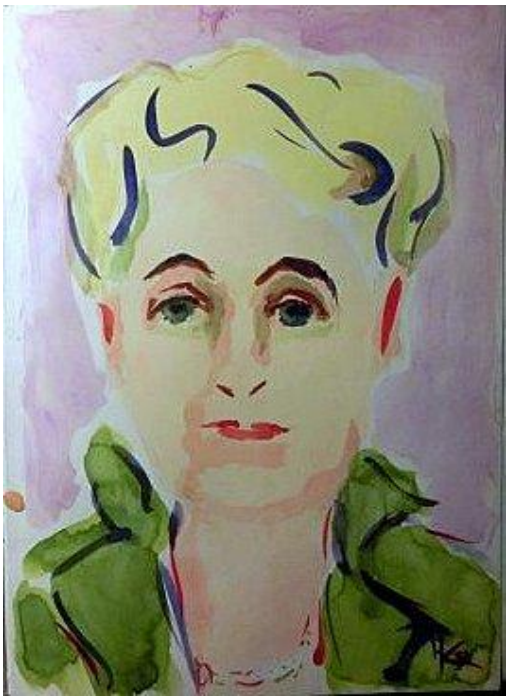
Papier-Verein Berlin.

Berufsgenossenschaften.

Versammlung Sächs. Holzschleifer.

die Fachverbände der Papierindustrie, besonders um den Verein der Zellstoff- und Papier-Chemiker und die Papierverarbeitungs-Berufsgenossenschaft. Er baute in Berlin ein großes „Papierhaus“, bezogen 1906, das die *Papierzeitung* und die wichtigsten Einrichtungen des Papierfaches beherbergte. H. war Mitglied, später Vorsitzender des Aufsichtsrats der Varziner Papierfabrik.“

Paul Hofmann, Philosoph, 26.11.1880 Berlin, † 7.3.1947 Berlin.: Vater -> Carl (s. 1); war verheiratet mit ⚭ 1) Dresden 1908 Irma (1882–1921), Tochter des Oberregierungsrats Alexander Goehle, und mit 2) Lübeck 1924 verheiratet ∞ 1941 Marianne (* 1888), siehe Bild, Tochter des Landesschulrats Dr. Jakob Wychgram (1858–1927) in Lübeck und seiner Frau Martha Becker; 3 Töchter aus 1.Ehe: Irma, Maria, X. Paul, ein Schüler Benno Erdmanns, habilitierte sich 1914 an der Universität Berlin und wurde 1922 außerordentlicher Professor. 1938 seines Amtes enthoben, da er nichtarische Vorfahren hatte, wurde er erst 1946 wieder ordentlicher Professor. Angeregt von W. Diltheys Erlebens- und Verstehenstheorie und das von Kant gestellte transzendentale Problem weiter in die Struktur des Bewußtseins verfolgend, baute H. eine ‚Sinnerforschende Philosophie‘, genauer Philosophie als Sinnerforschung oder Sinnwissenschaft, aus, deren Methode spürendes Verstehen ist, im polaren Gegensatz zu den seins erforschenden, erkennend-erklärend arbeitenden Sachwissenschaften. Sinn bedeutet hier den spezifischen Sinn der Subjektivität des Subjekts, das ist jenes zutiefst ichhafte Element, das von jedem Ich-sagenden Wesen als das es beseelende ‚Leben‘, das eigentliche Lebens-Bewußtsein gespürt wird. Dieses Bewußtsein wird erhellt als eine Subjekt-Objekt-Korrelation, in der Subjekt und Objekt nicht antithetische Entgegensetzungen (vergleiche die Habilitationsschrift ‚Die antithetische Struktur des Bewußtseins‘, 1914), sondern Richtungen des Erlebens bedeuten, die unendlich ineinander umdeutbare Iterationen darstellen, derart, daß die Subjektivität des Subjekts oder der Sinn des Sinnes, identisch mit Erleben-überhaupt, und die Objektivität des Objekts oder der Sinn des Seins als Grenzbegriffe fungieren. Was H.s Philosophie ihren bedeutsamen Platz in der Philosophiegeschichte der Moderne anweist, ist die in der ‚urphänomenalen‘ Erlebensstruktur begründete Bestimmung von ‚Sinn‘ als identisch mit dem Sinn des Ich und damit als Inbegriff dessen, was menschliches Leben zu spezifisch Menschlichem, zu ‚Existenz‘ macht: „Existenz bedeutet das in seinem Fragen auf den Sinn bezogene Dasein des fragenden Ich“.



Die logisch-phänomenologischen Grundlagen der sinnerforschenden Philosophie sind in einer großen Reihe von Untersuchungen gelegt worden, die eine ‚Sinn-Logik‘ als korrelativ entsprechendes Gegenstück zu der im abendländischen Denken allein entwickelten Sach-Logik begründen. Ihre letzte Formulierung haben sie in dem 1. Kapitel von H.s Hauptwerk, zugleich das letzte veröffentlichte, Sinn und Geschichte (1937) gefunden, dessen Schlußkapitel eine aus der Sinnlogik sich ergebende Ethik aufbauen, die im Sinne der Liebe eine neue Humanitätsidee begründen möchte. Aber das Hauptthema des umfangreichen Werkes ist nicht systematischer, sondern geistesgeschichtlicher Art. Unter der Wucht der Kulturkrise, die in ihr katastrophales Endstadium trat, drängte es H., noch vor dem völligen Ausbau der Sinnlogik den denk- und geistesgeschichtlichen Erscheinungen nachzugehen, aus denen sich diese Krise erklären ließe, die Gründe für den Verfall des abendländischen Wertsystems, den fortschreitenden Sinnverlust aufzudecken. Er sah dessen Wurzeln in der wesentlich objektivistischen Richtung, in die seit dem Griechentum das abendländische Denken gelenkt worden war. In einer Fülle von Analysen werden in diesem Werk die objektivistischen Elemente auch solcher Philosophien aufgezeigt, die sich selbst als ‚Zurückweisung aufs Subjekt‘ verstanden, wie zum Beispiel der Kantischen und noch der modernen Existenzphilosophie.

Werke: Empfindung und Vorstellung, 1919; Eigengesetz oder Pflichtgebot?; 1920; Die Antinomie im Problem der Gültigkeit, 1921; Das religiöse Erlebnis, 1925; Über die. Strukturgrundlage und die Geschichtliche Entwicklung von Weltanschauungen, 1927; Das Verstehen von Sinn und seiner Allgemeingültigkeit, 1929; Metaphysik oder verstehende Sinnwissenschaft? Gedanken zur Neugründung der Philosophie im Hinblick auf Heideggers ‚Sein u. Zeit', 1929; Das Problem des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten, 1931.

„Geboren 26. 11. 1880, Berlin, evangelisch, Humanistisches Gymnasium bis 1898. Studium Berlin, Leipzig, München, Rostock, Habilitation Berlin 18. April 1914, Res. Offizier beim I. Leib-Hus.-Reg. Kriegsteilnehmer 1914-1917, Februar 1915 Rittmeister der Landw.-Kav. Vor dem Weltkrieg Mitglied der Jungliberalen Partei (Nationalliberale Jugend), nach 1918 der Deutschen demokratischen [!] Partei nahestehend, der ich auch jetzt wieder angehöre (Liberal-Demokratische Partei, gesammelt von dem ehemaligen Reichsminister Dr. Kütz) [Külz]."[15]

1937 fand sich der Hochschullehrer jüdischer Abstammung zusätzlichen, sehr merkwürdigen Fragen ausgesetzt. So erklärte er am 12. August 1937, er besitze keine andere Staatsbürgerschaft als die deutsche und habe nie eine andere besessen.[32] Am 1. Oktober 1937 folgte die auf einem Vordruck ausgefüllte Mitteilung, er gehöre nicht der NSDAP an und habe sich nie um eine Aufnahme in die Partei beworben. Die Konsequenz dieser Befragungen (und womöglich anderer): Am 26. November 1937 wird vom Dekanat der Philosophischen Fakultät die Anfrage des Rektorats über die „Weitere Zugehörigkeit Prof. Dr. P. Hofmanns zum Lehrkörper (Rektor: I b 3263/37)" so beantwortet:

> „Euer Magnifizenz berichte ich, daß besondere Gründe, die die weitere Zugehörigkeit des n.b.a.o. Professors Dr. Paul Hofmann zum Lehrkörper der Universität rechtfertigen[,] nicht bestehen. Der Dekan I.V."

Gleichzeitig war auf Grund einer „sofort" zu erledigenden Anfrage des Rektors vom 20. November 1937 von der Philosophischen Fakultät geprüft worden, ob hinsichtlich der Teilnahme Hofmanns am (Ersten) Weltkrieg besondere Verdienste vorlägen. In einem formlosen Vermerk wurde dies am 24. November 1937 negativ beschieden: „Von einer Schwerkriegsbeschädigung ist nichts bekannt."[33]

1937: Entlassung und Veröffentlichung des Hauptwerks

Am 16. Februar 1938 schließlich wurde Hofmann vom Reichs- und Preußischen Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung mitgeteilt, ihm sei „mit Ende des Wintersemesters 1937/38 ... auf Grund von § 18 der Reichs-Habilitations-Ordnung vom 13. Dezember 1934" die Lehrbefugnis entzogen worden. „Ich bemerke, daß damit auch gleichzeitig die Berechtigung zur Führung der Dienstbezeichnung ‚nichtbeamteter außerordentlicher Professor' entfällt."

„Ich bin von Vaterseite her jüdischer Abstammung. Als ‚Frontkämpfer fiel ich nicht unter das Beamtengesetz von 1933, als ‚Mischling ersten Grades' nicht unter die Entlassungsvorschriften der Nürnberger Gesetze von 1935, im W. Sm. 1937-1938 wurde mir aber ... die venia legendi und der Prof.-Titel entzogen, nachdem ich schon mehrere Semester lang durch Intriguen (Entfernung meiner Anschläge vom Schwarzen Brett, Verbot angekündigter Vorlesungen u. dgl.) seitens des Dekans Bieberbach in der Abhaltung meiner Vorlesungen erheblich behindert worden war."[27]

„Ein Kapitel meines Ende 1933 in erster Fassung vollendeten Buches ‚Sinn und Geschichte' war überschrieben: ‚Die Entwicklung des Gemeinschaftsethos im 19. und 20. Jahrhundert bis zu seinem Verfall im Mythos des Blutes'. Das Kapitel mußte 1937 beim Erscheinen des Buches, das durch Unterstützung der Mendelssohn-Stiftung[35] ermöglicht wurde, auf Verlangen der letzteren fortgelassen werden."

Nach seiner Entlassung mußte Hofmann unfreiwillig und unter schwierigen materiellen Umständen sein Leben so gestalten, wie er es „normalerweise“ immer zu gestalten gesucht hatte (bis 1930 freilich unter günstigen ökonomischen Bedingungen): „Habe sehr zurückgezogen gelebt.“ Wie aus einem langen Brief von Dr. phil. Marianne Hofmann-Wychgram[48] von Ende 1952 an die Humboldt-Universität hervorgeht, habe Hofmann um 1940/41 seine Ausreise aus Deutschland nach Schweden angestrebt. Offenbar deshalb habe er sich von ihr scheiden lassen, um in Schweden seine frühere Sekretärin heiraten zu können.[49] Das NS-Gericht habe keine Anstrengungen unternommen, die Ehe aufrechtzuerhalten, da hieran kein allgemeines Interesse (jüdischer Partner) bestehe. Für sie sei die Scheidung schmerzlich gewesen, und sie habe ihn daher auch wieder in ihre Wohnung aufgenommen, nachdem die Ausreise unmöglich geworden sei. Ihr Ersuchen, ihr unter all diesen Umständen eine Witwenpension zu gewähren, mußte aus juristischen Gründen abgelehnt werden.

Die Zitate habe ich kürzlich in der Internet Bibliothek jstor.org in einem Aufsatz von Günter Wirth gefunden über: „*Paul Hofmann, die Berliner Universität und seine neue Humanitäts-philosophie*“, S.356-371 der Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte ZRGG, 61 (2009). Es war ein Glücksfund, der die mündliche Überlieferung meiner Mutter, die im Juli 2008 verstorben war, bestätigt. Nicht nur ihr Vater bekam ab 1933 Ärger mit den Nazis, sondern auch ihre Tante. Sie hatte Paul Hofmann 1924, also drei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau, geheiratet und blieb selbst kinderlos, aber erzog die drei Töchter aus Pauls erster Ehe, als wären es ihre eigenen.



Das Bild links ist das einzige Foto von Paul Hofmann im Archiv der Familie Wychgram. Das Original ist nur 6,5x10 cm groß und in Sepia. Auch in den Weiten des Internets ist kein Bild von ihm zu finden. Es wurde vielleicht 1924 nach der Trauung von Enno Wychgram ohne Selbstauslöser aufgenommen, weshalb er selbst nicht auf dem Foto zu sehen ist. Paul Hofmann ist der Mann, der in zweiter Reihe zwischen Tante Manna und ihrer Schwägerin Edel Wychgram steht. Vor ihr sitzt Mannas Onkel Nikolaus mit seiner Nichte Almuth und vor Edel ihr Vater Jakob mit Enkel Hayo auf seinem Knie. Jakob Wychgram hatte Ende Januar 1924 das Pensionsalter erreicht und das Amt als Schulrat, der bis 1937

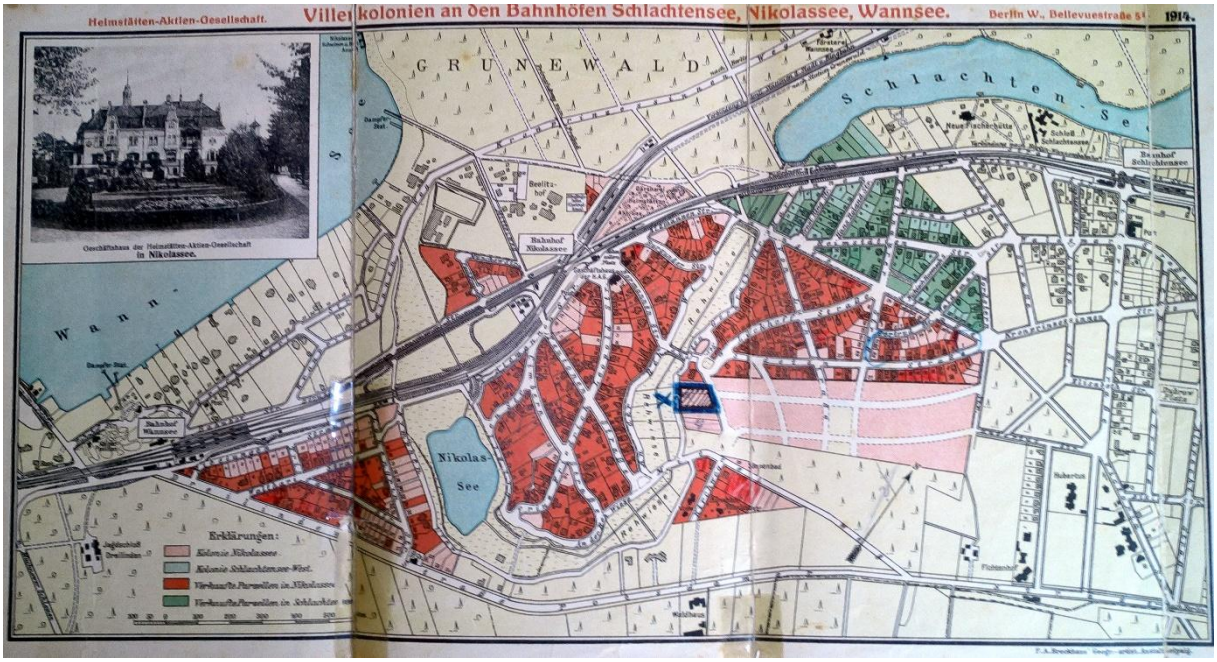


Freien Hansestadt Lübeck, wurde an seinen Nachfolger übergeben. Danach räumte Jakob das Haus (siehe links) in der Israelsdorfer Straße in Lübeck. Er verbrachte die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod 1927 mit seiner Frau Martha nicht mehr in Lübeck, sondern u.a. bei seiner Tochter und seinem



gelehrtem Schwiegersohn in der schönen Villa an der Wannsee Straße 72, Berlin-Nikolassee. Nach Jakobs Tod lebte seine Witwe Martha bis zu ihrem Tod 1951 bei ihrer Tochter Dr. Marianne Wychgram in der Normanenstraße in Nikolassee.

Der *Nikolassee* ist ein Grundwassersee mit einer Fläche von rund 5,6 Hektar im gleichnamigen Berliner Ortsteil im Bezirk Steglitz-Zehlendorf. Der Ortsteil entstand 1901 als Villenkolonie und übernahm seinen Namen vom See. Mit dem gleichnamigen Bahnhof der *Wannseebahn* waren See und Ortsteil in das S-Bahn-Netz der Stadt eingebunden und gehörten seit 1920 zum damals gegründeten Groß-Berlin. Eingangstor zur Villenkolonie Nikolassee und zugleich einer ihrer städtebaulichen Bezugspunkte ist der S-Bahnhof Nikolassee, Hohenzollernplatz 6. Das schlossartige Gebäude wurde 1901-02 von Paul Vogler im Auftrag der HAG für den neu eingerichteten Haltepunkt an der Kreuzung von Stadtbahn und Wannseebahn erbaut. Der Bahnhof war bei seiner Eröffnung am 1. Mai 1902 als weithin sichtbare Landmarke im noch völlig unbebauten Waldgebiet einer der ersten Neubauten und bildete die Voraussetzung für die weitere Besiedlung des Terrains im wilhelminischen Stil. Auf der Karte der Heimstätten-Aktien-Gesellschaft unten sind die neuen Siedlungsbiete zu sehen. Die rot markierten Gebiete in Nikolassee und die grün markierten waren bis dahin verkauft und bebaut worden. Die Straße zwischen den rot und grün markierten war die Wannseestraße.



Nach nur zwölf Jahren war das gesamte Gebiet von etwa sechs Quadratkilometern zwischen der Dreilinden Straße im Süden und der Alemannenstraße im Norden parzelliert worden. Straßen wurden gebaut, Versorgungsleitungen gelegt und auf den Grundstücken prachtvolle Villen im wilhelminischen Stil für die bürgerliche Elite der Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs gebaut. Das Foto im linken Eck oberhalb der Karte der Villenkolonien zeigt das prachtvolle Geschäftshaus der Heimstätten-Aktien-Gesellschaft in Nikolassee. Die 1895 errichtete Gesellschaft erschloss Grundstücke in Schlachtensee-West, in Nikolassee und in Zehlendorf-Süd. Außerdem war sie am Aufbau der Villenkolonie Karlshorst in Berlin-Lichtenberg beteiligt. Die Kaufkraft einer Reichsmark im Jahr 1913 entsprach der von 13 DM im Jahr 1964. Das Landhaus-

Ein Landhaus im Werte von ca. 27—35000 Mk., auf 24 m breiter Baustelle.

Dasselbe soll enthalten:

im Kellergeschoss: Wirtschaftsräume, Waschküche, Plättstube und eine kleine Portierwohnung,

im Erdgeschoss sowie *Obergeschoss:* je eine Wohnung von 3 Zimmern, Mädchenstube, Küche mit Zubehör, Bad und Klosett,

Dachgeschoss wie vor, also durch Treppe zugängig.

NB. Alle Projekte sind ganz unterkellert gedacht; auch ist überall entweder eine Veranda oder ein Erker, bezw. Balkon oder Sitzplatz vorzusehen.

Die Wahl des Baustils bleibt den Bewerbern überlassen. Auf malerische Wirkung bei einfacher Formengebung wird das Hauptgewicht gelegt.

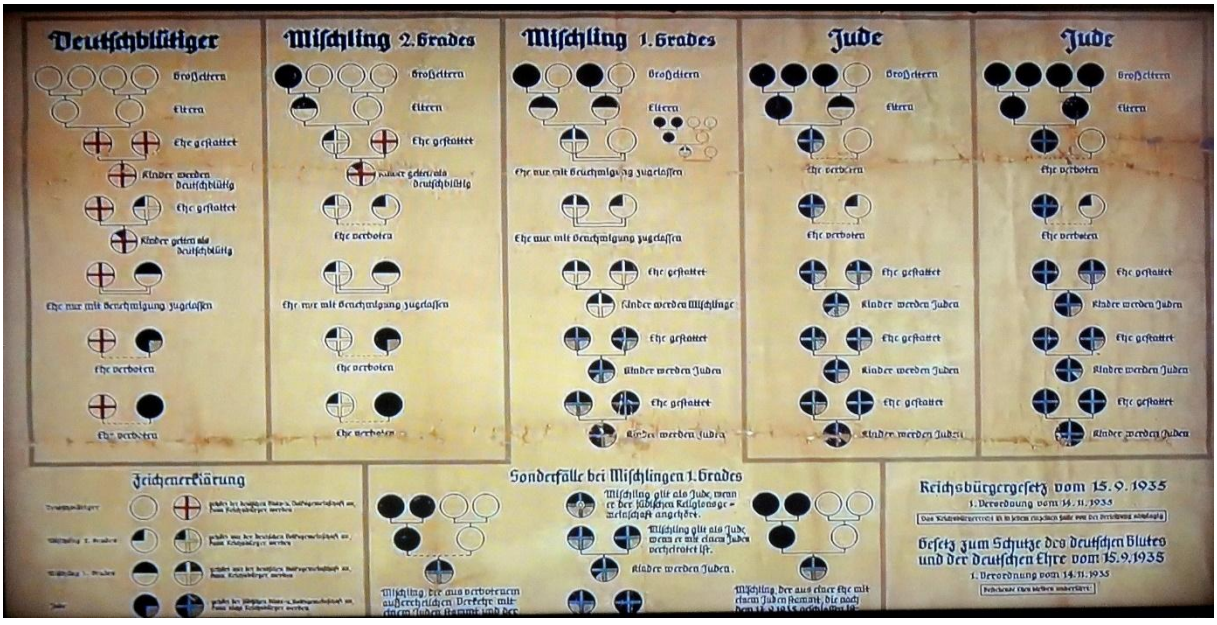
Für die besten Arbeiten sind folgende Preise ausgesetzt:

in Abteilung *A.* 1. Preis 500 Mk, 2. Preis 300 Mk.
in Abteilung *B.* 1. Preis 600 Mk., 2. Preis 400 Mk.
in Abteilung *C.* 1. Preis 700 Mk., 2 Preis 500 Mk.

Das Preisrichteramt haben übernommen: 1. Regierungs- und Baurat *Hasak*, 2. Geheimer Baurat Professor *Wolff*, 3. Direktor, Architekt *von Krottnaurer*.

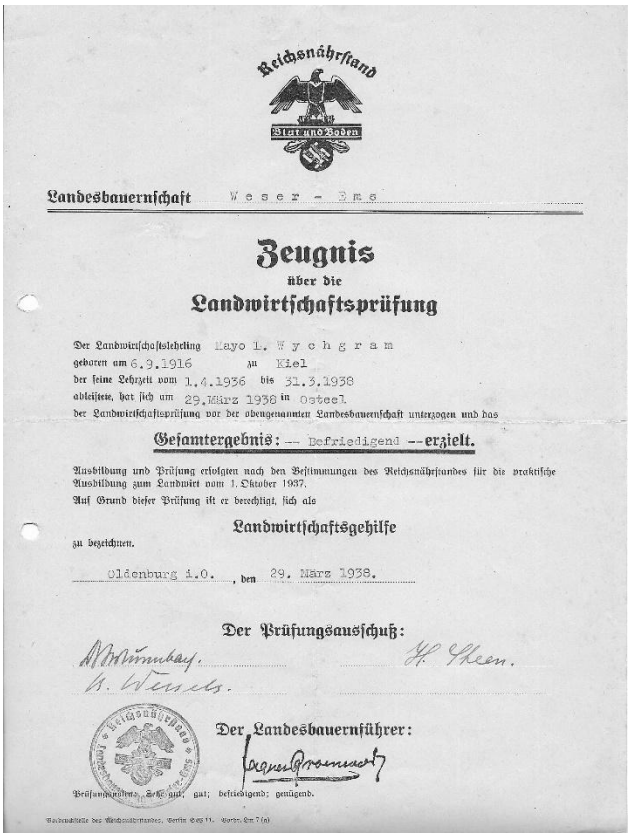
Die Entwürfe sind bis zum 17. März 1900 an die Villen- und Landhaus-Bau Gesellschaft, Heimstätten-Aktien-Gesellschaft, Berlin W., Linkstrasse No. 4, einzureichen.

modell C kostete also bis zu 400.000 DM. Aber was ist eine 24 m breite Baustelle? Wie groß waren die Grundstücke, wie hoch waren die Preise und der Anteil der Hypotheken? Das Unternehmen musste nach der Weltwirtschaftskrise 1932 erst Vergleich und 1936 Konkurs anmelden.
„Am 3. März 1936 hat der Prüfungsausschuß der Oberrealschule mit Reformgymnasium zu Berlin-Zehlendorf, Lenard Hayo Wychgram, Sohn des Arztes Dr. Wychgram, Berlin-Nikolassee, Wannseestraße 72, nach zwei Jahren an der Oberrealschule und zwar 2 Jahre in Prima, das Zeugnis der Reife zuerkannt. Wychgram hat die Reifeprüfung bestanden. Seine Leistungen waren in: 1. Religion: gut, 2. Deutsch: genügend, 3. Lateinisch: genügend, 4. Griechisch: --, 5. Französisch: genügend, 6. Englisch: genügend, 7. Hebräisch: --, 8. Geschichte: genügend, 9. Erdkunde: genügend, 10. Mathematik: gut, 11. Physik: gut, Chemie: genügend, 13. Biologie gut, 14. Zeichen- und Kunstunterricht: gut, 15. Musik: sehr gut, 16. Leibesübungen: befreit. – Er hat am wissenschaftlichen Unterricht mit innerer Anteilnahme mitgearbeitet. In seinem Wesen ist er zurückhaltend, aber doch zugleich offen. Wychgram will Landwirtschaft studieren. Es folgen die Unterschriften mit Doktortitel und Nachnamen des Prüfungsleiters des staatlichen Prüfungsauschuß, des Oberstudiendirektors als Anstaltsleiter und von sieben Studienräten, einem Studienassessor und zwei weiteren Nachnamen ohne akademischen Titel oder Schulrang. Am Ende der vierten Seite steht klein gedruckt: Urteile für die Leistungen: sehr gut, gut, genügend, nicht genügend.“
„Das Reichserbhofgesetz für das Dritte Reich wurde am 29. September 1933, zwei Tage vor dem ersten Reichserntedankfest, von der nationalsozialistischen Regierung erlassen. Es diente laut Hermann Göring dazu, die Höfe vor *Überschuldung und Zersplitterung im Erbgang zu schützen* und war zugleich Ausdruck der nationalsozialistischen Blut-und-Boden-Ideologie. Die Erbhöfe wurden von Amts wegen in die *Erbhöferolle* eingetragen. Von den 3.198.563 land- und forstwirtschaftlichen Betrieben waren 689.625 Erbhöfe. Das war jeder fünfte Hof (21,56 %). Die Erbhöfe umfassten 38 Prozent der gesamten land- und forstwirtschaftlichen Betriebsfläche des Reichs. Für den Erbhof galt zwangsweise das Anerbenrecht, unabhängig davon, ob er in einem Anerben- oder Realteilungsgebiet lag. Der Boden wurde ‚*unveräußerliches Gut*‘ und bekam dadurch den Charakter einer *res extra commercium*. Diese Neuordnung ging auf Vorstellungen des 19. Jahrhunderts zurück, dass der bäuerliche Grundbesitz aus dem ‚*kapitalistischen Markt*‘ herausgelöst werden müsse. Mit diesen Vorstellungen war eine mythisierende Definition des Bauern als ‚*Lebensquell der Nordischen Rasse*‘ verbunden. Ein Erbhof sollte laut dem Gesetz mindestens die Größe einer Ackernahrung besitzen (§ 2) und höchstens 125 Hektar groß sein (§ 3). In Ausführungsverordnungen zum Gesetz wurde die



Mindestgröße mit 7½ Hektar angesetzt. Der Erbhofeigentümer wurde per Gesetz als Bauer, alle anderen als Landwirte bezeichnet (§ 11). Paragraph 13 besagte: „[…] Bauer kann nur sein, wer

deutschen oder stammesgleichen Blutes ist. Deutschen oder stammesgleichen Blutes ist nicht, wer unter seinen Vorfahren väterlicher- oder mütterlicherseits jüdisches oder farbiges Blut hat […]“
Hayos Onkel Nikolaus Wychgram, Ökonomierat, Dr. h.c. der Universität Göttingen und 1929 Ehrenvorsitzender des Vereins Ostfriesischer Stammviehzüchter war 1933, als das Erbhofgesetz erlassen wurde, gut über 70 Jahre alt. Hayo's Auskunft über die zwei Jahre, die er nach dem Abitur als Lehrling auf einem Bauernhof in Ostfriesland verbrachte ist knapp: „Auf Grund des Erbhofgesetzes unterwarf ich mich 1936 einer zweijährigen landwirtschaftlichen Ausbildung auf der Domäne Klein-Heiselhusen im Bezirk Emden in Ostfriesland und schloss diese Ausbildung mit Erlangung und Bestehen der landwirtschaftlichen Gesellenhilfenprüfung im Frühjahr 1938 ab.“ Mit fast zwanzig Jahren hatte er sich entschlossen, die Reichshauptstadt zu verlassen, um die nächsten zwei Jahre auf dem Polder am Dollart im Nebel des Wattenmeeres zu verbringen, um den Ansprüchen eines Gesetzes zu genügen, das ihn nach dem Ableben seines Onkels befähigen sollte einen Bauernhof in Wybelsum, nahe der Hafenstadt Emden, zu erben und zu bewirtschaften? Der Erbhof seines Onkels war knappe 20 km entfernt von Klein-Heiselhusen. Onkel Hayo hat 1960 einen Beitrag zum 100. Geburtstag seines Onkels verfasst, den mir meine Mutter zu lesen gab. Es ist eine für meinen meist unterkühlten Onkel



Reichsnährstand
Blut und Boden

Landesbauernschaft Weser - Ems

Zeugnis
über die
Landwirtschaftsprüfung

Der Landwirtschaftslehrling Hayo L. Wychgram
geboren am 6.9.1916 zu Kiel
der seine Lehrzeit vom 1.4.1936 bis 31.3.1938
ableistete, hat sich am 29.März 1938 in Osteel
der Landwirtschaftsprüfung vor der obengenannten Landesbauernschaft unterzogen und das

Gesamtergebnis: -- Befriedigend -- erzielt.

Ausbildung und Prüfung erfolgten nach den Bestimmungen des Reichsnährstandes für die praktische Ausbildung zum Landwirt vom 1. Oktober 1937.
Auf Grund dieser Prüfung ist er berechtigt, sich als

Landwirtschaftsgehilfe

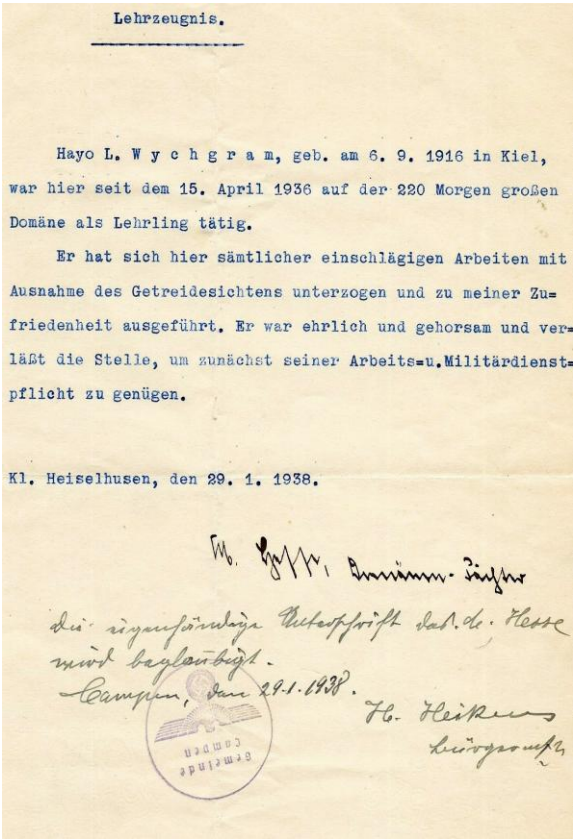
zu bezeichnen.

Oldenburg i.O., den 29. März 1938.

Der Prüfungsausschuß:
Wittenberg. H. Kleen.
K. Wemels.

Der Landesbauernführer:

Prüfungsnoten: Sehr gut; gut; befriedigend; genügend.



Lehrzeugnis.

Hayo L. W y c h g r a m, geb. am 6. 9. 1916 in Kiel, war hier seit dem 15. April 1936 auf der 220 Morgen großen Domäne als Lehrling tätig.

Er hat sich hier sämtlicher einschlägigen Arbeiten mit Ausnahme des Getreidesichtens unterzogen und zu meiner Zufriedenheit ausgeführt. Er war ehrlich und gehorsam und verläßt die Stelle, um zunächst seiner Arbeits=u.Militärdienstpflicht zu genügen.

Kl. Heiselhusen, den 29. 1. 1938.

W. Wychgram, Domänen-Pächter

Die eigenhändige Unterschrift des Hr. Hesse wird beglaubigt.
Campen, den 29.1.1938.
H. Heikens
Bürgermeister

Gemeinde Campen

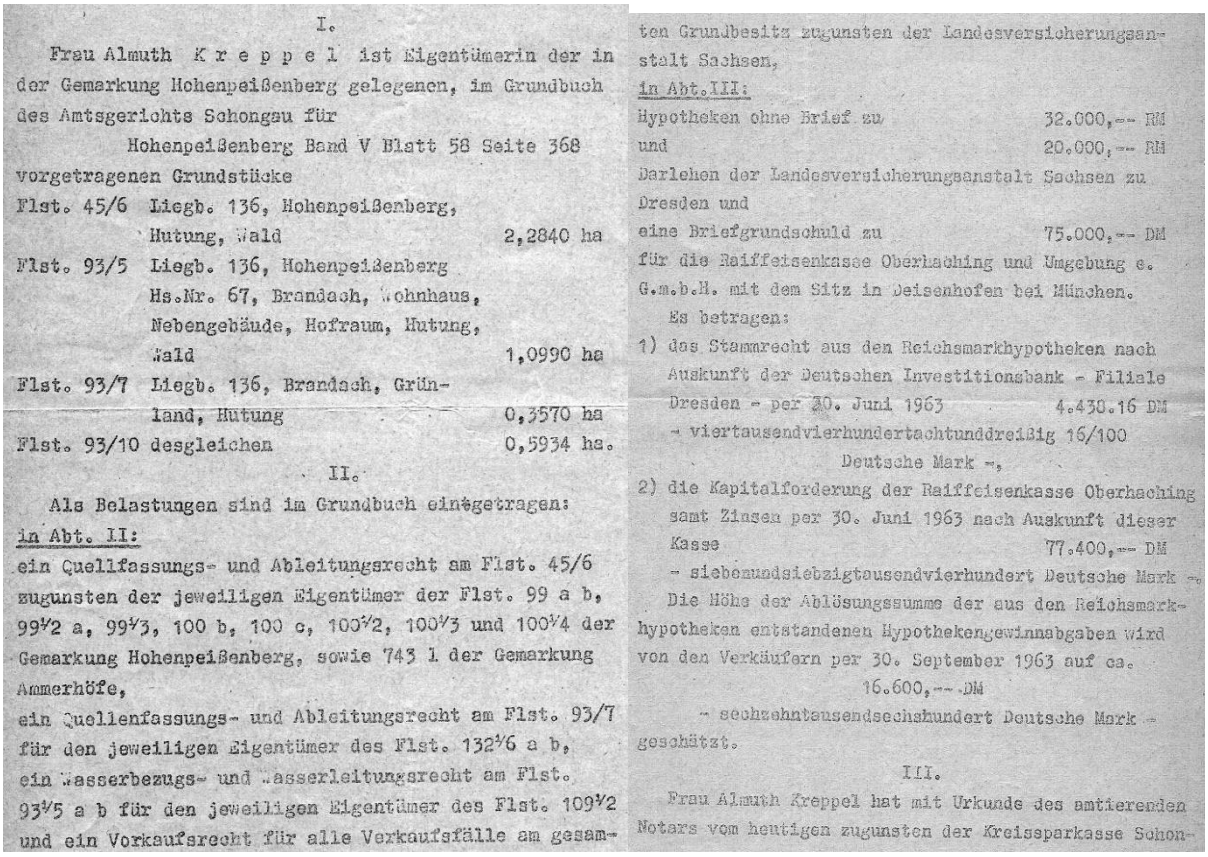
eine sehr gefühlvolle Erinnerung an seine Kindheit und frühe Jugend mit ihm in seinem Hof in Wybelsum. Im Vergleich zu seinem wanderlustigen Großvater und Vater lebte sein Onkel Nikolaus wie ein Fels in der Brandung. Hayos Vater aber, mit dem er, seit dessen Entlassung als Kreisarzt in der Villa seiner Schwester und ihres Gatten, mit seiner Mutter in der Wannseestraße 72 wohnte, hatte eine neue Idee. Er hatte zwar seine kassenärztliche Zulassung verloren, konnte aber eine Privatpraxis betreiben, aber nicht in Berlin. Nach mündlicher Überlieferung seiner Tochter stieß er in einer Fachzeitschrift auf eine Anzeige, in der ein Kurheim auf einem Berg in Oberbayern zum Kauf angeboten wurde. Dr. Wychgram wurde in Berlin bedroht wie sein Kollege Dr. Unger in Hohenpeißenberg. Die beiden haben im Olympiasommer 1936 ein Geschäft gemacht, das beiden die Flucht erlaubte: Enno und Edel aus Berlin und Dr. Unger mit Familie aus Deutschland. Das Kurheim Dr. Wychgram am Hohenpeißenberg mit Alpenblick in Oberbayern begann seinen Betrieb. Tante Manna lebte inzwischen getrennt von Paul Hofmann in ihrer eigenen Stadtvilla in der Normannen-Straße 12 in Berlin-Nikolassee unweit vom Bahnhof. Das gehörte ihr. Das war kein Erbhof. Ihre Erben waren 1964,

also zu meiner Zeit, bekannt: Ihre Nichte Almuth und ihr Neffe Hayo. Großonkel Nikolaus Wychgram hatte Onkel Hayo beerbt, Mutti hat das Kurheim ihrer Eltern geerbt und Tante Mannas Haus in Berlin-Nikolassee würden sich die Geschwister teilen. Die drei Töchter aus der ersten Ehe von Paul Hofmann waren nicht erbberechtigt, jedenfalls nicht direkt. Sie sorgte dennoch weiter für ihre Stieftöchter und ihre Erziehung. Sie wohnten und lebten nach der Trennung von Paul unter ihrer Obhut im neuen Landhaus in der Normannenstraße. Seit dem Tod ihres Mannes Jakob 1927 lebte auch seine Witwe, die fast blinde Martha, bei ihrer Tochter in Berlin. Wie oder wann sie das Haus erwerben konnte, wusste ich nicht genau. Laut Mutti waren es viele glückliche Zufälle, die ihr den Kauf ermöglichten. Im Herbst 1929 gab es einen Börsenkrach in den USA, der wenig später über die



ganze Welt schwappte und Milliardenwerte in Aktien massiv entwertet hatte. Der Schwarze Donnerstag (24. Oktober) und der Schwarze Dienstag (29. Oktober) zerstörten in den USA die Träume vom unbeschränkten Wirtschaftswachstum und Reichtum durch Aktienspekulationen. Europa rutschte mit dem Schwarzen Freitag (25. Oktober) in die Weltwirtschaftskrise. Insgesamt sackte der Welthandel von 1929 bis 1933 um ein Drittel ab und die Arbeitslosenzahlen schnellten in zuvor nicht gekannte Höhen. Im August 1929 gab es in Deutschland den Bankrott der Frankfurter Allgemeine Versicherungs-AG, als US-Anlieger ihre Gelder abriefen. Das Deutsche Reich traf es besonders hart, weil es nach dem verlorenen Weltkrieg durch Reparationszahlungen und dem Zollverbot belastet war. Viele Villen konnten mit langfristen Hypotheken erworben werden, die vom Besitzer nicht mehr bedient werden konnten. Eine Hypothek dient einer Bank als Sicherheit, um Darlehen oder einen Kredit für eine Immobilie zu geben. Im Gegenzug überlässt der Darlehnsnehmer die Grundrechte an der Immobilie dem Kreditgeber. Eine Hypothek ist ein Grundpfandrecht und wird ins Grundbuch eingetragen. Mit Hypotheken konnte man auch handeln, das hatte ich von meinem Besuch bei der Bayrischen Vereinsbank noch in Erinnerung: Zwei Jahre nach Geschäftseröffnung 1869 erhielt die BVB eine Erlaubnis für das Bodenkreditgeschäft und wurde so zum gemischten Institut, das heißt, im Gegensatz zu den meisten anderen Banken durfte die BVB fortan außer dem Bank- auch das Hypothekenbankgeschäft betreiben. Die ersten Hypotheken, die mir begegneten, waren die im Kaufvertrag des früheren Kurheims am Hohenpeißenberg von Engelhard Wychgram durch seine Tochter vom Sommer 1963. Im Grundbuch standen noch die Hypotheken, die der frühere Besitzer Dr. Unger

(geb. 1887) aufgenommen hatte. Er hatte 1924 den wenige Jahre als Bad und Restaurant erbauten Hubertushof gepachtet. Mit der Landesversicherungsanstalt Sachsen schloss er einen Belegungsvertrag für psychotherapeutische Kuren, die ersten in Deutschland. Die Behandlungsdauer war vier bis sechs Wochen 1929 entschied er sich, den Nachbarhof Stadtmüller oberhalb der Bergstraße zu kaufen und zu einer Heilstätte umzubauen. Dazu nahm er Hypotheken auf.



I.

Frau Almuth K r e p p e l ist Eigentümerin der in der Gemarkung Hohenpeißenberg gelegenen, im Grundbuch des Amtsgerichts Schongau für

Hohenpeißenberg Band V Blatt 58 Seite 368

vorgetragenen Grundstücke

Flst. 45/6	Liegb. 136, Hohenpeißenberg, Hutung, Wald	2,2840 ha
Flst. 93/5	Liegb. 136, Hohenpeißenberg Hs.Nr. 67, Brandach, Wohnhaus, Nebengebäude, Hofraum, Hutung, Wald	1,0990 ha
Flst. 93/7	Liegb. 136, Brandach, Grünland, Hutung	0,3570 ha
Flst. 93/10	desgleichen	0,5934 ha.

II.

Als Belastungen sind im Grundbuch eingetragen:

in Abt. II:

ein Quellfassungs- und Ableitungsrecht am Flst. 45/6 zugunsten der jeweiligen Eigentümer der Flst. 99 a b, 99½ a, 99⅓, 100 b, 100 c, 100½, 100⅓ und 100¼ der Gemarkung Hohenpeißenberg, sowie 743 1 der Gemarkung Ammerhöfe,

ein Quellenfassungs- und Ableitungsrecht am Flst. 93/7 für den jeweiligen Eigentümer des Flst. 132⅙ a b,

ein Wasserbezugs- und Wasserleitungsrecht am Flst. 93⅘ a b für den jeweiligen Eigentümer des Flst. 109½ und ein Vorkaufsrecht für alle Verkaufsfälle am gesamten Grundbesitz zugunsten der Landesversicherungsanstalt Sachsen,

in Abt. III:

Hypotheken ohne Brief zu 32.000,-- RM

und 20.000,-- RM

Darlehen der Landesversicherungsanstalt Sachsen zu Dresden und

eine Briefgrundschuld zu 75.000,-- DM

für die Raiffeisenkasse Oberhaching und Umgebung e. G.m.b.H. mit dem Sitz in Deisenhofen bei München.

Es betragen:

1) das Stammrecht aus den Reichsmarkhypotheken nach Auskunft der Deutschen Investitionsbank - Filiale Dresden - per 30. Juni 1963 4.430.16 DM - viertausendvierhundertachtunddreißig 16/100 Deutsche Mark -,

2) die Kapitalforderung der Raiffeisenkasse Oberhaching samt Zinsen per 30. Juni 1963 nach Auskunft dieser Kasse 77.400,-- DM - siebenundsiebzigtausendvierhundert Deutsche Mark -.

Die Höhe der Ablösungssumme der aus den Reichsmarkhypotheken entstandenen Hypothekengewinnabgaben wird von den Verkäufern per 30. September 1963 auf ca. 16.600,-- DM - sechzehntausendsechshundert Deutsche Mark - geschätzt.

III.

Frau Almuth Kreppel hat mit Urkunde des amtierenden Notars vom heutigen zugunsten der Kreissparkasse Schon-

Dr. Unger, der Facharzt für innere Medizin und Nervenleiden, verlor als Nichtarier 1935 die Behandlungslizenz und verkaufte Haus, Grundstück und Einrichtung an Edel und Engelhard. Sie führten den Betrieb fort, übernahmen das Personal und auch die Grundschuld von zwei Hypotheken in Reichsmark der Versicherungsanstalt Sachsen zu Dresden von insgesamt 52.000 RM. Dr. Unger floh mit Familie in die Schweiz und später in die USA. Der Kaufpreis 1963 betrug 180.000 Deutsche Mark. Die Bank schätzte die Ablösesumme der Reichsmarkschulden auf 16.600 DM. Der Verkaufspreis nach Ablösung von 162.400 DM reichte nicht, um den Erwerb des Grundstücks und den Neubau des Hauses in Ebenhausen zu bezahlen. Also musste eine Hypothek auf Grund und Haus in der Zeller Straße eingetragen werden. Statt Miete zahlten wir nun Zinsen. Ich weiß nicht wieviel. Mutti war der Kassenwart und wenig gesprächig, wenn es um Details ging. Auf dem Foto sind zu sehen: Tante Manna unten Mitte. Enno und



Edel am Balkon zu der Terrasse vor dem Eingang zum Kurheim am Hohenpeißenberg im Sommer 1936 mit Tante Manna in der Mitte mit ihrer Mutter rechts neben ihr auf der Bank darunter. Die Person mit Hut ist unbekannt. In Omas Nachlass gab es früher die Meldebücher des Kurheims mit den Namen und Anschriften der Kurgäste, die mit Ausweispapieren der Gemeinde vorgelegt werden mussten. Das geschah durch ein Hausmädchen. Meist konnte sie das Meldebuch nach den Einkäufen im Dorf bearbeitet und abgestempelt wieder abholen. Es gab diese Meldebücher und auch ein Gästebuch aus der Nachkriegszeit. Aber seit dem Umzug nach Ebenhausen lagen sie vielleicht in einem Karton unter dem Dach. Das Kurheim beschäftigte zudem Einheimische, die bereits unter Doktor Unger gelernt hatten Patienten zu betreuen, die auch zahlungskräftige Kunden für den neuen Tourismus im bayerischen Oberland waren. Bis 1935 konnte der Berg nur von Norden her über einen Wirtschaftsweg durch den Frauenwald zu erreicht werden. Anfang der dreißiger Jahre dachte man daran den Berg durch eine Autostraße von der Südseite zu erschließen. Am 11. Oktober 1933 erfolgte der erste Spatenstich für ein Projekt, das im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen begonnen wurde und fünfzig Leute in Arbeit brachte. Die Arbeiten zogen sich bis 1935. Aber dann war sie fertig: Die neue Bergstraße mit einer Zufahrt zum Kurheim mit Alpenblick. Der Fortschritt war sichtbar angekommen. Das Kurhaus selbst war ein bescheidenes Gebäude, aber das Grundstück groß. Die Zimmer hatten kein fließendes Wasser. Es gab große Wasserkrüge und Schüsseln, die von den Hausmädchen gefüllt und geleert wurden. Es gab nur eine Sitztoilette pro Etage, ein Badezimmer, eine große Waschküche neben der Küche und im Wäschehaus. Die Zimmer mit Mansardenfenstern waren klein. Das Kurheim war nicht gerade billig: 52.000 Reichsmark hatten nämlich 1935 so viel Kaufkraft wie 400.000 Deutsche Mark 1963. Es gab Strom, Telefon, eine Straße, eigenen Brunnen, 2

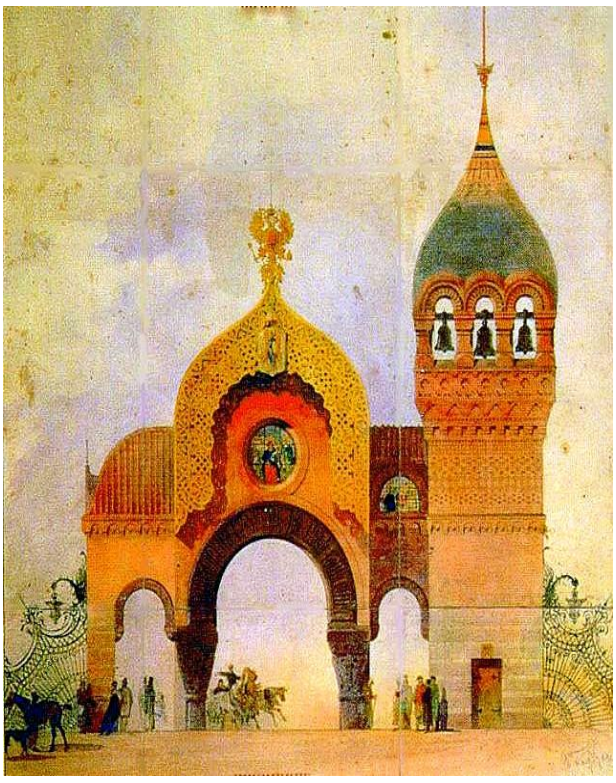


Hektar Wald, 1 Hektar Weidefläche und 1 Hektar Haus mit Nebengebäuden und Höfe sowie einer eigenen Zisterne. Der Großvater hat die Hypotheken übernommen, den Marktpreis an Dr. Unger bezahlt und damit das Grundstück erworben. Vor fünf Monaten erlebte ich, wie dieses Grundstück mit Anwesen an die Käufer, Herrn und Frau Santifaller übergeben wurde. Jetzt ist es weg und ich lebe stattdessen in einem Bierfilzlhaus, wie die Maurer es abwertend nannten, weil das Gebäude in Ebenhausen aus Holzbalken, Brettern, Dämmstoffen und Rigipsplatten erbaut wurde. Es war von allen Seiten eingezäunt und ohne Bergblick und war mit einer Hypothek belastet deren Zinskosten die Miete ersetzten? Es war Zeit, aus der Extemporale meiner Familiengeschichte in die Jetztzeit meines damaligen Lebens zurückzukehren. Es war inzwischen Mitte Januar, zwei Wochen vor der Vergabe des Zwischenzeugnisses am Samstag, dem ersten Februar. Jetzt kamen viele letzte

Prüfungen, etwa zwei Extemporale am Samstag den 18ten in Erdkunde und Latein, am Dienstag den 21ten die dritte Schulaufgabe in Griechisch. Am Tag drauf, eine Extemporale in Religion; am Samstag den 25ten erfuhr ich die Note in Griechisch: eine Vier, genügend.
Am 23ten bin ich abends nochmal nach München und mit der Tram zu Deutschen Museum. Dort gab es ein Jugendkonzert: ein Klavierkonzert von Schumann und ‚*Bilder einer Ausstellung*' von Mussorgski. Zehn Bilder in 36 Minuten gespielt von einem vollen Symphonie-Orchester für Streichinstrumente, Holzbläser, Blechbläser, Pauken, Schlagzeug, Klavier, Harfe und Harmonium. Sie füllten die gesamte Bühne von links nach rechts in bis zu sechs Reihen mit neunzig Stühlen, Noten- ständern und Instrumenten, mit Blick auf den Dirigenten gegenüber, das Publikum hinter ihm und mich. Mit-



tendrin. Die Titel der zehn Bilder waren folgende: Promenade, Gnomus, Das Alte Schloß, Tuilleries, Der Ochsenkarren, Ballett der unausgeschlüpften Küken, Samuel Goldenberg und Schmuyle, Limoges, Pariser Katakomben, Mit den Toten in einer toten Sprache, Baba Jaga – Die Hütte auf Hühnerfüßen, und als krönendes Ende: Das große Tor von Kiew. Im Kalender steht: „36 Minuten Tschingderassabum. Neben mir ein hübsches Mädchen". Es war ein Potpourrie aus musikalischen Erinnerungen von der Marschmusik bis zum Piepsen von Küken. Streichmusik lockt auf falsche Fährten, Pauken und Trompeten lassen Schlimmes erwarten, oder verkünden einen Sieg. Tresortüren fallen zu für eine Ewigkeit, bis ein Sonnenstrahl sie knirschend öffnet. Dann steht man vor dem großen Tor von Kiew.



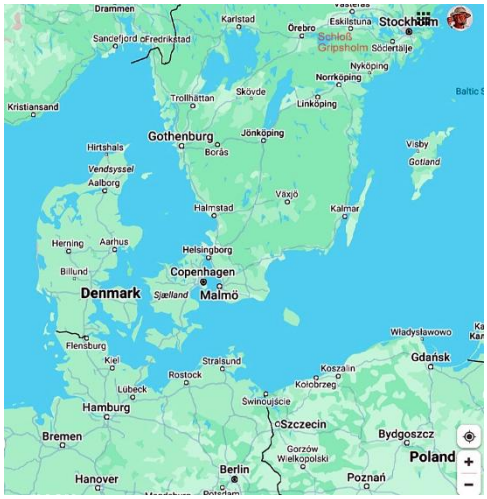
Dahinter öffnet sich das unbekannte Land zu endlosen Weiten. Gefahr und die Versuchung, die Grenze zu überschreiten, Heimat und Familie zu verlassen, wie einst die griechischen Helden. Der Tod ist nicht der Sinn des Lebens, sondern sein Ende. Was haben die Helden davon, wenn die Glocken für sie läuten? Ich war jedenfalls erschöpft und bin nach dem Ende des Konzerts zu Fuß vom Museumsaal über Isartorplatz, Kaufingerstraße zum Holzkirchner

Bahnhof gelaufen, um den Kopf wieder frei-zukriegen. Um ¾11 war ich zu Hause. „Am 24ten Januar habe ich verschlafen und war in der Schule unvorbereitet wie immer. Lese *Nihilismus*, Zeitung, zerreiß mich, ob ich auf einen Ball gehen soll oder nicht. Endresultat Nein! Tischtennis mit Mutti,



Kaffee, Hausaufgaben, getrödelt, abends Bild gemalt, nackt geschlafen, lasse mich gehen. Um 2 klopft Wölfi mich raus. Er war auf dem Ball ohne Hausschlüssel."

„Verschlafen und schlecht vorbereitet am Samstag in der Schule. Die Note vier für Schulaufgabe in Griechisch tat gut, eine 5 weniger im Zwischenzeugnis. Chor war nett. Heim nach Ebenhausen zum Essen. Später erschienen Ottos Eltern mit einer Tante und alle setzten sich zu Kaffee und Kuchen an den Esszimmertisch" auf dem sogar der runde Aschenbecher aus Messing von Otto und Mutti sowie ein feines Zigarettenkästchen und eine Lederhülle für Streichholzschachtel standen. In Gegenwart seiner Eltern wurde nicht geraucht. Man kann doch einem Generalmajor keinen Rauch ins Gesicht blasen. Ich verließ das Haus, ging zum Bahnhof und fuhr nach München. Ich wollte den Film *Anna Karenina* sehen. Die Vorstellung war ausverkauft. Es war eine englische Produktion. Die Hauptdarsteller Claire Bloom und Sean Connery waren noch wenig bekannt. Warum wollte ich die Verfilmung eines russischen Romans ansehen, der im Russland des letzten Jahrhunderts spielt, als das Land vom Zaren und seinen Bojaren regiert wurde? Weil ich neugierig war und mehr über Russland wissen wollte. Im Kino am Lenbachplatz gab es noch Plätze. Ein deutscher Film mit dem Titel *Schloß Gripsholm* hat mich sichtlich beindruckt. Mein Kommentar im Kalender: *Toll, bezaubernd und berauschend, zart.* Viel Lob für eine eher langweilige Geschichte: „Der Schriftsteller Kurt verliebt sich in die Sekretärin Lydia. Gemeinsam fahren sie von Berlin für fünf Wochen in den Urlaub nach Schweden, wo sie in der sommerlichen Idylle um Schloss Gripsholm eine unbeschwerte Zeit genießen. Für ein paar Tage und Nächte scheint ihr Glück vollkommen. Als jedoch nacheinander Kurts Freund Karlchen und Lydias Freundin Billie eintreffen, wird die junge Liebe gründlich auf den Kopf gestellt. Wunderschöne Sommerromanze nach dem Roman von Kurt Tucholsky mit dem Traumpaar der 60er Jahre Nadja Tiller und Walter Giller!"



Der Hauptdarsteller steht an einem sonnigen Tag im hellen Sommeranzug mit Gepäck vor einem Bahnhof und wartet auf jemanden. Er geht unruhig hin und her und öffnet schließlich eine Telefonzelle. Man sieht und hört ihn telefonieren: „Lydia, du müsstest längst am Bahnhof sein!" Man sieht und hört Lydia, die in einem weißen Korselett mit einem grünen Hut auf dem Kopf dabei ist mit ihrer Vermieterin Koffer zu packen. Sie antwortet: „Aber Daddy, ich habe doch schon meinen Hut auf." Schließlich kommt sie mit einem Taxi und vielen Koffern am Bahnhof an und sie steigen in den Zug nach Kopenhagen. Nachdem sie im Abteil sitzen, beginnt eine Rückblende in die Geschichte der Beziehung des Paares.

Der Schriftsteller Peter hat während einer Besprechung bei seinem Verleger in einem Fenster des Gebäudes gegenüber, eine hübsche Frau entdeckt. Er fragt den Verleger, welchem Unternehmen die Büroräume gehören. Antwort: Den Norddeutschen Seifenwerken. Er verlässt das Verlagsgebäude, findet das Büro im sechsten Stock, klopft an und trifft auf eine Sekretärin. Er fragt sie, ob man hier

Seife bekommen könne. Lydia: Wollen sie eine Bestellung aufgeben? Pater: Ja. Lydia: Wie viele Waggons sollen es sein? Peter: Ich dachte mehr an ein einzelnes Stück. Lydia: Möchten sie es in einer Geschenkpackung? Peter: Wie auch immer. Acht Tage später war er bei ihr eingeladen. Er sprach mit ihr über alles Mögliche und ganz zum Schluss über die Liebe. Danach sah sie ihn wohlwollend an und sagte: *Was für ein hochgebildeter junger Mann*. In diesem Moment klopfte die Vermieterin, Frau Kremser an und mahnte: *Es ist kurz vor zehn, es ist Zeit zu gehen.* Lydia überlistet sie, in dem sie eine laute Verabschiedung vortäuschte und mit Peter zurück in ihr Zimmer schlich. Sie treffen sich nun öfter bei ihr und irgendwann redet er von Schweden und erfährt von Lydia, dass ihre Freundin Billie in Stockholm lebt. Sie schlug vor dort Urlaub zu machen, er kann sich das nicht leisten, sie schlägt vor seinen Verleger nach einem Vorschuss zu fragen. Er müsse doch sowieso bald nach Stockholm! Peter: Wieso? Lydia: Ja wegen des Nobelpreises!

In der nächsten Einstellung sieht man ihn im Büro seines Verlegers in einem Hochhaus mit Blick über die Dächer und auf die Türme der Stadt Hamburg. Vorschuss gab er Peter nicht, aber er wollte etwas von ihm. Nach dem er viele politische Bücher verlegt habe, wolle er sich mal wieder der schönen Literatur zuwenden. „Hätten Sie nicht etwas hübsches, zum Beispiel eine kleine Liebesgeschichte? Die Leute wollen ja auch mal etwas haben, was sie ihrer Freundin schenken können. Peter: Liebesgeschichte? Meister wie denken Sie sich das? Wer liebt denn heute noch? Lieben Sie?“ „Nu lassen sie sich doch was einfallen, sie haben doch Fantasie.“ „Ich schreibe überhaupt nicht, weil ich nämlich in Urlaub fahre, um in Bäume zu gucken.“ „An was für Bäume denken sie?“ „Schwedische.“ „Fahren sie allein? Nein? Also ich denke so an 14-16 Bogen.“

Peter und Lydia verlassen Hamburg mit dem Zug Richtung Puttgarden, um mit einer Fähre zur Insel Lolland und weiter nach Kopenhagen zu reisen. Die kesse und selbstbewusste Lydia ähnelt Holy in *Frühstück bei Tiffany,* etwa, als sie den Schriftsteller Paul Varjak in Fred umbenennt. Lydia nennt Kurt um zu Peter. Im Abteil, in dem drei fröhliche Schweden sitzen kokettiert sie noch etwas mit ihnen, um danach ihr süßes Köpfchen in Peters Schoß zu legen und einzuschlafen. Am Nachmittag erreichen sie Puttgarden. Sie passieren Zoll- und Grenzkontrollen und werden auf die Fähre geschoben, in einen Tunnel zwischen Stahlwänden, dem Lydia nicht traut. Das Schiff ist aus Eisen und schwer. Warum schwimmt es? Gute Frage von Lydia auf die Peter eine Antwort hat: Die Volumenverdrängung durch Luft. Das lässt sie nicht gelten und sie erklärt ihn für dumm. Die Fähre legt ab und die beiden stehen auf Deck an der Reling und sehen zu, wie nach den Hafenanlagen auch die Türme, Hotels und Strände des Landes verschwinden, das Deutschland heißt. Lydia findet es aufregend auf einem Schiff zu fahren, will unbedingt dem Kapitän die Hand drücken und stürmt Richtung Kommandobrücke. Peter rennt hinterher, kann sie aber nicht davon abhalten ihren Willen durchzusetzen und erst nachzugeben, nachdem sich ihr Wunsch erfüllt hat und sie neben dem Kapitän am Steuerrad stand und es für ein paar Minuten in ihren Händen hielt, bis der sie wieder hinauskomplimentierte, bevor sie eine Kursänderung Richtung Liverpool vornehmen konnte. Später war es Zeit zum Abendessen im Speisesaal. Die Ostsee war etwas unruhig und das Schiff schaukelte, was Peter nicht bekam. Lydia war hungrig, Peter weniger. Die dänische Küche war ihm zu fett und die glasigen Augen



von Spickaal und Heringen erschreckten ihn, aber erweckten Lydias Appetit. Sie aß kräftig und genoss den Aquavit danach, während er seekrank wurde und sich erst an Land in Kopenhagen davon erholte. Dort hatten sie Unterkunft in einem Hotel am Rathausplatz im Zentrum der Stadt gefunden. Der Rathausturm ist 106 Meter hoch und die Turmuhr unter der mächtigen Kupferhaube hat ein mächtiges Uhrwerk mit kraftvollem Läutwerk, das jede Stunde mit exaktem Schlag stadtweit bis in den letzten Winkel verkündet. Auch in den großen Hotels am Rathausplatz. Es ist Abend, Peter holte sein Abendessen im Hotelzimmer nach und wollte danach die Sehenswürdigkeiten der Stadt

wie etwa den Volkspark Tivoli besuchen. Der ist für Dänen so wichtig ist wie der Prater in Wien für die Österreicher. Aber als Lydia sich umziehen will und ihn bittet sie *auszupacken*, nämlich den Reißverschluss auf der Rückseite ihrer Bluse zu öffnen, überkommt sie die Leidenschaft und statt in der Stadt zu flanieren, schlüpfen sie ins Bett, wo Peter Lydia in einer virtuellen Stadttour ihre Sehenswürdigkeiten beschreibt, bevor sie sich der Liebe hingeben.
Am Tag darauf fahren sie nach Helsingör an der Nordostspitze der Insel Seeland und gelangen mit der Fähre über den Öresund nach Helsingborg gegenüber, auf dem schwedischen Sundufer. Gegen Mittag besteigen sie den Zug nach Stockholm. Nachmittags trafen sie in Gripsholm ein. Auf der Suche nach einer Ferienwohnung hatten sie Glück. Sie trafen einen knorrigen Schweden, mit dem sie sich trotz





karger Sprachkenntnis verständigen konnten. Nach verschiedenen Besichtigungen findet er eine Ferienwohnung in einem Rückgebäude des Schlosses, dessen Hauptgebäude nur für Touristen zugänglich war. Dort gab es Privatwohnungen und Simsalabim! zwei große Zimmer waren für vier Wochen frei. Mit Fenstern zum Park, mit Seeblick, Sand und Dünen, Mittsommernächte ohne Dunkelheit, aber mit Polarlichtern. An den Rest kann ich mich nicht mehr erinnern. Vielleicht bin ich eingeschlafen.



Im Kalender steht: „Nach dem Film um 8 abends mit Peterich telefoniert, per Tram hin. Unterhalten, gegessen, Sauerkraut und Eisbein. Gabi fährt nach Hamburg. Wir fahren um 10 zum Bahnhof. Hol mir ein Bier. Bring Gabi zum Zug. Mit dem Bier zum Holzkirchner Bahnhof. Hocke allein geil im letzten leeren Zug nach Ebenhausen. Nackt im Bett geschlafen Wo bist du Liebe? Am Sonntag, beim Frühstück mit Otto und Mutti, die zur Messe im Zeller Kircherl waren, gab es Streit. Ursache nachts um ½12 vom Kino nach Hause kommen. Verzieh mich in mein Zimmer. Ein Mann (Otto) weint. Sitze und denke, lese *Spiegel.* Beim Mittagessen geht es ruhiger zu. Verzieh mich wieder in mein Zimmer. ½2 dick angezogen spazieren im Wald hinter Irschenhausen traurig. Die Welt=Nichts. Um 5 wieder heim. Kaffee+Tischtennis mit Ottos Freund Karl-Heinz. ¾7 Abendessen. Streit artet aus zur Beschwörung von Ottos kalter Krieg ade Gewalt. Schlecht. Alles Familiäre geht in Brüche. Geh auf Zimmer, weine über einen weinenden Mann. Trostlos ausweglos schreckliche Gedanken durchziehen mein Gehirn. Entkleide mich, der Spuck ist weg und sofort erwacht die sexuelle Begierde, der ich nachgab. Das klingt wie von Francoise Sagan.

Schau heimwärts Engel

„Am nächsten Tag beim Abendessen gab es eine Versöhnungszeremonie. Wieder glücklich beim status quo gelandet. Otto erweist sich als Freund und gibt mir Bücher zurück.“ Im Kalender steht nichts darüber. Wahrscheinlich war es *Der Nihilismus*. Otto fand, dass ich dafür noch zu jung war, dazu brauchte man Philosophische Grundausbildung, sonst erliegt man dem Nihilismus, der Negation der spirituellen Welt. Der Nihilismus ist der Glaube des Teufels. Nihilismus ist eine gedankliche Konstruktion der Negation. Jesus war kein Nihilist. Er kannte den Nihilismus aus der Wüste. Der Sohn Gottes hat sich kreuzigen lassen und bewiesen, dass man den Tod durch Transzendenz überwinden kann. Jetzt gab er es mir wieder, in der Hoffnung, dass es mir helfen würde, die Heimtücken dieser satanischen Philosophie zu erkennen. Er gab mir ein zweites Buch zurück, das ich noch gar nicht gelesen hatte, als er es aus meinem Regal gefischt hatte. Es gehörte zu Muttis Sammlung.

Ich konnte zahlreiche brauchbare Daten recherchieren, die mir halfen, das Narrativ des Romans zu rekapitulieren: Thomas Clayton Wolfe wurde 1900 als letztes von acht Kindern in Asheville, North Carolina, geboren. Aus bescheidenen Verhältnissen stammend, schaffte es der hochbegabte Junge bis nach Harvard und wurde Dozent für amerikanische Literatur an der New York University. Als sein Schaffen weltweit Anerkennung gefunden hatte, starb er im Alter von nur siebenunddreißig Jahren an Tuberkulose. Sein Roman von 1929, *Schau heimwärts, Engel!* Eine Geschichte vom begrabenen Leben, ist eine der großen Epen des 20. Jahrhunderts. Betörend durch die Unmittelbarkeit des Erzählten, wie durch eine Sprachkunst, in der schonungsloser Realismus und lyrische Anmut Hand in Hand gehen, gilt er als stilbildend für die moderne ameri-kanische Erzähltradition. „Dies ist ein Erstlingsbuch, und der Verfasser beschreibt darin ein Geschehen, das, fremd und fern nun, einst seines eignen Lebens Anteil war. Sollte aus diesem Grund ein Leser behaupten, dies Buch sei autobiographisch, dann hat der Verfasser nichts zu entgegnen: ihm scheint, daß alle ernsthafte Romanliteratur autobio-graphisch ist, daß man sich zum Beispiel schwerlich ein autobio-graphi-scheres Buch als »Gullivers Reisen« vorstellen kann. (Zitat aus der Vorrede des Autors).



In meinem Taschenkalender steht: „Ich hatte am Montag den 27ten begonnen, den Roman aus Amerika zu lesen. Am Dienstag gab es Schule wie üblich. Für Physikschulaufgabe eine 3. Das Wetter war mies und grau schon die ganze Zeit. Der Winter nervte. Lese nachmittags stundenlang weiter *Thomas Wolfe* im roten Sessel.“

„Gilbert Gant, ein Engländer aus Bristol war 1837 mit einem Segelschiff nach Baltimore an der Ostküste gereist und von dort nord-westlich nach Pennsylvania. Nach einigen Abenteuern erreicht eine Gegend, die von Pennsylvania-Deutschen besiedelt war. Er kam in der Erntezeit an. Gilbert war überwältigt von der Fülle an Land und beschloss dort zu bleiben. Nach einem Jahr heiratete er Cynthia, eine Witwe mit einer ansehnlichen Farm und zeugte ein Mädchen und vier Jungs. Als der zweitälteste Sohn Oliver fünfzehn Jahre alt war, fand Cynthia Gilbert tot im Bett. Nach der Beerdigung verlässt Oliver das Haus der Mutter und zieht zur Arbeitsuche nach Baltimore. In einer Straße der Stadt entdeckt er einen Laden mit glatten Steinplatten, in die Lämmer und Cherubim eingraviert waren sowie einen Engel, auf schmalen, schwindsüchtigen Füssen balancierend mit einem steinern schwachsinnigen Gesichtsausdruck. Als Oliver den großen Engel mit den Lilienstengeln sah überkam ihn kalte und unbekannte Erregung. Die langen Finger seiner großen Hände falteten sich. Er wusste plötzlich, was er mehr wollte als irgendetwas sonst in der Welt: Mit einem Meisel behutsam Stein zu bearbeiten. Er wollte das Dunkle und Unaussprechliche in sich, in den Stein treiben. Er wollte einen Engelskopf meißeln. Oliver betrat den Laden und fragte den großen bärtigen Mann mit einem

Holzhammer in seiner Hand nach Arbeit. Er wurde als Lehrling angestellt und arbeitete fünf Jahre in der staubigen Werkstatt. Dann war er Steinmetz. Nach fünf Jahren war er ein Mann. Aber er hat nie gefunden, was er suchte: Die Taube, das Schaf, die sanft geschlossenen Hände der Verstorbenen konnte er. Er hatte nicht gelernt einen Engelskopf zu meißeln.“ Nach Jahren des Umherwanderns und einer tragisch geendeten ersten Ehe hat Oliver sich in Altamont am Fuß der Appalachen an der Ostküste in North Carolina niedergelassen. Er hatte ein Geschäft aufgebaut und, da er selbst keinen Engel meißeln konnte, hat er einen Engel in New York bestellt und die Statue auf der Veranda seines Geschäfts an der Patton Avenue zur Werbung aufgestellt. Eugene Gant wurde im Jahr 1900, als jüngster Sohn des Steinmetzes und Quartalssäufer Oliver Gant, zuständig für Grabsteine, Marmorengel und Friedhofschmuck geboren. Sogar zu Eugenes Geburt war er schwer alkoholisiert, tobte und musste von Nachbarn gebändigt werden. Auch beim Essen kannte er kein Maß. Er war ein Vielfraß, der seiner Familie mit verschwenderischer Lebenslust Riesenportionen auftischte, was im Roman opulent beschrieben ist. Dieser monströse, hochpathetische, aber auch komisch-sympathische Vater erinnert an jenen Autor, den er selbst bei seinen Lamentationen am liebsten im Mund führt: Shakespeare. Eine hohe Form der Übertreibungskunst ist hier am Werk; steile, manchmal aufgeblasene Rhetorik verbindet sich mit abgründiger Komik. Dieser Amerikaner zahlt nicht in kleiner Münze, sondern liebt die große literarische Gebärde. In dieser Tradition lebt Thomas Wolfe. Der alte Oliver Gant ist wie König Lear in der Kleinstadt, ein chronisch enterbter Familien-monarch. Die unvereinbaren Temperamente und Lebenseinstellungen der Eltern begleiten sein romanhaftes Leben vom Beginn. Thomas Wolfe erinnert sich an sein Leben, seit er das Licht der Welt erblickt hatte und beschreibt, wie er lernte mit seinem Körper zu leben, die Meldungen der Sinne zu entschlüsseln und die Eigenheiten der Personen in seinem Umfeld zu erkennen. Eugenes Vater, dröhnend, naiv, aber kraftstrotzend von amerikanischem Pioniergeist und von Idealismus angetrieben und Eliza, Mutter dreier Söhne und von zwei Töchtern, die mit angeborenem Geschäftssinn den Familienbesitz vergrößert und die Pension Dixieland betreibt sind die zentralen Figuren, mit denen er seine Kindheit und Jugend verbringt.



Als sein Vater um 1870 nach einer Kutschenfahrt über 42 Meilen von der Bahnendstation entfernt, zu der Stadt kam, die in die geisterhafte Ewigkeit der Berge eingebettet, sich über hundert kleine Hügel und Senken ausbreitete, hatte sie viertausend Einwohner. Von der Kutsche aus konnte er sehen, wie Arbeiter daran arbeiteten Eisen-bahngleise Richtung Altamont zu verlegen. Hier war Neuland. Oliver wurde leicht ums Herz. „Die Stadt Altamont war kurz nach dem Befreiungskrieg gegründet worden. Sie war damals ein bequemer Halteplatz für Viehtreiber und Farmer auf dem Weg von Tennessee nach Süd-Carolina. Bereits ein paar Jahrzehnte vor dem Bürgerkrieg war sie Sommeraufenthalt modischer Leute aus Charleston und von den heißen Plantagen des Südens. Es war abgelegen im gebirgigen Landesinnern weitab von der Küste und den zwei Großstädten von North Carolina, einem Südstaat am Rande der Appalachen. Das Mittelgebirge von 800 bis 1200 Meter Höhe erstreckt sich etwa über 2500 km von Georgia und Alabama im Süden bis zur Grenze mit Kanada Norden. Es ist ein Faltengebirge und erhebt sich im Abstand von 500 km parallel zur Küste von Süd nach Nord. Im Südteil heißen die Berge Blue Ridge Mountains. Die Grenzen von North Carolina dehnen sich dort in der Form eines Schnabels weit nach Westen. In einem Gebirgstal gibt es eine Stadt mit Namen Ashville. Dort gibt es eine Patton Avenue wie in Altamont aber auch andere Namen von Straßen, Stadtvierteln oder Gebäuden die klar machen, dass Wolfe seine Heimatstadt als Hintergrund für seine Geschichte nutzte. In Ashville gab es seit 1880 auch einen Bahnhof. Die Stadt war nun über Salisburry an die Bahntrasse der Southern Railway angeschlossen, die nach Norden bis New York

führte, der Stadt, in der Oliver Gant seinen Marmorengel bestellt hatte, der per Bahnfracht geliefert wurde. In den Jahren, als Oliver Gant in Altamont/Ashville ankam, hatte der Ruf der Stadt als Kurort für Lungenkranke auch bei Nichtkranken Interesse geweckt. Ein paar reiche Herren aus dem Norden hatten Jagdhütten im Gebirge. Einer von ihnen hatte große Landstrecken aufgekauft und baute nun mit einer Armee von Zimmerleuten und Maurern unter einem Stab importierter Architekten das größte Landhaus in den Vereinigten Staaten, ein Märchenschloss aus Kalkstein mit spitzen Schieferdächern und einhundertdreiundachtzig Zimmern, nach dem Vorbild des Schlosses von Blois aus der Zeit Ludwig des XIVten. Der Bauherr war der Eisenbahmagnat George Vanderbildt, der zweitreichste Mann der Welt. 1889 wurde erste eine Schreinerei und eine Ziegelei errichtet, die 32.000 Ziegel pro Tag liefern konnte. 5 km Gleise mussten installiert werden, um Material zur Baustelle zu befördern. Der Bau beschäftigte 1000 Arbeiter und 60 Maurer, bis das Anwesen an Weihnachten 1895 mit einer großen Party für die High Society der USA eröffnet werden konnte. Die Party der Milliardäre kostete zig Millionen Dollar. Asheville konnte schon 1889 eine elektrische Straßenbahn den Betrieb aufnehmen. Die Zahl der Einwohner hatte sich



bis 1890 auf zehntausend verdreifacht, 1900 waren es fünfzehntausend, 1910 neunzehntausend, 1920 achtundzwanzigtausend und zehn Jahre später fünfzigtausend Menschen, die in Asheville, einem Luftkurort mit großem Potential lebten. Außerdem gab es ein großes neues Hotel aus Holz, eine kostspielige Riesenscheuer, die protzig-behaglich auf einer gebietenden Anhöhe über der Stadt thronte. In den Jahren der Hochindustrialisierung vollzog sich die Wandlung zur drittgrößten Stadt





des Staates North Carolina, der 1900 fast zwei Millionen Einwohner hatte. Hier trifft Eliza eine junge Frau, die versuchte Bücher zu verkaufen, auf Oliver Gant. Der „hatte aus dem Zusammenbruch von Cynthias Vermögen zwölfhundert Dollar gerettet. Er mietet einen kleinen Schuppen an einer Ecke

des Stadtplatzes, kaufte ein paar Marmorblöcke auf Lager und fing sein Geschäft an. Zu tun hatte er die erste Zeit wenig. Einsam und trübselig hing er seinen Todesgedanken nach. Während des bitteren Winters wurde der lange dürre Yankee, diese wandelnde Vogelscheuche, die murmelnd durch die Straßen strich, zum Stadtgespräch. Alle Leute im Boarding-House wußten, daß er nachts in seinem Zimmer mit großen Schritten wie ein Raubtier im Käfig auf und ab ging, und daß er im Schlaf tief aufstöhnte. Er sprach mit niemandem. Er war Dreißig, sah aber älter aus.“ Da flatterte Eliza wie ein zwitschernder Vogel in sein Leben. „Als aber der wunderbar grün-goldene Bergfrühling mit kurzen heftigen Windstößen, mit dem Zauber und Duft der Blüten, mit lauen balsamischen Brisen kam, begann die große Wunde in Oliver zu verheilen. Seine Stimme ward wieder vernommen. Purpurn leuchtete die alte Beredsamkeit, das alte Ungestüm in ihm auf. Dann traf Oliver Eliza. Eines Frühlings-nachmittags lag er auf dem Ledersofa in seiner Bude, da hörte er Frauenschritte auf die Werkstatt zukommen, sprang auf und zog gerade seinen wohlgebürsteten schwarzen Rock an, als sie eintrat.“ »Also!« sagte sie. »Falls Sie sich hier erholen und einen Teil Ihrer Zeit liegen müssen, dann brauchen Sie etwas, was Sie geistig beschäftigt.« Sie öffnete das kleine lederne Handköfferchen, das sie trug, und nahm eine Visitenkarte und zwei dicke Bände heraus. »Mein Name«, sagte sie gewichtig und mit langsamem Nachdruck, »ist Eliza Fentland. Ich vertrete die Verlagsanstalt Larkin and Company.«“ Sie bietet ihm zwei reich verzierte Bücher zum Kauf an. Er nimmt ihr Angebot an und bezahlt. Als sie fragt, wie es geschäftlich geht, sagt er: »Es kommt gerade genug dabei heraus, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Ich bin fremd in der Stadt.« »Ei was!« sagte Eliza fröh-lich. »Sie sollten mehr unter die Leute gehen. Sie brauchen etwas, was die Gedanken ablenkt. Wenn ich Sie wäre, dann würde ich mal dran gehen, mich um die fortschrittliche Entwicklung dieser Stadt zu bekümmern. Wir haben hier alles Zeug zu einer Großstadt:



Landschaft, Klima, Bodenschätze. Da wäre was zu machen. Wenn ich ein paar tausend Dollar hätte, wüßte ich genau, was ich mit ihnen anfangen würde.« Sie blinzelte ihm lustig zu und begann mit sonderbar männlichen Gebärden: den Zeigefinger ausge-streckt, die Faust lose geballt: »Betrachten Sie mal das Baugrund-stück hier an der Ecke, dieses hier, auf dem Ihre Werkstatt steht. Es wird in den nächsten paar Jahren seinen Wert verdoppeln. Und dort –« sie deutete mit einer weiten Armbewegung – dort wird eines Tages eine Straße laufen, so sicher, wie ich hier steh ...»– sie rollte nachdenklich die Lippen – »und dann wird dieses Grundstück schweres Geld wert sein.« Sie fuhr fort, versonnen-hungrig über Baugelände zu reden. In ihrer Vorstellung war die Stadt ein ungeheurer Blaupausplan; ihr Gedächtnis war mit Zahlen und Schätzungen vollgepfropft; sie wußte, wer ein Grundstück besaß, wer es verkauft hatte; sie kannte den Kaufpreis, den faktischen und den Spekulationswert; sie verstand sich auf erste und zweite Hypotheken. Als sie fertig war, bemerkte Oliver mit Nachdruck: »Ich hoffe, ich werde nie wieder in meinem Leben Immobilien besitzen; außer einem Wohnhaus natürlich. So was lastet wie ein Fluch auf einem, und am Ende kriegt doch der Steuereinnehmer alles.« Eliza sah ihn verdutzt an, als hätte er sich zu einer verdammenswerten Irrlehre bekannt. »Na, aber hören Sie! Das wollen Sie doch nicht im Ernst behaupten! Sie werden sich doch auch etwas für die magern Jahre zurücklegen wollen?« »Ich befinde mich mitten in den mageren Jahren«, sagte er düster. »Was ich an Grund und Boden benötige, sind acht Kubikfuß Erde für ein Grab.«

Dann aber redete er von freundlicheren Dingen und geleitete sie zur Tür. Er sah ihr nach, wie sie lustig über den Stadtplatz davonging. Er beobachtete, daß sie im Rinnstein ihren Rock mit damenhafter Artigkeit ein wenig hob. Dann wandte er sich zu seinen Marmorblöcken. Eine Freudigkeit regte sich in ihm, die er für immer verloren geglaubt hatte." Oliver heiratete Eliza im Mai. Sie machten eine Hochzeitsreise nach Philadelphia und zogen dann in das Haus an der Woodson Street, das er für sie gebaut hat. Im Garten hinterm Haus, der vierhundert Fuß den Abhang hinauf reichte, pflanzte er Obstbäume und Reben. Was er auch anrührte, gedieh. Damit beginnt Kapitel II des ersten Buches. Der Roman, übersetzt von Hans Schiebelhuth, besteht aus drei Büchern mit insgesamt 40 Kapiteln, die in römischen Zahlen nummeriert sind. Erstes Buch geht bis Kapitel XIII, Zweites Buch bis Kapitel XXVII, Drittes Buch bis Kapitel XL. Die Kapitel sind unterschiedlich in ihrer Länge. Die Kapitel haben keine Überschriften. Auch die Bücher haben keine Überschriften. Thomas Wolfe war kein literarischer Feinmechaniker, sondern ein kraftstrotzender Draufloserzähler der später die Dienste eines Lektors in Anspruch nahm, um aus über tausend Seiten Manuskript ein Druckexemplar von 451 Seiten zu machen. Aber er war mehr als ein naiver Epiker. Die erzähltechnischen Revolutionen der Moderne hat er mit intuitiv-imitatorischem Kunstverstand in sein Repertoire aufgenommen. Im Klappentext steht etwas vom Einfluss des „Ulysses" von James Joyce, der nur wenige Jahre zuvor erschienen war, in den langen inneren Monologen, mit denen der alten Gant gewissermaßen zum Leopold Bloom von Altamont wird.

Kalendereinträge 28.1.64: „Nachmittags gemalt. Porträt misslungen obwohl gut. Am nächsten Nachmittag nach der Schule weitergelesen. Am 29.1. gabs Turnen, Basketball, in Bio eine Ex., ein Frühlingsahnen ist da, sehr warm. Vollmond. Heimweh nach? Ruhiges Leben nach verschwommenen Regeln und ohne Selbstbeherrschung. Nachmittags weiter mit *Schau heimwärts Engel*, dreh dich nicht um Frau Lot, sonst bist du tot. Salzsäule. Grusel."

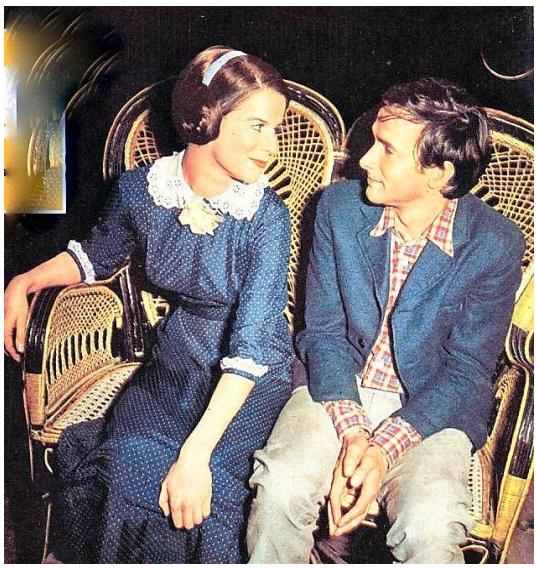
In Thomas Wolfes Roman war ich inzwischen beim Buch 3, Kapitel XXIX. Hier hatte ich mit Bleistift ein paar Textblöcke markiert. Sie müssen mich beeindruckt haben. Es sind die historisch starken Passagen, die die Situation nach dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg 1917 an der amerikanischen Heimatfront schildern. Die Regierung hatte zudem mit dem Liberty Loan Act 5 Milliarden Dollar bereitgestellt, um die Waffenindustrie hochzufahren und die Streitkräfte einsatzbereit zu machen.

„Im April erklärte das Volk der Vereinigten Staaten dem Deutschen Reich den Krieg. Eh noch der Monat um war, wurden alle jungen Männer in Pulpit Hill, die über einundzwanzig und tauglich befunden waren, zum Heeresdienst eingezogen. Eugen sah zu, als die Ärzte in der Gymnastikhalle Musterung abhielten. Er beneidete die Jünglinge um die bedenkenlose Unschuld, mit der sie sich vor aller Augen auszogen: sie warfen ihre Kleider in ein Bündel zusammen und traten lachend und selbstsicher in ihrer Nacktheit vor die Ärzte: gutgewachsene, saubere Burschen, gesund und gelenkig, mit gesunden, weißen Zähnen. Studenten, die in der Musterung für tauglich erklärt worden waren, kamen mit gepackten Handkoffern aus den alten Dormitorien herunter. Sie gingen über den großen Kampus der Universität, schritten fort unter den alten Bäumen, die Dorfstraße hinunter. Von Zeit zu Zeit streckten sie die Arme hoch zum Lebwohl: »So lang, ihr Jungen! Auf Wiedersehn in Berlin!« Das glänzende und trennende Meer schien nun näher und nicht so breit.

Eugen „las sehr viel, planlos und rein zum Vergnügen. Er las Defoe, Smollet, Sterne und Fielding: das feine Salz des englischen Romans, das unter der Herrschaft der Witwe von Windsor von einem Ozean verzuckerten Tees verschwemmt worden ist. Er las Boccaccio und alles, was von einer zerrissenen Band des *Heptameron* übrig war. Er las Aischylos, Sophokles, Euripides. Er verliebte sich in die Welt der Fabulierlust, des Traumgesponnenen, Widerdachten und Freierfundenen vom *Goldnen Esel* bis zu Samuel Taylor Coleridge. Er begeisterte sich für Satiriker: Aristophanes, Voltaire, Swift. Er las S*ir Gawayne and the Grene Knight* und *The Book of Tobit*. Er wollte Gespenster und Wunder nicht erklärt haben. Und er sehnte sich nach Gespenstern, nicht nach indianischen, sondern nach Geistern, die in Rüstungen umgehen, den Schemen alter Könige, den Spukgestalten der Damen von einst hoch zu Roß mit hohen konischen Hüten. Damals merkte er erstmals, wie einsam das Stück Erde war, auf dem er wohnte. Und plötzlich erschien es ihm sonderbar, daß er da mitten in der Wildnis hockte und seinen geliebten Euripides las. Um ihn war das Dorf, und darüber hinaus war die wellige, häßliche Gegend mit den vereinzelten Farmen, und darüber hinaus war Amerika – noch mehr Land, noch

mehr billige, hölzerne Farmhäuser, noch mehr Städte: hart, häßlich und roh. Er saß da und las den Euripides, und ringsum war eine Welt von Weißen und Negern, die von gebackenen Speisen lebte. Er las von dem alten Spuk, den alten Hexereien ... aber ging je ein altes Gespenst in diesem Lande um? Plötzlich hatte er das vernichtende Gefühl von der Unbeständigkeit seiner Nation. Nur die Erde überdauerte, die gigantische, amerikanische Erde, die eine Welt windiger, fallsüchtiger Baulichkeit an ihren schreckhaften Brüsten trug. Nur die Erde überdauerte, diese breite furchtbare Erde, die von keinen Gespenstern heimgesucht war. Ach, verschollen in der Wüste, verschüttet, verweht, halbzertrümmert unter den geborstenen Säulen verlorener Tempel ... da war kein zerbrochenes Bild des Menkaura, kein Alabasterhaupt Echnathons. Nichts war aus Stein. Nur die Erde überdauerte, an deren einsamem Herzen er den Euripides las. In ihren Gebirgen hatte er, ein Gefangener, gehaust; auf ihren Ebenen wanderte er allein, ein Fremdling.

O Gott! O Gott! Wir sind Verbannte in einem anderen Land gewesen und Fremdlinge in unserm eignen. Die Berge waren unsre Meister. Eh' wir noch fünf Jahre alt wurden, standen sie fest in unseren Augen, in unseren Herzen. Und alles, was wir sagen und tun, ist an die Berge gebunden. Unser furchtbares Land hat unsere Sinne genährt. Unser Blut pulst im Herzschlag Amerikas. O dieses Land, das wir verlassen, aber nie verlieren, nie vergessen können! Wir gingen auf einer Landstraße in Cumberland, wir mußten uns bücken, weil die Decke des Himmels so niedrig hängt. Wir flohen aus London und gingen an kleinen Flüssen entlang in einem Land, das gerade groß genug und nicht größer ist. Und nirgends, wo wir hinkamen, war Weite. Erde und Himmel waren eng und nah. Und der alte Hunger kam wieder, der dunkle, furchtbare Hunger, der den Amerikaner peinigt und heimsucht, dieser Hunger, der uns zu Haus zu Verbannten und überall sonst zu Fremdlingen macht.“



Im Kapitel **XXX** folgt eine Liebesgeschichte zwischen Eugen mit Laura James, sie küssten sich wie ich und Shelagh uns geküsst hatten. Viele meiner Lebensum-stände finden sich auch im Leben von Eugen wieder. Er war sogar Messdiener. Die Familienstrukturen wa-ren ähnlich, das Gästehaus und die Immobilienge-schäfte der Familie und die Bedeutung wirt-schaftlichen Erfolgs über Wohl und Wehe. Laura war 21 Jahre und älter als Eugen. Verknallt wie er war, machte er ihr ein Heiratsantrag. Sie war eine erwachsene Frau und dachte ans Heiraten, aber doch keinen 16 Jahre alten Jüngling. „Tränen mussten fließen bevor er ihre leuchtenden Augen küßte. Er verwuchs mit ihrem jungen Mänadenleib, sein Herz schlug köstlich an ihre schmalen, festen Brüste. Sie war sanft und schmiegsam wie eine Weidengerte in seiner Hand. Sie war schnell wie ein Vogel, huschender noch als die tanzenden Lichter auf ihrem Gesicht. Er hielt sie fest. Ganz fest, damit sie sich nicht wieder in einen Baum verwandle oder im Wald verschwände wie Rauch.“

Die nächste Markierung mit Bleistift fand ich im Dritten Buch, Kapitel **XXXII**: Eugen war an Weihnachten von Pulpit Hill, wo er sein zweites Studienjahr begonnen hatte, nach Altamont gefahren, wo sich die Familie versammelt hatte. Auch Bruder Lukas kam von der Marineschule. Der Seemann hatte sich einen extra Handkoffer besorgt und eine Auswahl guter Getränke für seinen Vater darin verstaut: mehrere Flaschen Scotch Whisky und Rye Whisky, zwei Flaschen Gin, eine Flasche Rum, eine Flasche Portwein und eine Flasche Sherry. Vor dem Abendessen waren alle plötzlich so mild und gesellig aufgelegt. »Geben wir dem armen Kleinen auch was zu trinken!« sagte Helene. »Es wird ihm nicht schaden.« Sie überhäuften ihn mit Warnungen, als er sein Glas hob. Er würgte einen Augenblick, als ihm der feurige Whisky in der Gurgel brannte. Der Atem blieb ihm aus, Tränen traten ihm in die Augen. Er hatte nur sehr selten vorher genippt; ganz geringe Mengen, die ihm Helene in der Woodson Street verabreicht hatte, und einmal mit Jim Trivett einen Schluck, woraufhin er sich ganz beschwipst vorgekommen war. Nach dem Essen tranken sie wieder. Sie erlaubten ihm *einen Kleinen*.

Dann gingen alle in die Stadt, um ihre letzten, verspäteten Weihnachtseinkäufe zu erledigen. Er blieb allein im Haus. Der Whisky rollte warm und angenehm in seinen Adern, badete seine zappeligen Nervenenden, gab ihm ein Gefühl von Macht und Ruhe, wie er es nie gekannt hatte. Er ging in die Speisekammer, wo die Flaschen aufbewahrt wurden. Er nahm ein Wasserglas und füllte es experimentierlustig zu gleichen Teilen mit Whisky, Gin und Rum. Dann setzte er sich an den Küchentisch und trank langsam das Glas aus.

Der furchtbare Trank schmiss ihn um mit der Wucht und Plötzlichkeit einer Boxerfaust. Er war auf der Stelle betrunken, und auf der Stelle wußte er, warum Menschen trinken. Es war – das merkte er – einer der großen Augenblicke seines Lebens. Er lag da, gierig und beobachtete, wie der Trank die Herrschaft über sein jungfräuliches Fleisch gewann; er war wie ein junges Mädchen, das zum ersten Mal von seinem Liebhaber umarmt und besessen wird. Und plötzlich ward ihm klar, wie sehr er seines Vaters Sohn, wie ganz und gar, mit was für einer erhöhten Daseinslust und welch einer erlesenen Verfeinerung der Sinne, er ein Gant war. Er freute sich über seinen langen Leib und seine großen Glieder, an denen die Zaubermacht des mächtigen Likörs ein besseres Wirkungsfeld habe. In der ganzen Welt gab es seinesgleichen nicht mehr, gab es keinen zweiten Menschen, der so dafür geschaffen war, erhaben und großartig betrunken zu sein. Betrunkensein war größer als alle Musik, die er gehört hatte, es war so groß, wie die größte Dichtung. Warum hatte man ihm das nie gesagt? Warum hatte niemand darübergeschrieben?



entsprechend war, sich einen Gott in der Warum, wenn es möglich trinken und dadurch Flasche zu kaufen, ihn zu waren die Menschen nicht selber ein Gott zu werden, erlebte den Augenblick immer betrunken? Er Wunders, in dem wir des großen, herrlichen begrabene Dinge in uns einfache, ungesagte, bewußt, aber entdecken. Tatbestände, die liegen. So mag sich ein unausgesprochen in uns nach dem Tode im Jenseits Mensch vorkommen, der Himmel erkennt. Eine aufwacht und um sich den Starre bekroch nun sein göttlich lähmende, schwere wurden steif, seine Zunge Fleisch. Seine Glieder sie endlich ganz ungelenk wurde dick und dicker, bis hin, wiederholte war. Er sprach laut vor sich über, lachte dabei laut schwierige Sätze über und Bemühungen. Über und verzückt über seine hing sein Bewußtsein wie seinem betrunkenen Körper sah hohnvoll auf ihn he- ein Falke in der Schwebe. Es voll und mitleidig von runter. Es nahm kummer- Es war etwas Unsicht- seinem Gelächter Kennt-nis. bares, Unberührbares in ihm, etwas, das jenseits seiner selbst und über ihm war: ein Auge innerhalb des Auges, ein Hirn über sei-nem Hirn, der Fremdling, der in ihm wohnte, der ihn betrachtete, der er selbst war, der Fremdling, den er nicht kannte. Aber, dachte er, ich bin nun allein in diesem Haus; wenn es mir gelingen könnte, diesen Fremdling kennenzulernen, will ich's versuchen. Er stand auf, verließ die helle, warme Küche und ging hinaus in die Diele, wo ein trübes Licht brannte und die hohen Wände eine kalte Nässe ausschwitzten. Das also, dachte er, ist das Haus. Er setzte sich in einen großen, hölzernen Sessel und lauschte auf das kalte Gesinter der Stille. Das ist das Haus, in dem ich als Verbannter weilte. Es haust ein Fremdling in diesem Haus, und es haust ein Fremdling in mir. O Haus des Admet, in dem ich (obschon ein Gott) so vieles ertrug. Nun Haus, ich fürchte mich nicht. Kein Gespenst braucht vor mir bange zu sein. Wenn da eine Tür in die Stille führt, soll sie sich auftun. Meine Stille ist größer als Deine. Und Du, der Du in mir bist, Du, der ich selber bin, tritt hervor aus dem stillen Gehäus meines Fleischs, das keine Anstalten trifft, Dich zu verleugnen. Niemand kann uns sehn: Oh komm mit ungebeugter Miene, oh komm, mein Bruder und mein Herr! Wären mir

vierzigtausend Jahre gegönnt, dann würde ich sie alle, bis auf die neunzig letzten, der Stille schenken. Ich würde an der Erde anwachsen, wie ein Hügel oder ein Fels. Entwirke dieses Gewebe aus Tagen und Nächten; wickle mein Leben zurück von der Spule bis zu meiner Geburt; nimm mich heim in die Nacktheit und baue mich wieder auf aus allen Summen, die ich nicht gezählt habe. Oder laß mich das lebendige Antlitz der Dunkelheit sehn, laß mich das furchtbare Urteil Deiner Stimme vernehmen. Da war nichts als die lebendige Stille des Hauses: keine Türen taten sich auf.“ Holladriödüdliüdätata, das klingt nach Wiedergeburt im laufenden Leben. Alfons Selzle, Lehrer für katholische Religion am ORG Weilheim lehrte uns: „Im Hinduismus und Buddhismus glauben die Menschen an Reinkarnation. Der Körper wird lediglich als Gefäß für die Seele – genannt Atman – gesehen. Diese Seele muss nach dem Tod weiter-wandern. In welcher Form man wiedergeboren wird, hängt davon ab, wie viel Karma durch gute Taten gesammelt werden konnte. Die Wiedergeburt im Christentum beinhaltet die Vergebung der Sünden, befähigt den menschlichen Verstand, geistliche Wirklichkeiten zu erkennen (1 Kor 2,14–15, Kol 3,10) und befreit den in der Sünde versklavt gewesenen Willen zur Heiligung, zum freiwilligen Gehorsam gegenüber Gott (Röm 6,14.17–22).“

Aber das spielte im weiteren Verlauf des Romans keine Rolle, denn Eugens Familie kam zurück und als sie entdeckte, dass Eugen eine schwere Alkoholvergiftung hatte, behandelte sie ihn unter Vater Olivers sachkundigen Anweisungen. Während er seinen Vollrausch ausschlief, war die Familie übereingekommen, ihm geflissentlich zu vergeben. Es gibt trotzdem Knatsch. Von den *akademischen Allüren des langen Lulatsch* und sonst was war die Rede. Darauf keilte Eugen zurück: »Oh, dort ist einer, sicher ist einer dort«, rief er. »Denn ich bin ja schon gestraft worden. Bei Gott! Ich werde den Rest meiner Tage brauchen, um mein Herz wiederzufinden, um die Wunden auszuheilen und die Narben zu verschmerzen, die mir zugefügt wurden, als ich ein Kind war. Das Erste, was ich tat, als ich aus der Wiege kam, war, daß ich nach der Tür krabbelte, und alles, was ich seitdem getan habe, war ein Versuch zu entfliehen. Und nun schließlich bin ich von Euch allen frei, auch wenn Ihr mich noch ein paar Jahre festhalten könnt, und sofern ich nicht frei bin, so bin ich doch wenigstens in meinen eignen Kerker gesperrt. Aber ich werde es schaffen, daß Schönheit und Ordnung in mein wirres Leben kommen. Ich werde einen Weg ins Draußen finden, selbst wenn es mich zwanzig Jahre kostet – und zwar allein.« »Allein?« fragte Eliza mit dem alten Argwohn. »Wohin willst Du denn gehn?« »Ach!« sagte er. »Du hast nicht aufgepaßt, nicht wahr? Ich bin schon gegangen.«

„Die folgenden Monate, voll von Hunger und Entsetzen, können hier nur kurz und andeutungsweise behandelt werden. Kaum etwas von Eugens Erlebnissen und von den Menschen, die er damals kannte, wird hier erzählt, denn die Ereignisse jener Zeitspanne gehören in eine Geschichte von Flucht und Wanderschaft. An dieser Stelle haben sie lediglich den Sinn einer Einführung in die Reise, die dieses Leben machen wird; sie geben einen Vorgeschmack der Verbannung, in der dieser Mensch leben wird. Aus dem Chaos dieser von Nachtalben verfinsterten Monate läßt sich nichts lesen außer dem blinden Tasten einer Seele nach Freiheit und Selbständigkeit.“ Sein Vater gab ihm Geld für ein Ticket nach Norfolk. Da wollte er hin, um Laura James zu treffen. Aber er trifft sie nicht. Kann sie nicht finden. Nach wenigen Tagen muss er Geld als Tagelöhner verdienen und ist zwischenzeitlich Hafenlademeister für T.N.T. und Nitroglyzerin, also ziemlich gefährliches Zeug. Er macht gutes Geld. 130$ sind ein Trinkgeld im Vergleich zu den Summen, mit denen seine Mutter spekulierte. Zu Hause ging es indes drunter und drüber.



Sein älterer Bruder Ben ist erschöpft: »Ich hab nichts vom Leben gehabt. Ich hab versagt. Ich bin hiergeblieben, bis ich erledigt war. Meine Lunge geht drauf. Sie nehmen mich nicht mal zu den Soldaten. Ich tauge nicht genug, um von den Deutschen totgeschossen zu werden. Ich hab nie zu was getaugt. O Du mein Gott!!« stöhnte er leidenschaftlich. »Worum dreht sich alles? Kannst Du es mir sagen? Kannst Du es herausfinden, Eugen? Ist das Leben denn wirklich so, oder treibt jemand einen wüsten Scherz mit uns? Vielleicht

träumen wir das alles, glaubst Du das?« »Ja«, sagte Eugen. »Ich glaube, daß wir es träumen. Aber ich wünschte, wir würden erweckt.« Er schwieg. Er saß am Bettrand über seinen dürren, nackten Leib gebeugt. Er brütete vor sich hin. »Vielleicht«, sagte er langsam, »gibt es nichts, gibt es niemanden, zum Erwecken.« »Zur Hölle mit dem ganzen Kram«, sagte Ben. »Ich wollt', es wäre rum!« Es kam später wie erwünscht. Ein Telegramm rief Eugen aus dem Internat nach Hause: Ben hatte eine Lungenentzündung. „Ben lag auf dem Bett, im gesammelten grellen Licht, und sie sahen, auf ihn herunter: er lag wie ein riesenhaftes Insekt auf dem Tisch eines Naturforschers und kämpfte, während sie zusahen, um seinem armen, verzerrten Leib das Leben zu erhalten, das keine Macht der Welt halten konnte. Es war ungeheuerlich und roh."

Kapitel **XXXVIII**: Drei Wochen nach Eugens Rückkehr auf die Universität endete der Weltkrieg. Die Studenten zogen fluchend die Uniformen aus, läuteten die große Bronzeglocke, machten ein mächtiges Freudenfeuer auf dem Kampus und tanzten drumherum wie Derwische. Allmählich dann gehörte das Leben wieder den Zivilisten. Dem Winter ward das graue Rückgrat gebrochen, und der Frühling drang durch. Eugen war ein großer Mann auf dem Kampus der kleinen Universität. Er tummelte sich übermütig im Strudel des Lebens, das ihn umgab. Freudenschreie fuhren aus seiner Kehle: Der Frühling war wiedergekommen über das ganze Land. Die jungen Männer waren zurückgekehrt auf den Kampus. Die Bäume schlugen aus, kleinfiedrig, in einem zarten Hauchgrün leuchtete das Laub. Glockenhafte Narzissen sprossen aus fettem, schwarzem Grund. Pfirsichblüten fielen auf schrillgrüne Inseln aus jungem Gras. Allenthalben war das Leben: es war wiedergekommen, es war wieder erwacht, es lebte wieder. Freudig und sieghaft dachte Eugen an die Blumen auf Bens Grab." Kapitel **XXXIX:** Gant und Eliza kamen zu Eugens Graduation und hörten die Reden und Gesänge aufs aufmerksamste an. „Ihr Sohn war ein großer Mann. Sie sahen und hörten ihn auf dem Kampus, vor seiner Klasse und bei der Promotion, wo seine akademischen Ehren und seine Preise verkündet wurden. Lehrer und Kameraden sprachen von ihm und sagten alle, daß Eugen eine »glänzende Karriere« machen würde. Und Gant und Eliza waren wohl ein klein bißchen angetan von all dem falschen Goldglanz der Jugend. Sie glaubten, daß alles möglich wäre. Er besorgte ihnen Unterkunft im Dorf. Es war Anfang Juni, und der Juni war hitzig grün, von einer heftig-wollüstigen Südlichkeit. Der Kampus war ein grüner Ofen; Graduierte früherer Jahrgänge, zur Reunion versammelt, liefen speckig-angeschwitzt zu zweien herum; kühle, hübsche Mädchen, von der Sorte, die nie schwitzt, waren da, um der Promotion ihrer Freunde beizuwohnen und zu tanzen; die Mamas und Papas wurden linkisch und scheu herumgeführt. Eugen begleitete die beiden nach Exeter und brachte sie im Pullmanwagen behaglich unter. Um Gant kümmerte sich Helene. Sie fütterte ihn. Eugen wollte noch ein paar Tage in Pulpit Hill bleiben, um seine Siebensachen zusammenzupacken, den Krempel von vier Jahren, Briefe, Bücher, Manuskripte und allerhand wertloses Zeug. Er hatte anscheinend Elizas blinde Anhordungssucht geerbt. Er war verschwenderisch mit Geld und verstand nicht, damit hauszuhalten; aber von Sachen konnte er sich nicht trennen, selbst wenn sie ihn, samt der schalen, verstaubten Vergangenheit, längst anwiderten. Er hatte ihnen nichts zu sagen. Eugen war neunzehn, hatte das College absolviert und hatte trotzdem keine Idee, was er werden wolle. An Gants Plan, daß der Junge Rechtswissenschaft studieren und in die Politik eintreten solle, glaubte seit Eugens zweitem Universitätsjahr kein Mensch mehr. Es war allzu augenfällig, daß Eugen keine Lust zur Juristerei hatte. Insgeheim hielt ihn die Familie für einen Exzentriker; für sie war er »quer«, wie sie es nannten; sie munkelten etwas von »unpraktischer Art« und »literarischer Neigung«. Lächerliche Vorstellung, diese schlaksige Gestalt mit dem wilden, leidenschaftlichen Gesicht in einen Gehrock zu stecken! Er war undenkbar als Kaufmann oder Jurist. Eher sahen sie ihn als einen Bücherwurm und Träumer. »Hm«, begann Eliza mit einem neckisch geschmerzten Lächeln, »diese Reden werden Dir hoffentlich nicht den Kopf verdrehn!« Sie nahm seine Hand, in ihre rauhen, warmen Hände. Plötzlich standen Tränen in ihren Augen. »Also Sohn«, sagte sie sehr ernst, »ich wünsche, daß Du nun fortfährst und Dir Mühe gibst, etwas zu werden. Keines von den andern hat die Gelegenheit gehabt, und Du, hoffe ich, wirst sie nutzen. Dein Vater und ich haben unser Bestes getan, der Rest hängt von Dir ab.« Er nahm ihre Hand und küsste sie. Eine wilde Ergebenheit wallte in ihm auf. »Ich werde etwas leisten!« sagte er. »Ich will.« Seine Eltern blickten ihn altklug an. Sein Gesicht glühte vom leidenschaftlich-naiven Eifer der Jugend, und sie empfanden Zärtlichkeit und Liebe zu seiner Jugend und vor all dem,

was ihm um dieser Jugend willen noch verschlossen war. Und ihn beströmte eine große Liebe, weil sie so sonderbar und hilflos einsam waren, und ein Mitleid überfiel ihn, weil er ahnte, daß ihm die Titel und Ehren, die sie für ihn begehrten, bereits gleichgültig waren, und daß die Dinge, die er nun für sich selber begehrte, völlig außerhalb ihres Wertermessens standen. Und bestürzt von dieser Einsicht wandte er sich ab, die hagre Hand an die Kehle gekrallt.

Er fuhr zurück nach Pulpit Hill für zwei oder drei Tage glücklicher Einsamkeit in der verlassenen Universität. Er strich nachts auf dem Kampus umher unter dem großen Mond des prächtigen, vollentfalteten Spätfrühlings; er atmete die tausend schweren Düfte von Laub, Gras und Blumen, die Gerüche des üppigen, verführerischen Südens. Er empfand die köstliche Traurigkeit des Abschieds, und im Mondlicht sah er die tausend Schatten von Jünglingen, die nie wiederkommen würden. Eugen aber scherte sich nicht im Geringsten um den Gedanken an ein Ziel. Er war von wilden, nie gekannten Verzückungen besessen. Er war ein Zentaur, mondäugig, wildgemähnt, hingerissen vom Hunger nach der goldenen Welt. Manchmal war er nahezu außerstand, in zusammenhängenden Sätzen zu sprechen. Wenn Leute mit ihm sprachen, kam es vor, daß er sie plötzlich anwieherte und davonsprang, das Gesicht von idiotischer Lebensfreude verkrampft. In der Ekstase von tausend unausgesprochenen Wünschen trieb er sich quietschend in den Straßen und auf dem Kampus umher. Die Welt lag vor ihm, er brauchte sie nur zu fassen, mit ihren herrlichen Städten, goldenen Weinjahren, glorreichen Triumphen, schönen Frauen, voll von tausend ungekannten und großartigen Möglichkeiten. Nichts war trüb oder dumpf. Die fremden, zauberhaften Küsten waren unbesucht. Und er war jung und unsterblich.“ Er hatte den Kampus in Pulpit Hill verlassen. Er hatte ein neues Ziel: Ein Studium an der Harvard Universität, finanziert aus dem Vermächtnis seines Vaters, der noch lebte, aber die Verfügungsgewalt auf Eliza übertragen hatte. »Warum kann ich eigentlich nicht auf meinen Anteil an Vaters Erbschaft studieren?« »Aber Kind!« sagte Eliza ärgerlich. »Du sprichst, als wären wir Millionärsleute! Ich weiß nicht mal, ob da für irgendjemand ein Erbteil abfallen wird. Und überhaupt«, fügte sie mürrisch hinzu, »Dein Vater hat sich gegen sein besseres Urteil zu diesem Testament bereden lassen.« Eugen wurde vom Jähzorn gepackt, er trommelte sich wild mit den Fäusten auf den Brustkasten. »Ich will fort! Ich will fort! Jetzt! Laß *Du* mich gehn! Ich brauch das Geld nicht, wenn ich alt und verfault bin! Ich brauch es jetzt! Zum Teufel mit den Liegenschaften! Was nützen mich die dreckigen Grundstücke! Ich hasse den ganzen verdammten Bodenbesitz!« Er war außer sich, verzweifelt, völlig von Sinnen, weil sein Plan vereitelt sein sollte. Er schrie: »Laß mich gehn!« Blind vor Wut schlug er seinen Kopf an die Wand. - Eliza schürzte die Lippe: »Also«, sagte sie nach einer Weile, »ich werde Dich auf ein Jahr hinschicken. Dann wollen wir weitersehn.« Vor seiner Abreise muss er noch Formular unterschreiben, das bestätigte, das Eugen Gant fünftausend Dollar seines väterlichen Erbanteils in Form von Studienkosten empfangen habe.

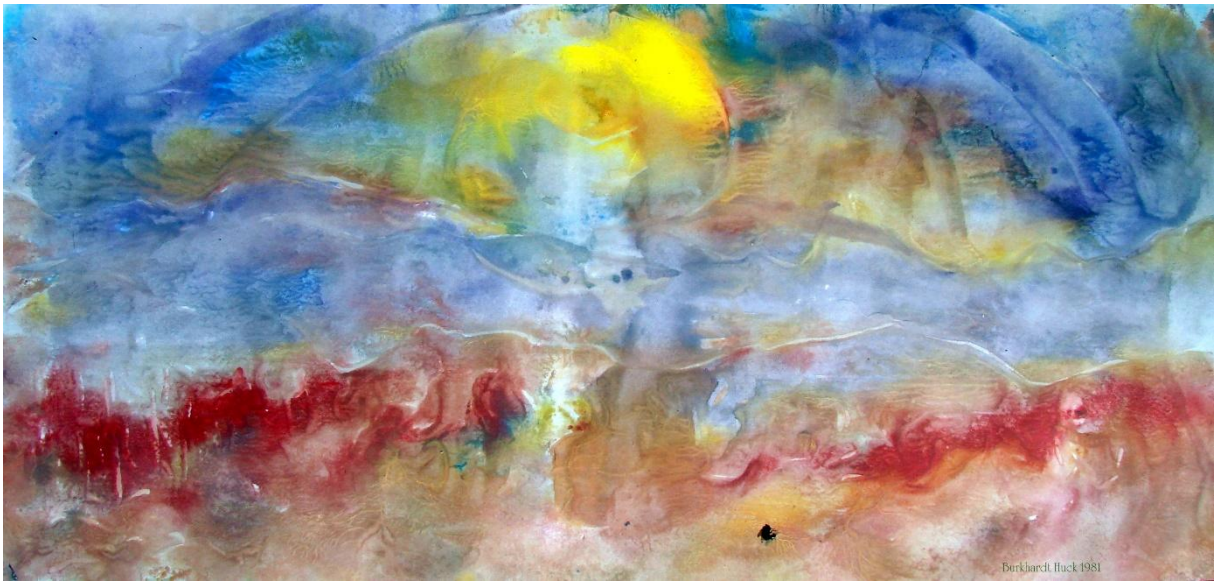


Die wunderbaren Berge blühten auf im Dämmer. Wir werden nicht wiederkommen. Wir werden nie wieder zurückkommen. Wortlos sahen sie einander an, wortlos verstanden sie sich. Plötzlich wandte sich Eliza ab, und mit schwankenden, unsteten Schritten, ganz so, wie sie damals aus dem Zimmer, in dem der sterbende Ben lag, herausgetaumelt war, ging sie auf die Tür zu. Eugen sprang über den Vorgartenpfad und nahm mit einem einzigen Satz die Stufen der Verandatreppe. Er riß die rauen Hände, die sie über ihrem Leib gefaltet hatte, leidenschaftlich an sein Herz. »Lebwohl!« murmelte er. »Lebwohl! Lebwohl, Mama!« Ein Schrei, fremd und wild wie der Schrei eines gepeinigten Tiers, entrang sich seiner Kehle. Seine Augen waren blind vor Tränen. Er versuchte zu sprechen, versuchte, seine Empfindung in Worte zu pressen: es drängte ihn, all den Schmerz, die Schönheit und das Wunder ihres Daseins auszusagen, und sich aussagend, in unglaublicher Rückerinnerung und innerer Schau, jeden Schritt der furchtbaren Reise bis heim in die Wohnung ihres Schoßes zu tun, – aber ihm fielen keine Worte ein, ihm konnten keine Worte einfallen, heiser vor Leidenschaft murmelte er nur immer wieder: »Lebwohl! Lebwohl!« Sie verstand ihn, sie wußte alles, was er empfand und sagen wollte. Ihre kleinen, matten Augen standen voll Tränen, ihr Gesicht war zu einer schmerzenden Kummergrimasse verzogen, und sie wiederholte ein paarmal:

»Armes Kind! Armes Kind! Armes Kind!« Und dann flüsterte sie beklommen:

»Wir müssen versuchen, einander zu lieben.«

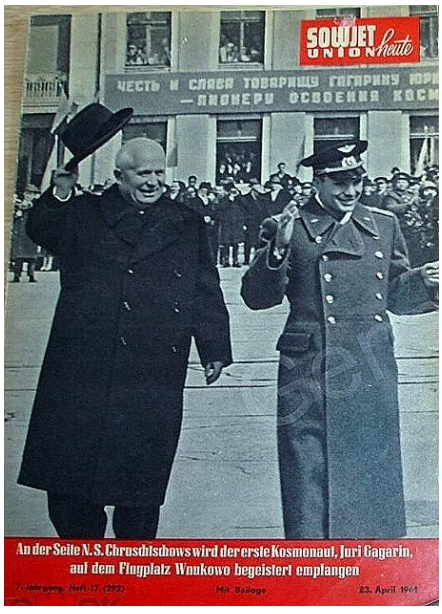
Und dieser Leitsatz, furchtbar und schön, die letzte abschließende Weisheit, die die Erde vergönnt, kommt am Ende. Zu spät wird ihrer gedacht, zu spät wird sie ausgesagt und in Trübsal. Unbezichtigt und ehrfurchtgebietend steht dieses Wort über dem staubaufwirbelnden Lärm unsrer Leben. Kein Vergessen. Kein Verzeihen. Kein Leugnen. Keine Erklärung. Kein Haß. Oh Du sterbliche und vergängliche Liebe, die Du mit diesem Fleisch geboren bist, und die Du sterben wirst mit diesem Hirn: immer und ewig wird Dein Gedenken auf Erden umgehen. - Und nun die Ausreise. Wohin?“



Das letzte Kapitel des dritten Buches XL könnte folgenden Titel haben: *Apotheose.* „Der Stadtplatz lag im hellsten Mondlicht. Der Springbrunnen pulsierte stet, keine Brise verwehte die Sprühfahne, und die fallende Wassersäule plantschte pünktlich auf den kleinen Teich. Niemand kam. Die Uhr am Bankgebäude schlug ein Viertel nach Drei, als Eugen um die Nordecke aus der Academy Street einbog. Er ging langsam an der Feuerwehrhalle und dem Rathaus vorbei. An Gants Ecke war der Platz abgerundet, denn von dort schoß die Straße steil bergab zur Niggerstadt hinunter. Im Mondlicht sah Eugen seines Vaters Namen halbverwischt auf der Backsteinfassade. Oberhalb des Bürgersteigs, am Eisengeländer der Steinterrasse, lehnte ein Mann. Er stand da und rauchte. Verwirrt und ein wenig bang ging Eugen auf ihn zu. Langsam stieg er die breiten, hölzernen Treppenstufen hinauf und sah dem Mann vorsichtig in das vom Schatten halbverdunkelte Gesicht.“ Es war sein verstorbener älterer Bruder Ben. Er kann rauchen und sprechen und ist nicht tot. Also ein Gespenst. Nein, sagt Ben, es

kommt auf den Blickwinkel an. Eugens Visionen werden vieldimensional, seine Fantasie treibt ihn durch surreale Welten, von denen er Ben erzählt. Im Augenblick einer furchtbaren Vision sah Eugen im qualhaften Getriebe von tausend fremden Orten seine verwickelte Suche nach seinem Selbst gespiegelt. Und sein heimgesuchtes Gesicht war besessen von jenem dunklen und leidenschaftlichen Hunger, der im Weberschiffchen übers Meer gefahren kam und am Schicksalswocken unter den Pennsylvania-Deutschen den Faden weiterspann, jenem Hunger, der seines Vaters Augen verdunkelt hatte mit dem unfassbaren Verlangen, Engelshäupter aus Steinklötzen zu hauen. Und er, Eugen, dessen Erdenschau vom Wall der Bergwände umstellt war, er sah die goldenen Städte vor seinen Augen zerfallen, sah wie der üppigdunkle Glanz einer schmutzig-grauen Trübe anheimfiel. Sein Hirn war krank von der Million der Bücher, seine Augen waren krank von der Million der Bilder, sein Leib war siech von hundert fürstlichen Weinen. Ben blieb bei ihm bis er „allein und nackt in der Dunkelheit stand, fern von der verlorenen Welt der Straßen und Gesichter; auf dem Bollwerk seiner Seele, vor dem verlorenen Land seiner selbst; er hörte den Murmellaut der im Binnenland verlorenen Meere und der Hörner ferne, innere Musik. Die letzte Reise, die längste, die beste. Und es tagte; Vögel erwachten; der Stadtplatz lag gebadet im jungen Perlglast des Morgens. Ein leichter Wind flatterte über den Platz, und Eugen sah, wie Ben wie eine Rauchwolke im Frühlicht zerschmolz. Und die Engel auf Gants Terrasse standen erfroren starr und marmorstill, und in der Nachbarschaft erwachte das Leben mit hartem Rädergerassel und dem Klapperklang eisenbeschlagener Hufe. Und Eugen hörte den langen, klagenden Pfiff eines Zugs drunten am Fluß. Jedoch, als er da zum letzten Mal neben den Engeln auf seines Vaters Terrasse stand, schien es ihm, als sei der Stadtplatz bereits fern und verloren; oder, würde ich sagen: er war wie ein Mann, der auf dem Berg steht über einer Stadt, die er verlassen hat, jedoch nicht sagt »Die Stadt ist nah«, sondern seine Augen auf die fernen, schwingenden Bergketten richtet.“

In der kurzen Vita am Anfang des Buches steht, dass Thomas Wolfe ab 1920 an der Harvard Universität in Bosten Schauspiel/Drama studiert und mehrere Dramen geschrieben, aufgeführt und auch selbst mitgespielt hat. Im Jahr 1922 starb sein Vater und Thomas avancierte zum Magister der Haravard Universität. 1924 wurde er Dozent für Englisch an der Universität von New York. Ab 1926 und in den Folgejahren bis 1936 reiste er mehrfach nach Europa. Darunter sechs Mal nach Deutschland. 1929 veröffentlichte er seinen Roman „*Look homeward, angel*“ Er wurde 1932 in deutscher Übersetzung von Heinrich Maria Ledig-Rowohlt in Deutschland verlegt und war ein großer Erfolg. Sein Name stand nicht wie der von Ernest Hemingway auf der Liste der im Deutschen Reich verbotenen Bücher. Seine Reiseberichte veröffentlichte er in der Zeitschrift *The New Republic.* Er starb 1937 an Tuberkolose. Siebzehn Jahre nachdem er ausgezogen war, um in Harvard zu studieren.



Kalender am Donnerstag: „Deutsch: Gorki, Griechisch und Latein, Gähn, nach Essen und Salat weiter Wolfe gelesen. Im Briefkasten ein großer Briefumschlag DINA4 mit Bandstempel *Presseabteilung der Botschaft der UdSSR, Bonn,* Rundstempel mit Ort und Datum und Viereckstempel mit Wert der Gebühr in Zahlen. Das Kuvert enthielt zwei Ausgaben der "Die Sowjetunion heute". Zeitschrift über Leben und Arbeit, Kultur, Wirtschaft, Wissenschaft, Technik und Sport in der UdSSR. Die



Antwort auf den Brief, den ich vor zwei Wochen auf Muttis Schreibmaschine geschrieben hatte, überraschte mich, wie die des Handelshauses für Rolls Royce in Düsseldorf vor einem Jahr. In einem Brief an die Firma hatte ich großes Interesse am Kauf eines Fahrzeugs dieser Marke gezeigt und um die freundliche Zusendung von Daten und Bildmaterial gebeten. Das Kuvert war noch dicker als das der *Sowjetunion heute*. Es war voll mit Hochglanzpro-spekten zum Rolls Royce Silver Cloud 1963.
Wahrscheinlich hat mein Bruder, der Weltberliner Fritzi, mir an Weihnachten davon erzählt, dass man in Bonn nur höflich anfragen müsse und die Zeitschrift porto- und kostenfrei ohne Rückfrage nach Geburtsjahr verlässlich geliefert wird. Er hat dabei gegrinst und meinte, dass es sicher nicht viele wären, die sich für das Riesenland mit Tiefkühlklima interessieren. Wer liest gern russische Parteitagsreden in deut-scher Übersetzung? Dafür waren die Hefte frei von Anzeigen und Reklame. Wie auch immer: Ich wollte wissen wie, ob und wie lange es funktioniert. Sicherheitshalber verbarg ich das sowjetische Kuvert mit Inhalt im tiefsten Fach des Kleiderschranks unter den Pullovern. Die beiden Ausgaben mit Juri Gagarin und Nikita Chruschtschow auf dem Titelblatt waren älteren Datums. Sie könnten Otto in Versuchung bringen, sie zu konfiszieren wie früher Mickey Maus Hefte, die wir von den Ammis bekamen oder die Spiegelhefte von roten Nachbarn.



Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus

„Samstag, erster Februar. Fühl mich fiebrig um ½7 beim Aufstehen, ½ Jahreszeugnisvergabe, vier Stunden Schule. Mittags zum Zug, es taut und regnet. Heim, getrödelt. Nach dem Kaffee um fünf zum Zug, der kam nicht. Per Anhalter rein bis zum Harras, zu Fuß zum Stachus vorgelaufen. Im Spatenhaus, gegenüber vom Residenztheater Bier mit Wölfi.“ Warum wir beide dort waren, um ein 150 Jahre altes Theaterstück aus Preußen anzutun, weiß ich nicht mehr. Vielleicht, weil jemand anders weder wollte oder konnte und die Karten Mutti oder Otto, geschenkt hatten, die aber auch weder Zeit oder keine Lust hatten. Das Drama von *Heinrich von Kleist* aus dem Jahr 1809/10 hatte den Titel: *Der Prinz von Homburg*. Ich fand es auf der Liste der Lesestoffe in Deutsch im Jahresbericht der ORG Weilheim von der 4ten bis zur 9ten Klassem nur in der Klasse 8 c also Unterprima was heißt, es könnte in zwei Jahren in meinem Schulleben vorkommen oder nicht. Aus Ottos Herders Lexikon wusste ich, dass das Drama erst zehn Jahre nach seinem frühen Tod im Wannsee 1821 in Wien uraufgeführt wurde. Bis 1814 war es mit einem Aufführungsverbot durch Friedrich Wilhelm III. belegt und wurde zu Kleists Lebzeiten nicht mehr auf die Bühne gebracht. Eine gekürzte Fassung wurde 1821 unter dem Titel „Die Schlacht von Fehrbellin“ in Wien uraufgeführt. Auf Protest des Erzherzogs Karl wurde es nach vier Aufführungen wieder abgesetzt. 1828 wurde es erstmals, wieder gekürzt, in Berlin gezeigt. Nach der dritten Aufführung jedoch erließ der König ein erneutes Verbot. Nach dem Missbrauch des Stückes im Dritten Reich gelangte es nur zögerlich zurück auf deutsche Bühnen. Am 1. Februar 1964 stand es jedenfalls auf dem Winterprogramm des Residenztheaters, das 1951 in einem Neubau zwischen Nationaltheater und Residenz, im zerstörten Gebäude des früheren Hoftheaters, seinen Spielbetrieb wiederaufnahm. Das gesamte Interieur des alten Residenztheaters war während des Krieges demontiert und eingelagert worden und konnte 1958 an anderer Stelle in der Residenz, im ehemaligen Apothekerstock des Festsaalbaus, neu aufgebaut werden. Das nach seinem Architekten benannte Cuvilliers-Theater hatte 560 Plätzen, der Neubau des Bayerischen Staatsschauspielhauses mit seinem großen Foyer im ersten Stock mit Blick auf den Vorplatz des Bayerischen Opernhauses, hatte 1.000 Plätze. Im Innenrondell das National-theater konnten 2.100 Besucher Platz finden.



Das Residenztheater gegenüber war längst hell erleuchtet. Um sieben Uhr wurden auch die hohen Eingangstüren geöffnet. Um ½ 8 bezahlte Wölfi unser Bier im Spatenhaus an der Residenzstraße und wir gingen über den belebten Opernplatz und dem Denkmal für König Max-Joseph I von Bayern in seiner Mitte. Es wurde erst 1835 aufgestellt, zehn Jahre nach dem Tode des Königs, weil dieser es abgelehnt hatte, in sitzender Positur verewigt zu werden. Seitdem winkt er dem Publikum zu, das in die Säle der drei Theater strömt. Die Vorstellungen am Samstag waren meist ausverkauft. Was immer auch gespielt wurde, oft schon Tage vorher. Wir hatten also Glück, aber unser Platz befand sich weder in den achtzehn Sitzreihen von jeweils bis zu vierzig Plätzen pro Reihe im Parkett noch auf den Seitenbalkonen auf der rechten wie linken Saalseite oder dem großen Balkon in der Mitte mit fünf

Reihen von jeweils dreißig Plätzen, sondern über dem Balkon am Ende des großen Saals auf dem Rang. Dort gab es noch zwei Reihen mit jeweils dreißig Plätzen und dahinter nochmal zwei kleinere Reihen mit jeweils sechzehn Plätzen. Sie waren beliebt bei Studenten und Leuten mit wenig Geld. Wir hatten Glück im Unglück: Wölfi und ich hatten zwei Sitze in der ersten Reihe des Rangs an der Balustrade. Die Sicht war gut, aber wie sich bald herausstellte, der Ton manchmal sehr schwach.



Heinrich von Kleist stand erst in den 11ten Klassen in Deutsch auf dem Lehrplan, mit den Dramen Das Erdbeben von Chili oder Michael Kohlhaas. Folgendes konnte ich über Aufführung, Kulisse, Darsteller und Handlung des Grafen von Homburg zusammenstellen: „In seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg beschreibt Friedrich der Große 1751, wie der Prinz von Hessen-Homburg in der Schlacht von Febrbellin 1675 eigenmächtig und voreilig angegriffen und dadurch die Schlacht gewonnen habe. Diese Legende steht allerdings im Widerspruch zu den historischen Berichten. Kleist nutzte sie dennoch als Quelle und entwickelte den Stoff frei weiter. Das Handeln des Prinzen ohne ausdrücklichen Befehl wandelte er in ein Handeln gegen den Befehl um. Zur Entstehungszeit des Dramas gab es jedoch noch weitere prominente Fälle von Insubordination in der preußischen Kriegsgeschichte, die Kleist als Anregung für sein letztes Drama gedient haben könnten:

Die Schwäche und Passivität des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. gegenüber Napoleon, der seine Macht immer weiter ausdehnte, machte seinerzeit vielen zu schaffen. Angesichts der Bedrohung der eigenen Existenz durch die Franzosen setzte eine Welle des Patriotismus ein, der sich Kleist nicht entziehen konnte: Der junge Prinz Louis Ferdinand von Preußen griff 1806 in der Schlacht bei Saalfeld eigenmächtig den Feind an. Sein Angriff blieb erfolglos und brachte eine Niederlage ein; Louis Ferdinand fiel in dieser Schlacht. Viele lobten jedoch seinen Mut und seinen persönlichen Einsatz für das Vaterland. 1809 kam es unter der Leitung des Majors Ferdinand von Schill zu eigenmächtigen militärischen Aktionen gegen die französischen Besatzer durch preußische Freikorps. Er fand viele Anhänger und Unterstützer bei denen, die vom geringen Widerstand des Königs enttäuscht waren.

Die Hauptdarsteller auf der Bühne sind preußische Offiziere und Adlige

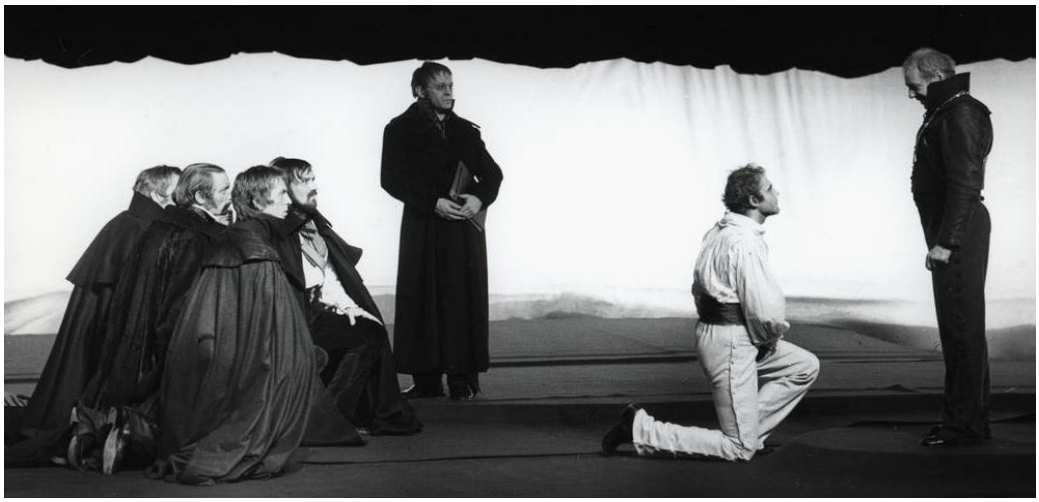
Handelnde Personen:

Friedrich Wilhelm, *Kurfürst von Brandenburg;* Die Kurfürstin; Prinzessin Natalie von Oranien, *seine Nichte, Chef eines Dragonerregiments;* Feldmarschall Dörfling; Prinz Friedrich Arthur von Homburg, *General der Reuterei;* Obrist Kottwitz, *vom Regiment der Prinzessin von Oranie;* Hennings, *Oberst der Infanterie;* Graf Truchß, *Oberst der Infanterie;* Graf Hohenzollern, *von der Suite des Kurfürsten;* Rittmeister von der Golz; Graf Georg von Sparren, *Rittmeister;* Stranz, *Rittmeister;* Siegfried von Mörner, *Rittmeister;* Graf Reuß, *Rittmeister;*

Ein Wachtmeister, Offiziere, Korporale und Reuter. Hofkavaliere. Hofdamen. Pagen. Heiducken. Bediente. Volk jeden Alters und Geschlechts.

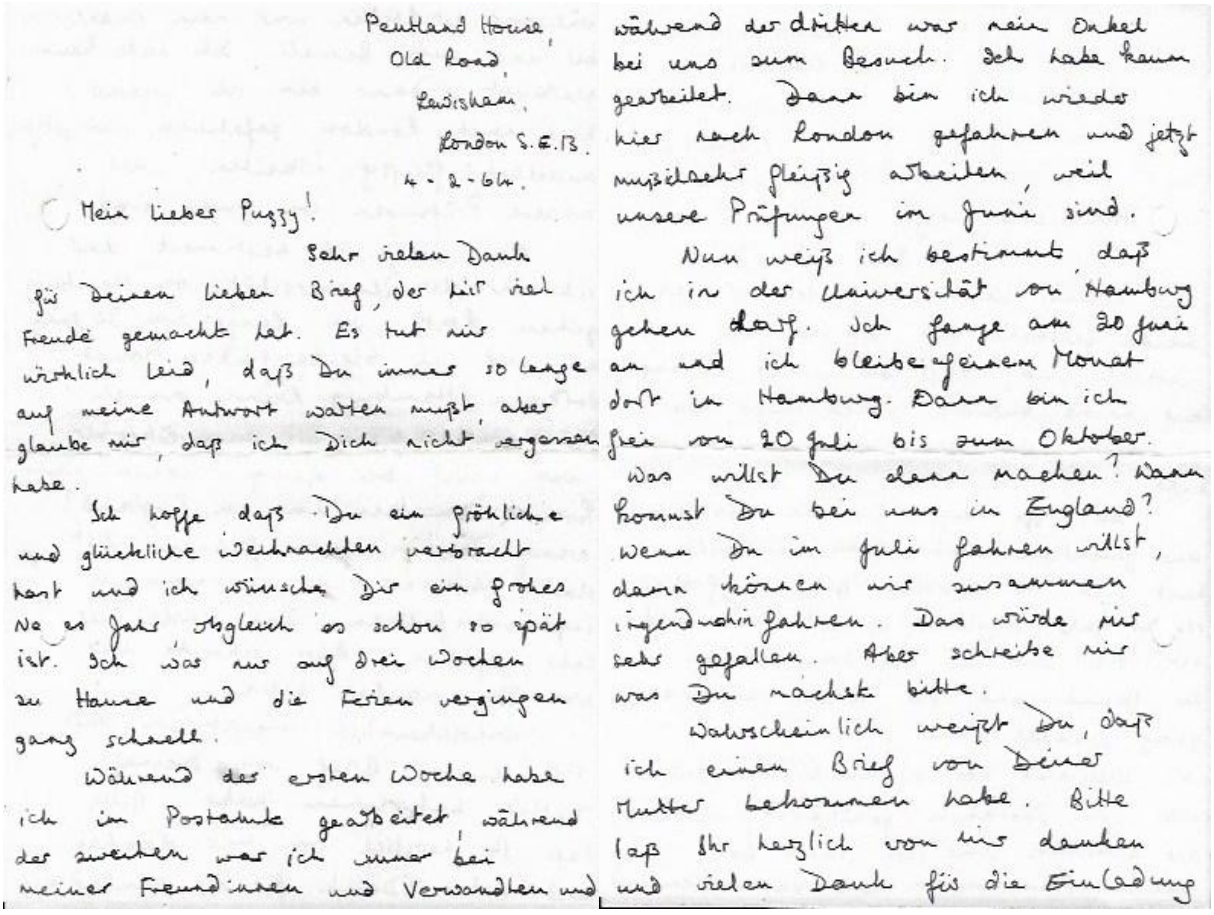
Der Prinz von Homburg, ein junger preußischer Reitergeneral in der Armee des Großen Kurfürsten, ist nach einem langen Feldzug erschöpft. Währender er ein Nickerchen macht, schlafwandelt und bindet dabei einen Lorbeerkranz. Mehrere Adlige bemerken dies, worauf der Große Kurfürst mit dem Prinzen ein Spiel treibt, welches damit endet, dass der Prinz der Nichte des Kurfürsten, Prinzessin Natalie, seine Liebe erklärt und einen ihrer Handschuhe ergreift. Aus seinem Traum erwacht, wundert sich der Prinz über den Handschuh in seiner Hand. Als bei der Besprechung des nächsten Kriegsgefechts im Kriegsrat die Aufgaben verteilt und Anweisungen gegeben werden, verwirrt und lenkt ihn der Auftritt der Prinzessin, die sich als Eigentümerin des geheimnisvollen Handschuhs entpuppt, dermaßen ab, dass er die ihm zugeteilte Rolle für den Kampf überhört: den Befehl nämlich,

bei der kommenden Schlacht den Feind nicht ohne ausdrückliche Order anzugreifen. Entgegen dieser Anweisung und den Ratschlägen seiner Offiziere gibt der Prinz den Befehl zum Angriff seines Regiments auf den Gegner. Ein klarer Sieg in der Schlacht bei Fehrbellin wird erzielt. Der Kurfürst lässt den Prinzen dennoch wegen *Befehlsverweigerung* verhaften, den Prozess machen und zum Tod



verurteilen. Fast zwei Stunden Sprechtheater in Uniform und Soldatensprache. Kriegspläne und Feldzüge der Preußen gegen Schweden, durchwirkt von einer Liebesgeschichte zwischen Neffe Friedrich und Nichte Natalie, die glücklich endet. Also keine Tragödie. Keine Komödie. Über eine unbestrafte Befehlsverweigerung nach Kriegsrecht lacht man nicht, aber ein Schmunzeln war erlaubt. War das damals normal? Das Publikum klatschte gesittet und ohne Gefühlsausbrüche.
Das war nach Jochen Stöckmann vor 23 Jahren anders.: „Das Haus rast Beifall. Was für ein Kerl ist doch dieser Kleist gewesen!“, notiert Joseph Goebbels, Propagandaminister des Tausendjährigen Dritten Reiches am 19. März 1941 in sein Tagebuch. Am Abend zuvor hatte er in Posen eine Aufführung des *Prinzen von Homburg* gesehen, die im Rahmen der Ostdeutschen Kulturtage 1941 über die Bühne gegangen war. Heinrich von Kleist, ein „Kerl“? Er, der altem preußischem Militäradel entfloh, er, den immer wieder neue Lebensentwürfe und hochfliegende Ideen umtrieben, er, der sich als Dichter verstand und dem das Dichten doch nie genügte, er, der sich, wenig über dreißig, am Kleinen Wannsee eine Kugel in den Kopf schoss? Heinrich von Kleist ist einer der anfälligsten „Klassiker in finsteren Zeiten“ gewesen, im ganzen Reich wurden seine Stücke inszeniert und aufgeführt, immer wieder musste sein Patriotismus herhalten als vermeintliche Quelle eines vernichtungswütenden Nationalsozialismus.“
Jetzt, In der Bundesrepublik, war die Stimmung entspannt. Auf dem Rang amüsierten sich nicht nur Wölfi und ich. Er hatte vorausgesagt, dass es ein *Happy End* geben wird. Einige Besucher gähnten oder schliefen, andere quatschten. Mancher hielt eine Flasche in der Hand, denn die Getränke, die man im Foyer kaufen konnte, waren teuer. Außerdem war Faschingszeit, das Bühnenbild war ebenso trübselig wie die Geschichte, die am Schluss glücklich endete. Wir mussten uns sowieso sputen, um den letzten Zug nach Wolfratshausen zu erwischen und verließen das Theater, bevor die anderen sich aufmachten. „In Ebenhausen war das Café Hubertus noch voll in Betrieb. Tanzabend. Mit Wölfi bis Sperrstunde noch ein Bier. Die Zeller Straße war von Frau Diedrichs Haus bis zu unserer Einfahrt vereist. Wölfi war der bessere Eistänzer. Ich bin hingefallen und hab mir eine Hand verstaucht“. Das steht im Kalender und es geht so heiter weiter: „Am Sonntag verbinde ich meine verstauchte Hand. Frühstück um 9, kein Krach, schleimig. Zimmer aufgeräumt. Regal entmistet. Später gelesen. Nach Mittag geschlafen. Kaffee und spazieren gegangen. Frühlingshaft warm. Die Wiesen stehen unter Wasser, die Hänge sind grün, nackte Bäume vor grauem Himmel, ein würziger Wind weht von West. Bin zum Bahnhof, hab Zigaretten geholt. Jörg ist gekommen. Abendessen. Ich habe *getrödelt* und nur vier Zigaretten geraucht. Bett. Um Mitternacht eingeschlafen. Am Montag kann ich wegen meiner Hand nicht mitturnen, müde. Nach fünf Stunden Pfeife rauchend im Zug durch den Frühling nach Hause, Zeitung gelesen bis 3 gedichtet, 4 Kaffee, mit Wölfi nach Icking, Arzt voll. Später konnte ich

Tischtennis spielen, denn ich bin ein Rechtshänder. Am Tag darauf bin ich erst um ⅛8 auf, mit Wölfi im VW nach München ¾9 an, Physik, Religion Ausfall, nach Schule ins Aki *Galeere* eine Doku über mittelalterliche Kriegsschiffe, mit denen die Spanier im Mittelalter begannen, die Welt zu erobern. Um zwei kam Mutti aus Ebenhausen am Hauptbahnhof an, um mit uns zum Winterschlussverkauf bei Kaufhof, Hirmer, C&A Sauladen nach Kleidung zu suchen. Dann ging Mutti in ein Schmuckgeschäft, Wir warteten länger, bevor ich bei Konen Anzüge anprobieren und einen kaufen konnte. Statt 163 für 145 M, flotter Schnitt, der Stoff hieß Fresko. Das ist ein Kammgarngewebe aus Schurwolle. Fühlt sich gut an und knittert nicht. Ideal für den Tanzkurs nach Ostern. Ich habe noch einen DIN A3 Zeichenblock gekauft. Dann wieder lang warten, bis wir Mutti am Wittelsbacher Brunnen abholen konnten. Im sechs Uhr im Verkehrsgedränge heim, Essen, Bett. Ein Tag mit zehn Zigaretten.
An den Folgetagen sind es jeweils drei, zudem drei Pfeifen. Am Mittwoch ist es kalt und der Winter kommt zurück: Draußen Sturm und Schnee, schön. Nach der Schule bis 5 geschlafen, Griechisch erledigt, abends getrödelt, Mathe und Englisch, Glas Bier, Bett. Es bleibt kalt und stürmisch. Am Donnerstag wurde der Anzug von Konen, nach Näharbeiten an Hosenbeinen und Ärmeln des Jacketts auf meine Maße zugeschnitten, von der Post zugestellt. Ich habe Wolfe zu Ende gelesen, draußen schneits und ich schreibe einen Brief an Shelagh (grob). Dann zog ich den Anorak an, den Fritzi mir geschenkt hat, weil er nicht mehr reinpasste oder der ihm zu mädchenhaft war. Es war ein knielanger weißer Parka aus Anorackstoff mit einer Kapuze, deren Rand eine zehn Zentimeter breite Krone aus feinem weißen Polarfell aus Kunststoff trägt. Darin befand sich auch ein Zugband, mit dem die Kapuze zum Gesicht gezogen werden konnte. So eingemummelt ging ich durch Schnee und Sturm ins Dorf und fand es *schön.* Ich warf den klagevollen Brief an Shelagh ein und war kurz Einkaufen bei Rewe. Nach der Rückkehr gabs Abendessen. Hab geholfen Fritzis Zimmer herzurichten, denn morgen wird *Tante Schrama* aus Belgien kommen, für einige Tage bei uns bleiben und auf der anderen Seite der Schrankwand meines Zimmers wohnen. Am Freitag, nach Schule und Mittagessen hängte ich andere Bilder auf, als mir Mutti einen Brief von Shelagh brachte. Abgeschickt in London am Dienstag ohne Express, Ankunft Freitag in München. Toll!



Pentland House,
Old Road,
Lewisham,
London S.E.13.
4-2-64.

Mein liebes Puzzy!

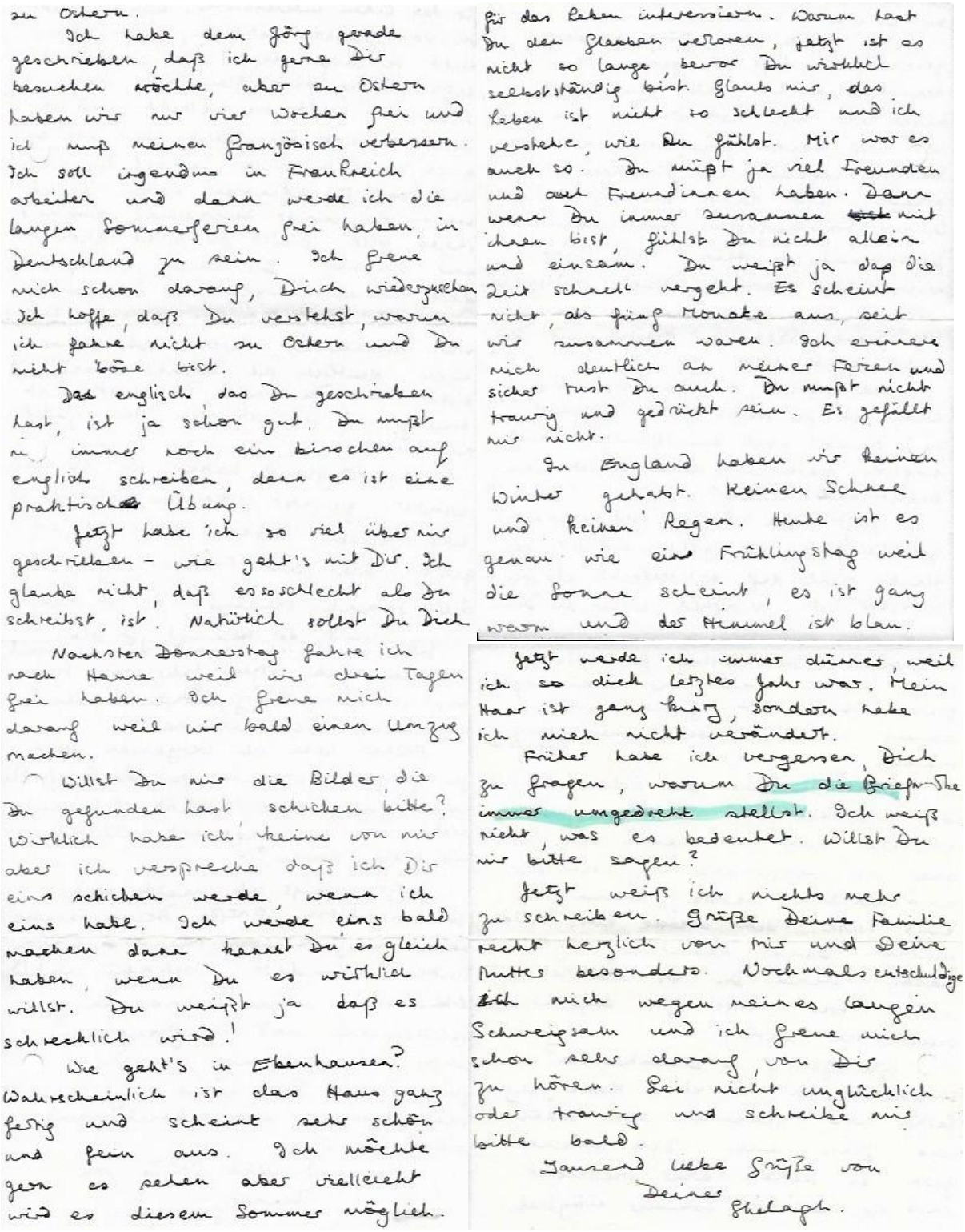
Sehr vielen Dank für Deinen lieben Brief, der mir viel Freude gemacht hat. Es tut mir wirklich leid, daß Du immer so lange auf meine Antwort warten mußt, aber glaube mir, daß ich Dich nicht vergessen habe.

Ich hoffe daß Du ein fröhliche und glückliche Weihnachten verbracht hast und ich wünsche Dir ein gutes Neues Jahr, obgleich es schon so spät ist. Ich war nur auf drei Wochen zu Hause und die Ferien verginen ganz schnell.

Während der ersten Woche habe ich im Postamte gearbeitet, während der zweiten war ich immer bei meiner Freundinnen und Verwandten und während der dritten war mein Onkel bei uns zum Besuch. Ich habe kaum gearbeitet. Dann bin ich wieder hier nach London gefahren und jetzt muß ich recht fleißig arbeiten, weil unsere Prüfungen im Juni sind.

Nun weiß ich bestimmt, daß ich in der Universität von Hamburg gehen darf. Ich fange am 20 Juni an und ich bleibe ungefähr einen Monat dort in Hamburg. Dann bin ich frei von 20 Juli bis zum Oktober. Was willst Du dann machen? Dann kommst Du bei uns in England? Wenn Du im Juli fahren willst, dann können wir zusammen irgendwohin fahren. Das würde mir sehr gefallen. Aber schreibe mir was Du machst bitte.

Wahrscheinlich weißt Du, daß ich einen Brief von Deiner Mutter bekommen habe. Bitte laß Ihr herzlich von mir danken und vielen Dank für die Einladung



zu Ostern.
Ich habe dem Jörg gerade geschrieben, daß ich gerne Dir besuchen möchte, aber zu Ostern haben wir nur vier Wochen frei und ich muß meinen Französisch verbessern. Ich soll irgendwo in Frankreich arbeiten und dann werde ich die langen Sommerferien frei haben, in Deutschland zu sein. Ich freue mich schon darauf, Dich wiederzusehen. Ich hoffe, daß Du verstehst, warum ich fahre nicht zu Ostern und Du nicht böse bist.
Das englisch das Du geschrieben hast, ist ja schon gut. Du mußt noch immer noch ein bischen auf englisch schreiben, denn es ist eine praktische Übung.
Jetzt habe ich so viel über mir geschrieben – wie geht's mit Dir. Ich glaube nicht, daß es so schlecht als Du schreibst, ist. Natürlich sollst Du Dich
Nächsten Donnerstag fahre ich nach Hause weil wir drei Tagen frei haben. Ich freue mich darauf weil wir bald einen Umzug machen.
Willst Du mir die Bilder, die Du gefunden hast schicken bitte? Wirklich habe ich keine von mir aber ich verspreche daß ich Dir eins schicken werde, wenn ich eins habe. Ich werde eins bald machen dann kannst Du es gleich haben, wenn Du es wirklich willst. Du weißt ja daß es schrecklich wird!
Wie geht's in Ebenhausen? Wahrscheinlich ist das Haus ganz fertig und scheint sehr schön und fein aus. Ich möchte gern es sehen aber vielleicht wird es diesem Sommer möglich.

für das Leben interessieren. Warum hast Du den Glauben verloren, jetzt ist es nicht so lange, bevor Du wirklich selbstständig bist. Glaube mir, das Leben ist nicht so schlecht und ich verstehe, wie Du fühlst. Mir war es auch so. Du mußt ja viel Freunden und auch Freundinnen haben. Dann wenn Du immer zusammen mit ihnen bist, fühlst Du nicht allein und einsam. Du weißt ja daß die Zeit schnell vergeht. Es scheint nicht, als fünf Monate aus, seit wir zusammen waren. Ich erinnere mich deutlich an meiner Ferien und sicher hast Du auch. Du mußt nicht traurig und gedrückt sein. Es gefällt mir nicht.
In England haben wir keinen Winter gehabt. Keinen Schnee und keinen Regen. Heute ist es genau wie ein Frühlingstag weil die Sonne scheint, es ist ganz warm und der Himmel ist blau.
Jetzt werde ich immer dünner, weil ich so dick letztes Jahr war. Mein Haar ist ganz kurz, sonderen habe ich mich nicht verändert.
Früher habe ich vergessen, Dich zu fragen, warum Du die Briefe-She immer umgedreht stellst. Ich weiß nicht, was es bedeutet. Willst Du mir bitte sagen?
Jetzt weiß ich nichts mehr zu schreiben. Grüße Deine Familie recht herzlich von mir und Deine Mutter besonders. Nochmals entschuldige ich mich wegen meines langen Schweigsam und ich freue mich schon sehr darauf, von Dir zu hören. Sei nicht unglücklich oder traurig und schreibe mir bitte bald.
Tausend liebe Grüße von
Deine
Shelagh.

Nach wenigen Zeilen bereute ich meinen Brief von gestern, der „(grob)“ war und schämte mich gründlich, weil ich die Geduld verloren hatte. Hätte ich nur einen Tag gewartet. Aber nun war alles klar und passte: Sie wird vom 20. Juni bis 20. Juli in Hamburg sein. Sofort beantwortete ich ihren Brief voller Reue so gut ich es konnte in Englisch. Am 21. Juli war Beginn der Sommerferien in Bayern. Ich könnte am ersten Ferientag mit dem Zug nach London kommen und dort in einer Jugendherberge auf sie warten.
Lese Thomas Wolfe zu Ende, fahre gegen sechs mit dem Rad ohne Sturz zum Postamt, kaufe kurz vor Schluss noch Briefmarken und gebe meinen Brief an Shelagh auf. Danach gibt es Abendessen. Otto fährt nach München, um Frau Schrama aus Brüssel am Hauptbahnhof abzuholen. Als ich die



Hausaufgabe in Latein zur Hälfte übersetzt hatte, kam er mit ihr zurück. Um zehn abends brachte er meine Nenntante aus der Garage über die Treppe in die Diele, wo Mutti mit Wölfi und mir als Empfangskomitee warteten, um sie zu begrüßen. Wir waren uns seit 1957 nicht mehr persönlich begegnet, aber hatten uns Briefe oder Karten geschickt. Daher wusste ich auch, dass sie aus der hübschen alten Handelsstadt Brügge in das Seebad Blankenberge an der belgischen Nordseeküste umgezogen war. Der flämische Geschäftsmann Alfons de Vliegere betreibt dort mit ihrer Tochter Giséle ein Touristikunternehmen mit eigenen Bussen für Besichtigungstouren nach Brüssel, Gent, Antwerpen oder Holland, aber auch für ein Wochenende nach Paris. Giséle sprach inzwischen wie Alfons sowohl Flämisch, Englisch und Französisch und arbeitete als sein Tourguide. Das erfuhr ich im Wohnzimmer. Tante Schrama sprach bedächtig. Sie hatte eine ruhige Stimme, die Respekt nicht forderte, sondern erzeugte. Als ich sie fragte, ob ein Tourguide ein Reiseführer sei, antwortete sie mit einem lächelnden Mundwinkel: „Man kann auch sachkundiger Reisebegleiter dazu sagen."

Sie wurde im September 1900 als Augusta Milling in Berlin geboren. Die Mitglieder der Familie seines Vaters waren Hugenotten, reformierte calvinistische Protestanten. 250.000 flohen vor den Schergen des Königs Ludwig XIV von Frankreich. Der verfolgte sie seit 1661 im Königreich Frankreich. 1685 erklärte er in einem Edikt den Katholizismus zur Staatsreligion. Die Kirchen der Hugenotten wurden zerstört, die Ausübung ihrer Religion untersagt. Pastoren, die nicht bereit waren zu konvertieren, wurden ausgewiesen. Etwa 50.000 Hugenotten flohen nach Deutschland. Viele davon in das Kurfürstentum von Brandenburg und Herzogtum Preußen. 1685 erließ der Große Kurfürst Wilhelm IV das Potsdamer Toleranzedikt. Es ermöglichte 15.000 calvinistischen Protestanten aus Frankreich die Ansiedelung in Brandenburg und Preußen. Dies stärkte den Aufschwung von Handwerk und früher Industrie, besonders in Berlin. Die Bevölkerung von etwa 20.000 Einwohnern wuchs bis 1709 auf mehr als das doppelte und überschritt 1759 Jahren 100.000. Im Jahr 1819 waren es 200.000. Als Augusta 1900 geboren wurde lebten 1.888.848 Menschen in Berlin. Am 16. Juni 1925 waren es doppelt so viele: 4.000.000. Das lag auch an der Erweiterung der Stadtfläche auf fast 900 km² durch die Eingemeindung neuer Stadtteile zu Groß-Berlin.

Paul Millings Vater wurde zweihundert Jahre nach der Vertreibung der Hugenotten in Preußen geboren. Seine Vorfahren konnten Wohlstand aufbauen und er wurde, wie Mutti sagte, mit einem goldenen Löffel geboren. Der kleine Silberlöffel, mit dem ich viel später lernte, Griesbrei zum Mund zu führen hatte eine fast runde Schale. Auf dem Löffelgriff waren Gravuren von Wildtieren aus Afrika. Er war das Taufgeschenk meiner Patentante, einer Gräfin von der Recke. Sie war eine Freundin meiner Mutter. Sie ist zwei Jahre nach meiner Taufe ist nach Amerika ausgewandert. Ihre Briefe





waren nicht glücklich, sie meldete sich längere Zeit nicht und starb vor ein paar Jahren in Nordamerika. Ich konnte sie nicht kennenlernen. Als Patenonkel hatte mein Vater für mich einen Kaufmann ausgesucht. Den konnte ich zwar kennenlernen, aber nur einmal: Günther Mack war Angestellter bei Märklin, einer Fabrik für Modelleisenbahnen in der Stadt Göppingen bei Stuttgart.

Am Palmsonntag 1952, zwei Tage nach meinem fünften Geburtstag, als mein Vater noch mit meiner Mutter lebte, unternahm Günther Mack mit seiner Frau einen Ausflug auf den Hohenpeißenberg, um meine Eltern zu besuchen. Mein Patenonkel hatte außerdem an meinen Geburtstag gedacht und ein Geschenk mitgebracht. Aus dem Kofferraum hinter der Klappe mit dem Reserverad seines Autos holte er einen Karton. Darin war eine Modelleisenbahn. Das war sein Patengeschenk für mich. Weil ich noch zu klein war, wurde Jörg beauftragt, die Anlage mit Wölfi aufzubauen. Das geschah auf dem Boden des Laboratoriums. Die Lokomotive wurde wie eine Uhr mit einem Schlüssel aufgezogen und konnte den Zug ein paar Minuten über die Gleise ziehen. Dann machte sie schlapp und die Triebfeder musste neu angezogen werden. Das ging nicht lange gut. Fritzi überzog, die Feder brach und wir konnten die Eisenbahn nur noch mit den Händen auf den Gleisen hin und her schieben und mit Mundlauten das Fauchen der Dampflok und das Rattern der Räder simulieren. Nachdem Papu nach Köln ver-schwunden war, kam auch mein Patenonkel nicht mehr auf den Berg. Nach der Scheidung entschie-den sich auch andere Freunde nach den Regeln einer Art Huck-Doktrin. Sie unterhielten ihre Beziehung mit dem Vater weiter, aber vermieden jeden Kontakt mit seiner früheren Gattin und den drei Söhnen, die bei ihr geblieben waren.

Ich freute mich über den Besuch von Tante Schrama. Sie hat meine Mutter und mich nicht vergessen, obwohl sie fünfzig Jahre in Berlin lebte, bevor sie die Stadt verließ, um zu ihrer Tochter nach Belgien zu ziehen. Paul Milling, Augustas Vater, hatte nach der Reichsgründung von 1871 ein großes Hotel mit vielen Suiten und achtzig Zimmern an der Friedrichsstraße in Berlin Mitte erbaut. Dazu gehörte auch ein großer Saal mit 800 Plätzen und tiefer Bühne für ein Varieté. Um 1880 führte der Ausbau des lokalen Schienennetzes und dessen Anbindung an den internationalen Eisenbahn-Verbund, die nun mitten durch den Stadtkern verlief, zu der Errichtung eines Bahnhofs an einer Brücke über die Spree am Nordende der Friedrichstraße, die 3,5 km nach Süden zum Halleschen Tor führt.



In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich die Verstädterung rasch. Eine Verkehrszählung von 1892 ergab, dass an einem Tag 18.071 Wagen (Pferdegespanne aller Größen und Arten, aber auch motorisierte Stadtbusse und Automobile) die Straße am Bahnhof passiert hatten.

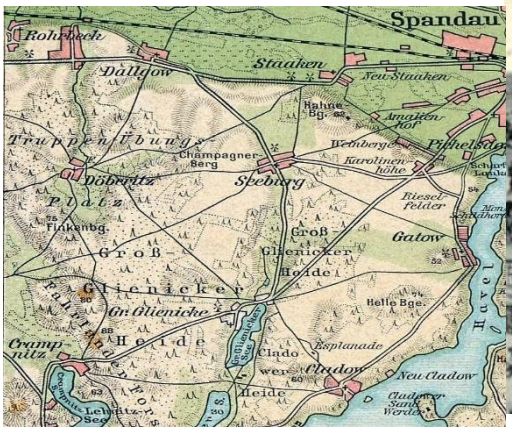
Der Erfolg von Vater Millings Investment in das Hotel war groß. Nach bestandenem Examen begann sein Sohn Paul, ein Jahr vor seinem Eintritt in das väterliche Unternehmen, eine Reise nach Großbritannien. Die Reise führte ihn auch nach Cork, einer Stadt an der Ostküste Irlands. Dort traf er eine porzellanweiße, junge, hübsche rothaarige und katholische Irin, fand Gefallen an ihr und offenbarte ihr seine Gefühle. Die junge Irin hieß Eileen und sie fand das Angebot, einen ebenso gutaussehenden wie situierten jungen deutschen Mann aus der Weltstadt Berlin zu ehelichen, sicher verlockend. Obwohl er nicht katholisch war und sie nicht reform-protestantisch, zog sie mit ihm nach Berlin. Vater und Mutter Milling gaben ihr Zustimmung und am 23. August 1900 gebar Eileen ein Mädchen. Es wurde katholisch getauft und Augusta genannt. Die Eltern bewohnten eine Etage des Hotels an der Friedrichstraße. Dort wuchs sie unter komfortablen Umständen auf. Als sie 18 Jahre alt



war bewarb sich ein fast zwanzig Jahre älterer Geschäftsmann bei ihren Eltern als möglicher Ehemann und hielt um ihre Hand an. Ludwik Szrama wurde in der Provinz Posen geboren, aber lebte seit 1890 als Ludwig Schrama in Berlin und wurde Reichsdeutscher. Dabei blieb es auch, nachdem 1919 die preußische Provinz Posen Teil des neuen Staates Polen wurde. Er behielt die deutsche Staatsbürgerschaft und seinen Wohnsitz in Berlin und machte Geschäfte in beiden Ländern. Er war gesund und wohlhabend, der erste Weltkrieg war vorüber. Die Millings bestellten das Aufgebot für ihre Tochter. Die Heirat fand statt und im August 1920 brachte Augusta einen Sohn zur Welt. Seine Eltern nannten ihn Burkhardt. Neun Jahre später wurde eine Tochter geboren. Sie nannten sie Gisela.

Mitte der zwanziger Jahre gelang es Ludwig Schrama, mit der Reichswehr einen Vertrag über die Bewirtschaftung des Offizierskasinos am Truppenübungsplatz in der Döberitzer Heide im Westen Berlins abzuschließen. Im Januar 1921 hatte die Reichswehr Gebäude, Anlagen und das Übungsgelände auf 4.400 Hektar um das Dorf Döberitz übernommen, um sie weiter zu nutzen und auszubauen. Nachdem Kaiser Wilhelm II 1894 die Einrichtung bewilligt hatte, begannen die Militärs die neue Anlage bei Dallgow durch den Bau der Heerstraße mit Spandau zu verbinden. Um die Jahrhundertwende hatte Ludwig an dieser neuen Straße in Dallgow erst Grund erworben und Mitte der zwanziger Jahre darauf ein Wohn- und Geschäftshaus und später eine Tankstelle erbaut sowie ihren Betrieb organisiert. Als Geschäftsmann konnte er in den goldenen zwanziger Jahren seinen Wohlstand mehren. Er und seine Familie überstanden die Weltwirtschaftskrise nicht nur unbeschadet, sondern profitierten auch von dem Aufschwung, der ab 1933 neues Wachstum brachte. Bereits die VI. Olympischen Spiele 1916 waren vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) nach Berlin vergeben worden. Mitten in die Vorbereitungen fiel der Beginn des Ersten Weltkriegs, der schließlich zur Absage der Spiele führte. Nach Kriegsende schloss das IOC Deutschland als „offiziellen Kriegsverursacher“ aus der olympischen Gemeinschaft aus. Der Bann dauerte bis 1925. Seit der Wiederaufnahme in das IOC beschäftigte sich die Führung des Deutschen Olympischen Ausschusses mit dem Gedanken, die Spiele erneut nach





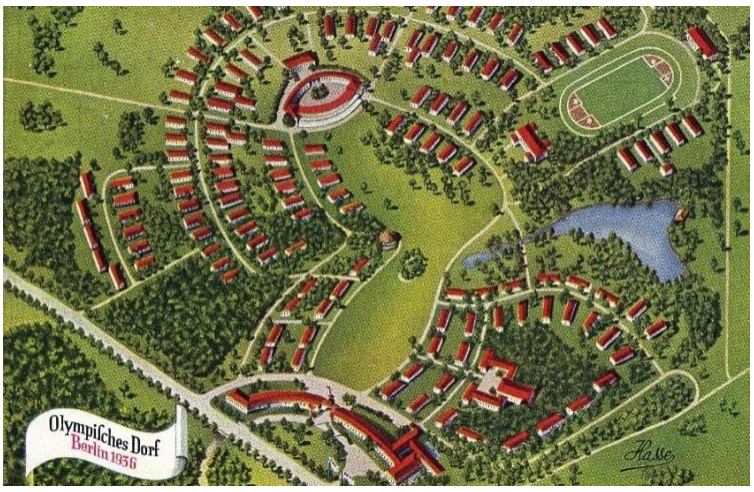


Berlin zu holen. Der Präsident des Ausschusses, schrieb am 25. Februar 1929 einen Brief an den Oberbürgermeister, in dem er eine wiederholte Bewerbung Berlins vorschlug. Auf dem IX. Olympischen Kongress Ende Mai 1930 in Berlin stellte die Reichshauptstadt ihre Kandidatur vor. Reichsinnenminister Joseph Wirth legte einen Plan vor, ohne allerdings konkret auf einen Austragungsort oder das Jahr der Spiele einzugehen. Die Bewerbung für 1936 wurde erst am Abend bei einem Bankett im Roten Rathaus ausgesprochen. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich außer Berlin auch Alexandria, Barcelona, Budapest, Buenos Aires, Dublin, Frankfurt am Main, Helsinki, Köln, Lausanne, Nürnberg, Rio de Janeiro und Rom beworben. Ein Jahr später, zur 30. Session des IOC in Barcelona, waren aber nur noch vier Kandidaten übrig. Als dann auch noch Budapest und Rom ihre Kandidaturen zurückzogen, kam es zu einer Stichwahl zwischen Barcelona und Berlin. Eine erste Abstimmung ergab eine Mehrheit für Berlin. Da aufgrund der Unruhen in Spanien bei diesem Treffen jedoch nur 20 der damals 67 IOC-Mitglieder anwesend waren, wurde den abwesenden Mitgliedern die Möglichkeit einer telegrafischen Abstimmung oder einer Briefwahl gegeben. Die endgültige Auszählung der Stimmen fand am 13. Mai 1931 im Sitz des IOC in Lausanne statt. Schließlich hatten sich 43 IOC-Mitglieder für Berlin und 16 für Barcelona entschieden sowie 8 der Stimme enthalten. Im selben Jahr erhielt Spanien eine republikanische Verfassung, der König ging ins Exil und Katalonien erhielt den Satus einer autonomen Region.

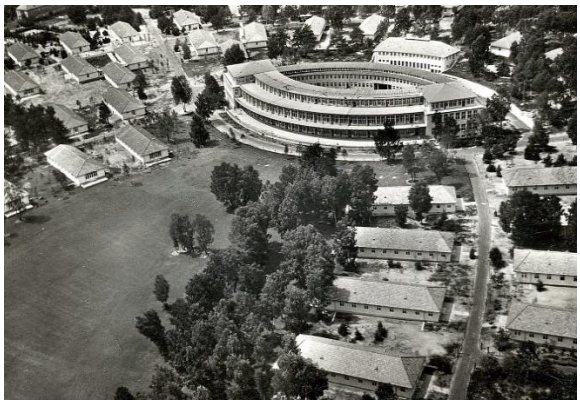
Die relative Nähe von 16 km zum Reichssportfeld in Berlin und die günstige Verkehrsanbindung über die mehrspurige Fernverkehrsstraße von Berlin nach Hamburg, die Berliner Straße, machte den Döberitzer militärischen Übungsplatz als Standort attraktiv. Am 07.11.1933 fiel die Entscheidung, auf einem 55 ha großem Gelände im Elsgrund, in unmittelbarer Nähe der Eisenbahnersiedlung Elstal, das Olympische Dorf für die Olympischen Spiele in Berlin zu bauen. Bauherr war die Deutsche Wehrmacht, die auch die Nachnutzung des Geländes und aller Gebäude bereits geplant hatte. Der Reichswehrminister beauftragte den Schöpfer des Reichssportfeldes, Prof. Werner March, mit der baulichen Planung und der Bauleitung des Dorfes. In weniger als 2 Jahren entstanden Empfangs- und Wirtschaftsgebäude, Sportlerunterkünfte, ein Sportplatz mit Fußballfeld, Laufbahn, einer Sport- und einer Schwimmhalle sowie die gesamte Infrastruktur - aber nur für die männlichen Sportler.

Der Großteil der männlichen Olympiateilnehmer sollte im Olympischen Dorf bei Döberitz untergebracht werden. Das Dorf sollte ein Ort der Ruhe sein, an den sich die Sportler zurückziehen konnten. Zugleich ermöglichte es die kostengünstige Unterbringung und Verpflegung der Athleten und bot ihnen Trainingsmöglichkeiten sowie ein Unterhaltungsprogramm. Das Organisationskomitee hatte ein Team von Architekten und Landschaftsgärtnern mit der Planung der Anlage beauftragt. Die Gesamtleitung lag beim Architekten Werner March, der schon für die Planung des Reichssportfeldes und des Olympiastadions verantwortlich war. Links sind Burkhardt und Gisela Schrama auf einem Foto aus dem Jahre 1933 zu sehen. Auf den folgenden Postkarten kann man das Olympiadorf nach zweieinhalb Jahren Bauzeit von oben





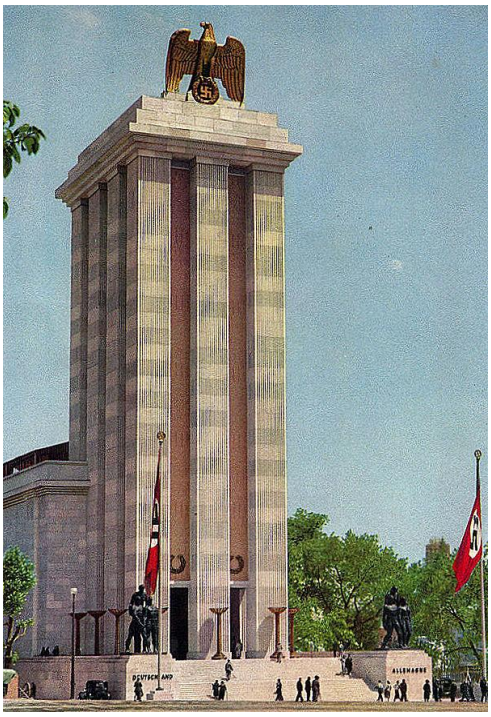




Am 1. Oktober 1934 wurde das Regiment Döberitz der 12. Infanterie-Division auf dem Übungsplatz aufgestellt. Das N.S.K.K verfügte ab 1935 über eine Reichsmotorsportschule in Döberitz-Elsgrund. Sie wurde auf dem Gelände zwischen der Kaserne Elsgrund und des Jagdgeschwaders Richthofen errichtet. Mit der Truppenaufstockung wurde auch der Truppenübungsplatz erweitert. Am 29. Juli 1935 wurde das Infanterie-Regiment Döberitz nach Neustrelitz verlegt. Im Norden des Übungsplatzes entstand zwischen 1934 und 1936 das Olympische Dorf zur Unterbringung der Sportler für die XI. Olympiade 1936 in Berlin. Die Anlage hat zwei zentrale Gebäude, das Speisehaus der Nationen, ein Stahlskelettbau und das Hindenburghaus. Insgesamt sind zehn Verwaltungsbauten sind zu sehen sowie 150 in die Geländemodellierung eingepasste Bauten. Am 25. September 1935 feierte man das Richtfest des Olympischen Dorfes. 1936 wurde für die Einheiten des Infanterie-Lehr-Bataillon eine zweite Kaserne im Elsgrund errichtet. Während der Olympiade wurden auf dem Truppenübungsplatz die Disziplin Reiten im Modernen Fünfkampf und der Geländeritt in der Military ausgetragen. Am 31. Juli 1936 wurden von Döberitz die ersten Freiwilligen der Legion Condor nach Spanien verabschiedet. Ende 1937 wurde der Truppenübungsplatz in südwestlicher Richtung auf eine Gesamtfläche von 5.000 Hektar erweitert. Am 26. April 1937 flogen Kampfflugzeuge der deutschen Legion Condor und der italienischen Aviazione Legionaria eine militärische Operation. Geleitet wurde der Angriff auf Guernica von Wolfram von Richthofen. Guernica war nur eine der schutzlosen Städte, die von der Luftwaffe der nationalistischen Streitkräfte während des Feldzuges in der baskischen Provinz Vizcaya



zerstört wurden. Der spanische Maler Picasso hat 1937 eine 3,50 m × 7,80 m große Anklage des Verbrechens aus der Luft gemalt. Die Bomben zerreißen die Wirklichkeit in Einzelteile, die nur noch durch Schmerz, Tod und Trauer zusammengehalten werden. Die Zukunft ist zerstört, die einzigen Farben, die bleiben sind Schwarz, Weiß und alle Zwischentöne der Asche, die sich nach dem Feuer über den Ort des Massakers und seine zertrümmerten Bauten ausbreitete und wie schmutziger Schnee liegenblieb. Das Gemälde wurde am 12. Juli 1937 zum ersten Mal im spanischen Pavillon auf



der Weltausstellung in Paris vorgestellt. Der Ausstellungsbereich der teilnehmenden Staaten im Garten des Trocadero, gegenüber dem Eifelturm hatte die Nummer 24, die Republik Polen die 25 und daneben, auf Nummer 26, war Deutschland mit einem Pavillon vertreten, den Albert Speer entworfen hat. Er hatte eine 140 m lange, 2 m breite und 15 m hohe Ehrenhalle mit einem 55 m hohen, quadratischen Turm als Eingangsportal. Er wurde gekrönt von einem 6 m hohen, vergoldetem Reichsadler mit aufgestellten Schwingen und dem runden Emblem eines Hakenkreuzes im Eichenkranz in seinen Klauen, stolz erhobenem Kopf und scharfem Schnabel.

Ende 1937 wurde der Döberitzer Truppenübungsplatz in südwestlicher Richtung auf eine Gesamtfläche von 5.000 Hektar = 50 qkm² erweitert. Das Dorf Forbitz musste von seinen Einwohnern geräumt werden. Die Erweiterung war notwendig für eine Kavallerie Schule, einen Standort-Übungsplatz für ein Panzer-Regiment und einen Standort-Exerzierplatz.

Bei der Mobilmachung am 26. August 1939 wurde auf dem Truppenübungsplatz die 218. Infanterie-Division aufgestellt; am 1. Dezember das Infanterie-Regiment 310. Von August 1944 bis April 1945 wurden diverse Divisionen aufgestellt, bevor Döberitz am 25. April durch die Rote Armee erobert und besetzt wurde. Die Sowjetunion übernahm die Anlagen und nutzte sie für ihre eigenen Streitkräfte. Ludwig Schrama hatte auf den Tag der Befreiung gewartet und war erleichtert, als die Russen Berlin erobert hatten. Als aber die Sieger in sein Haus in Dallgow-Döberitz eindrangen, um es zu durch-suchen, fürchtete er zuerst um sein Leben. Aber er hatte Glück. Sie waren gekommen, um die Buchhaltung der Verwaltung seines Betriebes zur Bewirtschaftung der Kantinen und des Offizierskasinos des Truppenübungs-platzes abzuholen sowie die Kassenbestände zu prüfen und zu konfiszieren. Was sie dann auch taten. Er verlor vielleicht ein paar Orient-teppiche, wurde aber weder aus seinem Haus gejagt, ent-eignet oder eingesperrt. Er war inzwischen gut über sechzig Jahre alt und wohnte in Dallgow getrennt von seiner Frau Augusta und der Tochter Gisela, die in einer Stadtwohnung lebten, die er für sie am Kurfürstendamm in Berlin gemietet hatte. Die Tochter besuchte bis Kriegsende ein Gymnasium eines katholischen Ordens am Nollendorfplatz, nur vier U-Bahnstationen entfernt vom Kudamm. Meine Mutter wusste das alles. Sie hatte bis 1940 in Berlin bei Tante Manna gelebt. Im Sommer 1937 wurde bei Augustas Mutter, Eileen Milling, eine Krebserkrankung festgestellt, die sich schnell im ganzen Körper verbreitete. Sie starb ein Jahr später an Streukrebs. Ihr Vater Paul war verzweifelt, niemand und nichts konnte ihn trösten. Er vermisste sie so sehr, dass er wenige Tage später vom Dach des Hotels in die Tiefe sprang. Seine Tochter, Mutter zweier Kinder hatte in kurzer Zeit ihre Eltern verloren. Es sollte noch schlimmer kommen. Die nächste Tragödie ereignete sich drei Jahre später, als Mutti bereits in Gut Jästersheim in Schlesien lebte. 1939 wurde Augustas Sohn Burkhardt 19 Jahre alt und mit der Mobilmachung nach dem Beginn des Krieges gegen Polen, im September 1939 zur Wehrmacht eingezogen. Sein Vater Ludwig, dessen Familie in Polen lebte, bot ihm an, sich für ihn verwenden, um ihn von der Front fernzuhalten. Er hatte wenig Erfolg. Burkhardt wollte kein Stubenhocker, sondern ein Held werden, der mit seinen



Kameraden ins Feld zieht, um zu siegen. Als Augusta Anfang 1942 erfuhr, dass ihr Sohn bei der Belagerung Leningrads gefallen war, erlitt sie einen Nervenzusammenbruch. Ich fragte Mutti, wie sich so etwas äußert und sie antwortete, es sei schrecklich: Die Wucht der negativen Gefühle und Gedanken darüber, dass plötzlich alles zu viel und untragbar ist, drücke einen zu Boden. Man möchte winseln wie ein Hund. Man mag sich selbst nicht mehr, die Nerven versagen. Manche kriegen Herzrasen, andere Zittern und/oder Weinen. Depressionen werden zu ständigen Begleitern. In einem solchen Zustand nach Bombenalarm eingezwängt in einem Luftschutzbunker ausharren zu müssen, wirke wie Folter. Das war der Grund, der Augustas Mann Ludwig dazu brachte, ärztliche Hilfe außerhalb Berlins zu suchen. Er kannte Dr. Wychgram wohl aus seiner Zeit in Berlin bevor der 1936 das Kurheim von Dr. Unger in Hohenpeißenberg gekauft hatte. Das war der richtige Ort mit klarer Luft weit weg von Berlin und den alliierten Bombenflug-zeugen. Im späten Februar 1942 brachte Ludwig Schrama seine Frau mit vierzehnjähriger Tochter Gisela in seiner Limousine, einer Wanderer W24, von Berlin nach Hohenpeißenberg zum Kurheim Dr. Wychgram. Anfang April kam er wieder und holte sie zurück nach Berlin. Das wiederholte sich im Folgejahr. Augusta wurde nicht geheilt, aber ihre Nerven hatten sich erholt und ihre Wohnung am Kurfürstendamm blieb unzerstört.



Erst hat sie ihren Sohn verloren, aber nun wurde sie von ihrer Tochter verlassen, die kaum sechzehn Jahre alt, im Juni 1945 hinter ihrem Rücken, einen belgischen Zwangsarbeiter geheiratet hatte. Im Standesamt bei den Sowjets, die damals noch ganz Berlin kontrollierten. Die haben mit einem Trauschein bestätigt, dass die Deutsche Gisela Schrama, 16 Jahre, mit Joris van Halewyn, Zwangsarbeiter aus Belgien, 19 Jahr alt, nach geltendem Recht getraut wurden. Als die West-Alliierten im Juli 1945 Berlin erreichten, endete die Alleinherrschaft der sowjetischen Besatzungsmacht und das Vier-Mächte-Statut trat in Kraft. Frankreich, England und die USA besetzten ihre Sektoren. Ludwig versuchte seine Tochter und den Schwiegersohn in Berlin zu halten. Er bot ihnen ein Grundstück im Zentrum Berlin und Startkapital für ein eigenes Geschäft an. Erfolglos. Nach der Potsdamer Konferenz im August 1945 hatte das Hauptquartier der alliierten Streitkräfte in Europa in Erwartung von Millionen Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten beschlossen, alle Zivilisten außerhalb der Grenzen ihrer Heimatstaaten, die zu ihrem Aufenthalt in der Fremde durch Kriegseinwirkung im weitesten Sinn in das Deutsche Reich gekommen waren und nun alliierte Hilfe brauchten, um sie aus den westlich besetzten Zonen Deutschland in ihre Heimatländer heim-zuführen. Das galt nun auch für das junge Ehepaar van Halewyn. Im Herbst wurden sie in Berlin als *Displaced Persons* aus Belgien mit einem Sammeltransport der Reichsbahn nach Antwerpen verfrachtet.

Bis zur Befreiung durch die Westalliierten hatte Belgien wie ganz Europa unter der Willkürherrschaft der nationalsozialistischen Diktatur und der Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung zu leiden; Städte und Landschaften blieben aber weitgehend von Kriegszerstörungen verschont. Die alliierten Streitkräfte hatten ganz Belgien bis Dezember 1944 von der Wehrmacht befreit und die Belgier konnten wieder ihren eigenen Staat in Betrieb nehmen. Die belgischen Behörden hatten keinen Zweifel an der Gültigkeit der Ehedokumente aus Berlin und Joris konnte mit seiner deutschen Braut Gisela zurückkehren in das Haus seiner Eltern und Familie. Dort lebte er mit ihr und seinem Vater, der mit drei seiner Söhne eine Kfz-Werkstatt betrieb, seiner Mutter und einer Schwester, die im Haus mithalf. Die Mutter freute sich über ihre erste Schwiegertochter, weil sie gesund war und zwei Hände hatte, die dringend gebraucht wurden.

Im März 1946 starb Ludwig Schrama in Dallgow durch einen Schlaganfall. An Giselas achtzehntem Geburtstag am 7. Januar 1947 wurde sie als Belgierin eingebürgert und erhielt einen weinroten belgischen Pass des Königreichs Belgien mit dem Vornamen Giséle und dem Nachnamen Schrama-van Halewyn. Damit konnte sie durch das besetzte Deutschland nach Berlin reisen, denn Belgien war eine

alliierte Nation der USA, einer der Hauptsiegermächte des 2. Weltkriegs. Sie konnte sogar in die sowjetisch besetzte Zone nach Dallgow fahren, denn sie hatte in Belgien eine Vorladung der sowjetischen Verwaltung erhalten, zur Regelung des Nachlasses ihrer Vaters Ludwig Schrama in der Kommandatur in Döberitz zu erscheinen. Da die Ehe ihrer Mutter mit Ludwig geschieden worden war, wurde nun Gisela Schrama die rechtliche Erbin. Das Erbe hatte nur einen Haken: Ein Großteil der Konten des Erblassers waren bereits als Betriebskonten seiner Unternehmen am Truppenübungsplatz konfisziert worden. Dann gab es noch Guthaben von ein paar hunderttausend Reichsmark in Banknoten, die 90% ihres Wertes verloren hatten und die man nicht umtauschen konnte. Ludwig hat außerdem ein neu gebautes Haus in einer 1936 begonnenen Wohnanlage am Groß-Glienicker See etwa 10 km südlich der Döberitzer Heide hinterlassen, das mit Flüchtlingen belegt war. Dann gab es noch die persönlichen Dinge, die ihr Vater hinterlassen hatte. Das war nicht viel, den das Haus in Dallgow selbst war von den Sowjets beschlagnahmt worden. Ihre Mutter Augusta wohnte mit einer Flüchtlingsfamilie in einem Zimmer in der Wohnung am Kudamm, aber Giséle konnte nichts nach Belgien mitnehmen. Auch nicht ihre Mutter. Sie konnte erst Jahre später zu ihr nach Belgien ziehen."
Als Mutti fertig war, blickte sie mir in die Augen und fixierte mich, als ob sie in mein Inneres eindringen wollte. „Jetzt weißt du viel, was du für dich behalten musst. Sei nett zu Tante Schrama und versuche nicht über ihre Vergangenheit zu reden. Wenn ihr nicht wohl ist, beginnt sie nervös mit ihren Fingern Halt zu suchen. Halt dann besser die Klappe! Schweigen stört sie nicht. Aber ich weiß, sie mag dich, weil du denselben Vornamen hast wie ihr Sohn. Enttäusche sie nicht."
Es war eine lange und traurige Geschichte. Ein historisches Märchen. Kein Roman, keine Erfindung, kein Theaterstück. Es war eine Lebensgeschichte mit viel Glück und ebenso viel Unglück. Ganz reales, ganz normales bürgerliches Leid mit bürgerlichen Lösungen. Keine Geschichte von Armut oder Verbrechen. Der Verlust von Vermögen ist kein Versagen, der Verlust an Leben aber lastete schwer auf allen Beteiligten. Nach dem Schmerz kam die Trauer. Aber dann muss es weitergehen. Vielleicht hatte sich Gisela deshalb entschieden, die Gelegenheit zu nutzen, die Stadt, die in Trümmern lag und das Deutsche Reich, das von vier Mächten besetzt war, ganz zu verlassen. Ich konnte Tante Schrama auch nicht fragen, was sie in der Zeit bis zu ihrer Ausreise nach Belgien erlebt hat. Es gab also etwas, was Otto eine Tabu-Zone nannte. Das Tabu war eingezäunt, man sprach nicht darüber. Wenn man es tat, wurde das Tabu-Bruch genannt. Das war auch ein Vertrauensbruch gegenüber dem Tabu. Ich hörte nicht, wenn Tante Schrama gegen Mitternacht in meinem Nebenzimmer zu Bett ging. Sie bewegte sich geräuschlos, bis auf ein feines Hüsteln, das sie nicht ganz unterdrücken konnte, auch wenn sie dabei ein blütenweißes Taschentuch vor ihren Mund hielt.

Nachts hat es ordentlich geschneit und in den folgenden Tagen gab es mehr Neuschnee. Dem sonnigen Freitag folgte durchgehend graue, kalte Wintertage. Am Sonnabend, 8. Februar, fielen die erste zwei Unterrichtsstunden aus, ich konnte bis 7 Uhr schlafen und hatte Zeit darüber nachzudenken, was mit mir geschehen würde, wenn morgen etwa Mutti tot wäre, mein Vater oder Otto. Danach schlief ich schlecht. Als ich aufwachte, träumte ich von Lokomotiven, die entgleisten und seitwärts über den Bahndamm ins Gelände kullerten, gegen Häuser prallten, sie in Brand setzten und weiter auf mich zurollten. Angst öffnete meine Augen. Ich wachte auf, der Wecker zeigte auf die 7, Zeit zum Aufstehen. Straßen verschneit. 8 im Zug nach München. Latein fertig gemacht, Chor geschwänzt, 13 heim zum Essen, danach mit Rad im Dorf, geraucht, gelesen: *Vladimir Nabokov*:
Gelächter im Dunkel. „Erzählt wird die Geschichte des 30-jährigen Kunsthändlers Albert Albius, der aus seiner bürgerlichen Ehe ausbrach, weil sie ihn langweilte. Er verliebt sich in das junge Mädchen Margot, eine Schönheit, die als Platzanweiserin in einem Kino arbeitete. Sie witterte eine Chance zu einer *Karriere*: Entweder Albert ermöglichte ihr, ihren Traum zu verwirklichen und Filmstar zu werden, oder er könnte sie heiraten. Margot hatte eine frühe Leidenschaft für den Karikaturisten Axel hinter sich, der zum entfernten Bekanntenkreis Alberts gehörte und, zu passender Stelle, aus der Kulisse heraus auftreten könnte. Albert verfällt Margot weitgehend und finanziert ihren ersten Film. Alex lebte dann eine ganze Weile neben dem Liebespärchen Margot & Axel her, ohne etwas von ihrer intimen Verbindung zu bemerken. Diese emotionale und soziale Blindheit genügt dem Autor aber noch nicht: Als Albert dem Paar endlich auf die Schliche gekommen war, verwickelt ihn

Nabokov in einen Autounfall, der ihn auch noch leiblich erblinden lässt, was für einen Kunsthändler und gehörnten Liebhaber vergleichbar ungünstig ist. Margot & Axel treiben ihr Spiel noch eine Weile mit dem Blinden, den sie systematisch finanziell ausnehmen, bis ein weiterer Zufall auch dies auffliegen lässt. Als Abschluss konstruiert Nabokov noch ein tragikomisches Ende, in dem Albert versucht, Margot aus Rache zu erschießen, aber natürlich selbst Opfer der gewissenlosen Megäre wird." Diese Sülze hat mich „deprimiert. Nach Kaffee zum Zug nach München. ¾7 bei Peterichs. 8 Abendessen, Bier, mit Werner im Taxi zum Marienplatz. Ins Hofbräuhaus am Tisch mit 3 Bundeswehrlern und einem Berliner Münchner (Wozu lebst du?) dann 6 Amerikanerinnen, Platz getauscht, Faschingstreiben (Germanen) Gaudi, 2 Maß Bier (Brutal musst du sein!) Mit Werner im Taxi nach Ramersdorf um ½ 1 –angesäuselt. Bett. Ein Tag mit 12 Zigaretten, 4 Pfeifen

Faschingssonntag: Um 10 wach ich auf. KATER. Dusche, ein Frühstück mit Peterichs, das Werner Brunch nannte = Breakfast&Lunch. Großes Glas Pampelmusensaft, 2 Eier, 4 Tassen Tee, 3 Brötchen, Mettwurst, Orangenmarmelade. Campari und ab zur Tram Richtung Isartorplatz, weiter zu Fuß über Tal und Sparkassenstraße zur Maximilianstraße. Dort wartete ich in der Menge auf dem Gehsteig eine Stunde auf den Faschingszug. Mieser Platz, blöder Zug. Kalt und scheußlich. Geh zurück Richtung Bahnhof. Brenner Straße, will ins Luitpold Kino. Besetzt! Zum Hauptbahnhof, Kakao von der Milchbar. Aki in der Schalterhalle: Besetzt! Mit der Tram zurück nach Ramersdorf. Frustriert. Zeitung lesen. Abendessen gut. 10 Zigaretten, 5 Pfeifen. Um 23 ins Bett.



Rosenmontag: ½7 auf, Frühstück, gepackt, von Werner und Gabi verabschiedet. Trambahn zur Schule, nicht mitgeturnt. 5 Stunden. Nach Hause, aufgeräumt, Bild am Sonntag gelesen, gepennt. Bis ½19 Griechisch und Englisch. Nach Abendessen mit Wölfi zum Kino, der Eintritt war mir zu teuer. Wieder heim. Wölfi blieb. Deprimiert, mieser Weißwein. Im Bett gelesen, Tagebuch, um 23 Uhr kommt Wölfi vom Kino, fand den Film gut und spannend. *Faschingsdienstag*: Saukalt. Dick eingepackt zur Schule. Musik, Latein dann *Rätselraten*, 2 Freistunden, in Pause Zigarette auf der Toilette, Vertretung mies, 1/3 Liter Rotwein leergemacht. Nach Schule mit Lachner und Freund Hesse zum Hofbräuhaus, 4 Würstchen mit Semmel, 2 Maß Bier. Vom Tanz auf dem Marienplatz betrunken. Nach einer weiteren Maß halb besoffen zum Bahnhof. Mit Stumpen in der Schnauze im Zug gelegen, Heimfahrt schlecht überstanden, Mutti merkte das. Heiße Kartoffeln mit Limburger, ins Bett um ¾ 8. – Tagesverbrauch: 10 Zigaretten, 4 Pfeifen, 4 Stumpen.

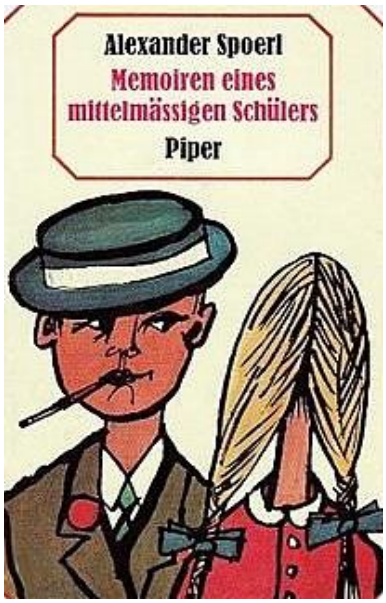
Aschermittwoch: Früh auf, 12. Februar ist Muttis Geburtstag. Krawatte an, kein Frühstück, vier Tassen Tee, Pausenbrot mitnehmen. Turnen, Trikot geliehen. Nachmittags zu Hause Kaffeetafel mit Ottos Eltern und Muttis Steuerberater Herr Wünning mit Frau aus Hohenpeißenberg. Hab Kaffee getrunken, keinen Kuchen gegessen, gelesen und geschrieben bis ½ 11 – Ich will bis zum Skikurs am 24. Februar nicht rauchen und keinen Tropfen Alkohol trinken. Mal sehn!" Teil 1 des guten Vorsatzes wurde bereits am nächsten Tag ungültig. Als Hausaufgabe in Deutsch musste ich liefern: „Friedrich Schillers *Lied von der Glocke* (Versuch einer Erklärung für Jugendliche)."



Das ging nicht ohne meine Nick Knatterton Pfeife und dem Duft von würzigem Orienttabak aus Latakia. Der versetzte mich in die Lage folgendes fehlerfrei mit Tinte in mein Deutschheft zu schreiben.
„Das Lied von der Glocke, ein gewaltiges Epos, ist die technische Schilderung eines Glockengusses, der geschickt mit dem menschlichen Bereich verbunden wird. Es ist in zehn Abschnitte gegliedert, die sich in zwei Ordnungsgruppen gegenüberstehen. Die eine beinhaltet das Leben des Einzelmenschen, die andere die staatliche Ordnung. Die Abschnitte der Arbeitsschritte werden von den Schlägen der künftigen Glocke begleitet wie das Leben des Einzelnen in Kindheit und Jugend, Ehe und Wohlstand, aber auch Zerstörung und Tod. In der zweiten Gruppe endet das friedliche Leben in einem friedlichen Staat durch blutigen Umsturz. Für unsere Zeit hat das Gedicht die gleiche Bedeutung, aber es hat Ausdruckskraft eingebüßt. Wir können uns unter den Bildern der Wanderjahre, der züchtigen Hausfrau, einer Feuerbrunst, dem Tod einer Mutter ja sogar unter der Glocke selbst nicht mehr dasselbe vorstellen. Das behäbige Bürgertum samt Krieg und Wiedervereinigung des Vaterlands erscheint uns als Idealismus. Dagegen können wir mit der Revolution mehr anfangen. Die Verse über die erste Liebe werden immer wieder junge Menschen erfreuen. Denn dieses menschliche Gefühl wird immer bleiben. Auch das strenge Versmaß ist in der heutigen Zeit, jenseits seiner hohen Vollendung, nicht mehr so beliebt. Trotzdem wird das Glockenlied wegen seiner Majestät und Ausdruckskraft wahrscheinlich immer wieder Menschen mitreißen."
Dem folgt eine „Gliederung: A. Einleitung in das Gedicht; B. Das Gedicht selbst: 1. Seine Art und Inhalt, 2. Bedeutung heute a.) Einbuße der Ausdruckskraft b.) bleibende Vorstellung; C. Schluß". Dort hat Dr. Heinz mit einem blauen Kuli seine Kenntnisnahme durch ein V bestätigt. Allerdings verhielt er sich diesmal wie Pater Emmanuel im Katechismus Unterricht in St. Ottilien: Er bestrafte nicht meine Meinung, sondern ihren Missbrauch. Man pisst nicht ungestraft an Schillers Hosenbein.
Ich musste eine neue „Gliederung für die Glocke I" schreiben: „A. Der Aufbau des Gedichtes; B. Die Glocke und das menschliche Leben: I. Im Leben des Individuums: 1. Kindheit, 2. Junge Liebe, 3. Familienglück, das Bild der Mutter und des Vaters, 4. Bürgerlicher Wohlstand, 5. Der Tod; II. Das Leben in der Gemeinschaft: 1. Die zerstörerische Kraft des Feuers, 2. Die staatliche Ordnung, 3. Blutige Revolution, 4. Der Friede; C. Das Gedicht heute." Diese Fassung war nicht genug, denn es folgt eine weitere Gliederung „Gliederung II", daneben eine Markierung des blauen Kulis von Dr. Heinz die aussieht wie ein + mit /: „A. Der Aufbau des Gedichts; B. Abgeschwächte und bleibende Werte: I. Einbuße der Ausdruckskraft: 1. Das Leben der Hausfrau und ihre Aufgabe, 2. Feuersbrunst, 3. Das Bürgertum und der Hang zum Vaterland, 4. Aufgabe des Mannes; II. Bleibende Vorstellungen: 1. Erste Liebe, 2. Der Tod, Revolution und Friede; C. Formale Einbuße und Schlußgedanke". Und endlich das Zeichen der Befreiung, das Zeichen für *Ego the absolvo* ein V im Blau von Dr. Heinz Kuli.

Am Aschermittwoch trug ich Krawatte und am Donnerstag krakelte ich sowas in meinen Kalender:
„Religion ist ein Medium zum glücklichen sinnvollen Leben. Das Christentum ist am anziehendsten und erfüllt diese Aufgabe am besten. Meine Religion zum glückseligen, sinnigen Leben liegt in der Liebe, Philosophie, etwas Geschaffenes und Fernweh. Erkenne diesen winzigen Kosmos Erde. Warum versucht man Christus, Maria usw. zu widerlegen. Am Anfang steht doch Gott und dieser Gedanke ist doch viel mysteriöser als Christus und sein Vater. Ich eigne mich nicht zum Theologen, mehr zum Philosophen." Noch nicht mal Mittlere Reife erreicht, aber schon von ausgefallenen Berufen träumen war nicht neu für mich. Ich wollte ja früher mal Missionar in Afrika werden. Das hatte nicht geklappt, aber hat meinen Horizont erweitert, obwohl ich nie in Afrika war. Mit der Philosophie war es noch

viel schlimmer. Sie hatte kein Land, sondern sie lebte in den Lehrbüchern wie alle anderen Wissenschaften auch.



15. Februar, Sonnabend: „Im Anzug zur Schule, Griechisch Wortkunde 5, Latein gut, Chor. Im Zug nach Hause gelesen: *Memoiren eines mittelmäßigen Schülers* (Spoerl). Im Klappentext steht: „Es ist der bekannteste Roman von *Alexander Spoerl*, geboren 3. Januar 1917 in Düsseldorf. Im Klappentext gibt es eine Kurzfassung:
„Die Rahmenhandlung ist eine Geburt. *Jakob van Tast* wartet vor dem Kreißsaal darauf, dass sein Sohn geboren wird. In der Wartezeit tauchen Erinnerungen an sein bisheriges Leben auf. Dabei steht der Erzähler steht als Beobachter des eigenen Handelns und auch des Handelns seiner Mitmenschen neben dem Geschehen und durchschaut es gleichzeitig: *Jakob van Tast* wird gegen Ende des Ersten Weltkriegs geboren und wächst im Düsseldorf der 1920er und 1930er Jahre auf. Die Eltern sind gut situiert, die Mutter Sängerin, der Vater Rechtsanwalt. Jakob, ein aufgewecktes und neugieriges Kind, hat ständig Unfug im Kopf. Die Schule, der Lebensmittelpunkt der Kinder und Jugendlichen bietet ihm ein reiches Betätigungsfeld. Auf einer Studienreise nach England verliebt Jakob sich zum ersten Mal. Nach dem Abitur nimmt er in Berlin das Studium des Maschinenbaus auf. Diesmal verknallt er sich in der S-Bahn in eine junge Frau. Ein *gesetzestreuer Mitbürger* versucht ihn zu erpressen, weil seine Geliebte Jüdin ist. Dem kann van Tast entweichen, jedoch verschwindet auch Ursula, wie sie hieß, spurlos. Er beendet seinen Reichsarbeitsdienst und kommt als Soldat der Wehrmacht nach Dänemark. Dort wird er später wegen schlechter Gesundheit entlassen. Ab 1944 findet er Beschäftigung als Ingenieur. 1945 nach Kriegsende zieht er zu seinen Eltern in Rottach-Egern in Oberbayern und er wird Dolmetscher für die amerikanische Besatzungsmacht. Er bekommt zudem einen ausgedienten Kübelwagen geschenkt, mit dem er zurück nach Düsseldorf fährt. Dort trifft er auf einen ehemaligen Lehrer, der seinen Verstand verloren hat und Ziegelsteine aus einem Trümmerberg birgt, der früher seine Schule war.“ Das humoristische Werk hat auch ernste Anklänge. Während trockener Humor und virtuoser Umgang mit den Untiefen und Doppeldeutigkeiten der Sprache den Leser schmunzeln oder laut lachen lassen, wird das Leid der Menschen im Dritten Reich nur angedeutet. Es schimmert durch, weil es nicht verdrängt werden kann.



Als ich in Ebenhausen ankam, schien die Sonne. Unter blauem Himmel stapfte ich am verschneiten Sanatorium vorbei zur Zeller Straße. Von der Anhöhe beim Wehnerbauer waren in der Ferne die verschneiten Gipfel der Alpenkette zu sehen. Es war sehr ruhig, als ob der Schnee den Schall dämpfte. Nach dem Essen spazierte ich weiter durch die puderweiße Ruhe der glitzernden Schnee-

landschaft Richtung Irschenhausen. Herrlich! Ich gehe beschwingt nach Hause. Im Briefkasten: Die Februarausgabe 1964 der *Sowjetunion Heute*. Ich habe sie gelesen, aber nicht aufgeschrieben was. Dazu blieb keine Zeit, denn um vier Uhr nachmittags kamen die Wychgrams aus Murnau in Hayos lindgrünem VW. Nach Kaffee und Kuchen mit den Erwachsenen, verschwand ich mit Renate und Sybille in meinem Zimmer, das sie zum ersten Mal sahen. Das war nett. Tischtennis mit den beiden im Keller. Wir haben im Esszimmer Radio gehört und geraucht. Ein Tag mit zehn Zigaretten. Nach dem Abendessen nochmal Tischtennis und um elf Uhr nachts begleiteten wir die Wychgrams zu ihrem VW und winkten ihnen nach. Ein angenehmer Tag. Um Mitternacht ins Bett. Ein schöner Traum: Ich bin in Bremen (DSG) also Deutsche Schlafwagengesellschaft (die kannte ich von Wölfi, der als Schlafwagenschaffner gearbeitet hat). Ich irre herum, treffe ein Mädchen und küsse es. Danach behauptet Mutti, es wäre eine Dirne (Nabokov Gelächter im Dunkel). Stehe dann am Rhein. Komisch.

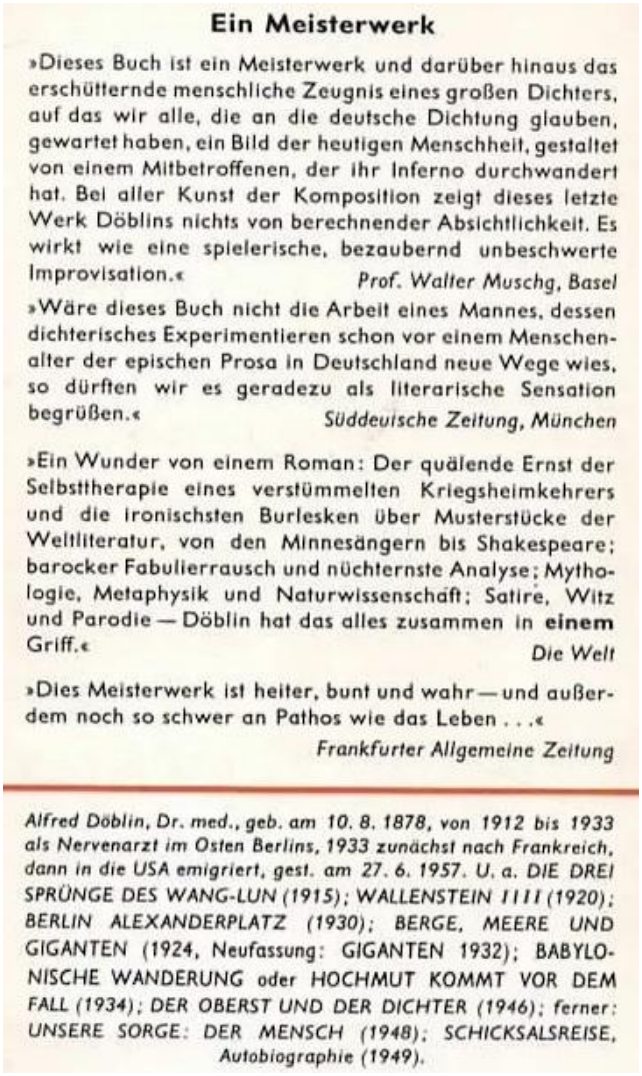
16.2. Sonntag ½ 9 Frühstück. Es gibt Streit über Sandalen, Bart, Anzug. Otto zieht sich zurück. Geh mit Wölfi ins Zeller Kircherl. Nach Heimkehr Streit. Wir dürfen nicht mehr nach Hohenpeißenberg fahren. Jörg ist da und vermittelt. Um 14 Uhr ziehen wir los; nach 50 Minuten sind wir an unserem früheren Haus an der Bergstraße. Seit dem Verkauf hatte sich von außen nichts verändert. Wir fahren weiter



zum Gipfel. Wölfi hatte seine Skier mit und ging zum Nordhang. Ich setzte mich auf die Mauer vor der Kirche und konnte die Alpen sehen: vom Großvenediger im Osten in den Hohen Tauern bei Salzburg bis zum Grünten bei Sonthofen in den Allgäuer Bergen im Westen. Dort stand auch die Sonne. Ich treffe Feistls, deren Sohn 1957 den Platz am Priesterseminar in Freising bekam, wodurch ich im Kloster St. Ottilien landete. Rede mit ihnen. Dann versinke ich wieder in der Aussicht auf die verschneite Alpenkette mit der Zugspitze in der Mitte vor italienisch blauem Himmel. Schön! Geh zum Beni, treffe in der Wirtsstube Wölfi, Sepp Schelle (ohne Emmi) u.a. Danach mit glatten Schuhen bergab ins Dorf zur Evangelischen Kirche. Kaffee und Kuchen bei Eberhards. Andreas und Dorothe führen theologische Gespräche, später singen wir alle angestiftet von Sabine und vier Freundinnen. Um ½ 7 heim. Mathe Hurra! Bett 23.“



In neue Woche beginnt mit fast leeren Seiten. 17.2. Montag: „?“ 18.2. Dienstag: „Physik Blödsinn, Rosenfeld *gewarnt*. Heim. *Döblin Hamlet oder…*“ Tante Schrama hat es mir geliehen. Sie hatte das Buch in der Buchhandlung Schwankl in Wolfratshausen gefunden



Ein Meisterwerk

»Dieses Buch ist ein Meisterwerk und darüber hinaus das erschütternde menschliche Zeugnis eines großen Dichters, auf das wir alle, die an die deutsche Dichtung glauben, gewartet haben, ein Bild der heutigen Menschheit, gestaltet von einem Mitbetroffenen, der ihr Inferno durchwandert hat. Bei aller Kunst der Komposition zeigt dieses letzte Werk Döblins nichts von berechnender Absichtlichkeit. Es wirkt wie eine spielerische, bezaubernd unbeschwerte Improvisation.«
Prof. Walter Muschg, Basel

»Wäre dieses Buch nicht die Arbeit eines Mannes, dessen dichterisches Experimentieren schon vor einem Menschenalter der epischen Prosa in Deutschland neue Wege wies, so dürften wir es geradezu als literarische Sensation begrüßen.«
Süddeutsche Zeitung, München

»Ein Wunder von einem Roman: Der quälende Ernst der Selbsttherapie eines verstümmelten Kriegsheimkehrers und die ironischsten Burlesken über Musterstücke der Weltliteratur, von den Minnesängern bis Shakespeare; barocker Fabulierrausch und nüchternste Analyse; Mythologie, Metaphysik und Naturwissenschaft; Satire, Witz und Parodie — Döblin hat das alles zusammen in **einem** Griff.«
Die Welt

»Dies Meisterwerk ist heiter, bunt und wahr — und außerdem noch so schwer an Pathos wie das Leben . . .«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Alfred Döblin, Dr. med., geb. am 10. 8. 1878, von 1912 bis 1933 als Nervenarzt im Osten Berlins, 1933 zunächst nach Frankreich, dann in die USA emigriert, gest. am 27. 6. 1957. U. a. DIE DREI SPRÜNGE DES WANG-LUN (1915); WALLENSTEIN 1111 (1920); BERLIN ALEXANDERPLATZ (1930); BERGE, MEERE UND GIGANTEN (1924, Neufassung: GIGANTEN 1932); BABYLONISCHE WANDERUNG oder HOCHMUT KOMMT VOR DEM FALL (1934); DER OBERST UND DER DICHTER (1946); ferner: UNSERE SORGE: DER MENSCH (1948); SCHICKSALSREISE, Autobiographie (1949).

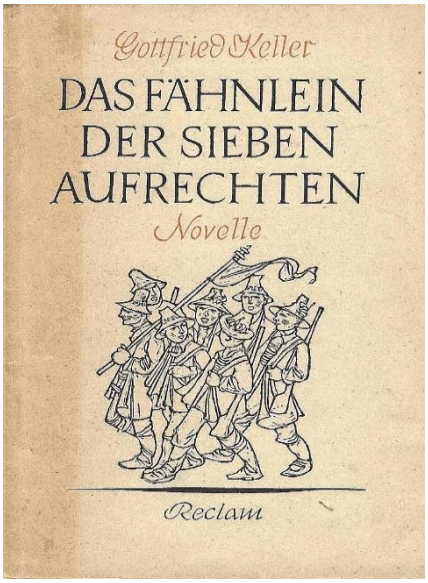
und inzwischen gelesen. Sie wird erst Ende Februar zurück nach Belgien fahren. Bis dahin könne ich es behalten. Dann wird sie es ihrer Tochter geben, die auch oft deutsche Bücher liest und sogar Mitglied der Deutschen Buchgesellschaft Berlin-Darmstadt-Wien ist, von der sie Bücher per Post kriegt. Sie selbst kannte den Autor aus Berlin. Alfred Döblin war bereits erfolgreich, als sie mit 1930 mit dreißig Jahren sein erstes Buch gelesen hat. Sein Titel war *Berlin Alexanderplatz*.

Unmittelbar nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Januar 1933 begann der Berliner Bibliothekar Dr. Wolfgang Herrmann mit der Erstellung einer Liste derjenigen Bücher, die aus Buchhandel und Büchereien zu entfernen wären. Es entstanden die Liste 1 *Schöne Literatur* und die Liste 2 *Politik und Staatswissenschaften*. Gleichzeitig gab es Hinweise für „Bücher, deren Anschaffung empfohlen wird“. Die Aussonderungsliste leitete Herrmann am 1. Mai 1933 an die nationalsozialistische deutsche Studentenschaft weiter, um damit die Plünderung der Bestände von Bibliotheken, Leihbüchereien und wissenschaftlicher Einrichtungen in der Aktion *Wider den undeutschen Geist* zu lenken. Die Listen wurden Anfang Mai 1933 in mehreren Zeitungen und Zeitschriften publik gemacht. Sie enthielten die Kurzangaben zu vier Anthologien und 130 Autoren. Teilweise wurden Ausnahmen angemerkt, wenn nur bestimmte Werke eines Schriftstellers betroffen waren. Die Liste wurde dem Propagandaministerium vorgelegt, letztlich aber nie offiziell genehmigt. Parallel dazu übergaben der *Kampfbund für deutsche Kultur* gemeinsam mit dem Verlagsbuchhandel, dem Sortimentsbuchhandel und den Leihbüchereien im Juli 1933 dem Propaganda-ministerium *ihre abgestimmte Liste* zur Aussonderung. Sie enthielt nur 51 Autoren, von denen aber detailliert 606 einzelne Werke und eine Kurzcharakteristik des jeweiligen Verfassers wie etwa *jüdisch-zersetzender Schriftsteller*, *Asphaltschriftstellerin* oder *kommunistischer Tendenzschriftsteller*. Auch diese Liste verschwand in den Schubladen des Ministeriums. Die Buchhändler und Bibliothekare wurden vertröstet. So hielt man sich weiter an die *Schwarze Liste* des Dr. Herrmann.

Auf der Liste stand auch der Name Döblin mit einer Fundstelle. Verboten wurden *sämtliche Werke*, von 26 Büchern blieb nur eines erlaubt: *Wallenstein.* Der historische Roman, den er zwischen 1916 und 1919 verfasst hatte, erschien 1920 im S. Fischer Verlag in Berlin. Der dritte Roman des Autors umfasst nahezu den gesamten Dreißigjährigen Krieg, beginnend mit dem Sieg der Katholischen Liga über den Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz in der Schlacht am Weißen Berg, über der Ermordung des Generalissimus Wallenstein hinaus, endend mit einem fiktiven Tod des Kaisers Ferdinand II. Nach der Bücherverbrennung 1933 floh der Jude und Sozialist Döblin aus Deutschland und kehrte nach Ende des Zweiten Weltkrieges zurück, um Deutschland 1953 erneut zu verlassen. Das Buch, das sie in der Buchhandlung Schwankl in der Marktstraße von Wolfratshausen im Loisachtal gefunden hatte, wurde 1945/46 noch im Exil geschrieben, aber erst kurz vor seinem Tod 1957 in Ost-Berlin veröffentlicht. 1958 folgte eine Taschenbuchausgabe in Westdeutschland. Ein fast 400 Seiten dicker Monsterroman. Ich wusste von Mutti, dass Tante Schrama‘s Sohn vor Leningrad gefallen war. Sie hat

das Buch vielleicht deshalb gekauft. Es passte zur kleinen Sammlung von Trümmerliteratur in meinem Regal. Eine neue Sparte: Exil-Literatur. Ich habe ein wenig in Döblins *Hamlet* gestöbert und festgestellt, dass es ein Buch war, das ich nicht so nebenher lesen konnte. Man musste fokussiert und konzentriert bleiben, um die Kraft seiner Sprachbilder zu verstehen und ihre Realität zu ertragen. Ich hatte mitgekriegt, dass viele, die den Krieg in der Heimat oder an der Front erlebten hatten, wenig Verständnis aufbrachten für die Landsleute, die aus der Heimat vor Hitler fliehen mussten und das *Dritte Reich* nur im feindlichen Ausland überleben konnten. Das war auch Döblins Schicksal. Er erhielt 1936 die französische Staatsbürgerschaft. 1941 konvertierte er zum katholischen Glauben. Augusta Schrama war als Tochter einer irischen Mutter im protestantische Berlin katholisch erzogen worden. Sie fand das gut und so bemerkenswert, dass sie es mir erzählte. Eine gute Zusammenfassung von Aufbau und Inhalt des Romans gibt es im Internet.

21.2. Freitag. Grusel. Deutsch-Hausaufgabe: Das Fähnlein der sieben Aufrechten. (Inhaltsangabe): „Die Novelle ereignet sich 1849 in der Schweiz und ist auch nur dort denkbar. Die Kinder von zwei prominenten Vereinsbrüdern der *Sieben Aufrechten*, einer Züricher Bürgergruppe deren Mitglieder grau geworden und deren Geister veraltet waren, hatten sich bereits in ihrer Kindheit verliebt. Aber



einer der beiden Väter, der wohlhabende Zimmermeister Frymann will seine Tochter Hermine nicht mit dem *Nichtsnutz* Karl, jüngster Sohn seines Busenfreundes Hediger, eines armen Schneiders und Vaters von vier Söhnen, verheiraten. Die beiden Väter sind trotz ihrer Klassenunterschiede beste Freunde. Sie wollen aber ihre Freundschaft nicht durch eine Verwandtschaftsaffäre gefährden. Frymann hatte für seine Tochter Hermine den Sohn eines reichen Bauern und Grundbesitzers, den jungen Scharfschützen Ruckstuhl, ausgesucht. Als Karl eine Ausbildung als Scharfschütze in der örtlichen Kaserne beginnt, landet er in dessen Kompanie und sie werden Freunde, bis der weinselige Simpel Ruckstuhl Karl erzählt, dass er bald eine reiche Frau heiraten wird: Hermine, Frymanns Tochter. Jetzt war Karls Ruhe dahin. In seiner freien Stunde verließ er die Kaserne, um bei seiner Mutter nachzufragen. Die hat gerade Streit mit seinem Vater, der sie rügte, weil sie Hermine zum Kaffee eingeladen hatte, obwohl er Hermines Vater versprochen hatte, sie nicht ins Haus zu lassen, um zu vermeiden, dass sie dort auf Karl trifft. Sie wehrte sich gegen Hedigers Rüge: Er könne seiner Frau doch nicht verbieten, einen Menschen, den sie von klein auf kennt, in ihr Haus zu lassen und fragt ihn schnippisch: *Eine Mutter sollte ihre Kinder nicht verkuppeln dürfen? Mich dünkt, sie ist gerade die rechte Behörde dazu!* Karl hörte das Gespräch nicht mehr zu Ende, sondern ging seiner Wege. Er beschloss, sich still zu halten, dem Mädchen etwas Gutes zuzutrauen und die Dinge geschehen zu lassen. Einige Tage später kam Hermine mit ihrem Strickzeug wieder zu Frau Hediger auf Besuch. Sie waren fröhlich und schließlich lockte das Geklapper von Kaffeegeschirr den Schneider aus seiner Nähstube an die Kaffeetafel. Dort sitzt Hermine und wartet auf Karl. Hediger rennt zu Frymann und berichtet ihm. Beide eilen zurück. Aber an der Kaffeetafel finden sie nur noch Karl, der eben heimgekommen, sich über das selbstgemachte Gebäck freute, das die Frauen serviert hatten. Später erfährt er von seiner Mutter, dass Hermine in einem Boot auf dem See auf ihn wartet. Sie hat einen Plan, um die Zwangsheirat ihres Vaters zu unterlaufen. *Ich habe mir einen Plan ausgedacht, der freilich etwas sonderbar ist. Könntest du Ruckstuhl nicht heute noch oder morgen früh zu einer Dummheit verführen, daß ihr miteinander Arrest erhieltet für vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden?* Seine Antwort: *Du bist sehr gütig, mich zwei Tage ins Loch zu schicken, um dir ein Nein zu ersparen! Tust du's nicht billiger?* Mit einer List verhindert Karl später, daß Ruckstuhl zu einem Mittagessen bei seinem künftigen Schwiegervater Frymann erscheint. Er veranstaltet ein nächtliches Gelage im Mannschaftsraum der Kaserne, auf dem Ruckstuhl so viel trinkt, daß er im Suff einen Offizier beleidigt, der ihn arrestiert. Als er Mittag Punkt zwölf

Uhr nicht erscheint, wartet Frymann noch bis ¼12. Dann lässt er Ruckstuhl fallen. Nun muß sich Karl bei Frymann nur noch ins rechte Licht setzen. Die Gelegenheit bietet sich ihm bald. Die *sieben Aufrechten* wollen am großen Schützenfest teilnehmen und haben sich extra dafür eine Fahne nähen lassen. Frymann soll, nachdem sich die Gruppe deswegen beinahe aufgelöst hatte, eine Rede halten. Er verfasst einen rauen, revolutionären Aufsatz, den Hermine listig als ausreichend bezeichnete. Aber auf dem Fest erinnert sich Frymann an nichts mehr und sieht die Gruppe schon in Schimpf und Schande heim-ziehen. Da bietet sich Karl an und hält eine glänzende Rede, die die Ehre der *Sieben* rettet. Als Karl schließlich auch noch als Schützenmeister brilliert, geben die beiden Väter endlich freudig ihre Zustimmung zur Hochzeit und mit Hurrarufen und Küssen kommt die Novelle zu einem Happy End.“ Im Deutschheft folgt noch eine mit Tinte geschriebene Kurzbiographie mit Werk-verzeichnis von Gottfried Keller und eine Überschrift: „*Wie sieht Keller das Bürgertum im Fähnlein der sieben Aufrechten?* (Gliederung)“, es folgen 15 Leerzeilen. Es gibt weder eine Gliederung noch einen blauen Haken aus Dr. Heinz Kugel-schreiber. Die nächste Überschrift im Heft, *Carossas Erlebnisweise der Umwelt* war vom 18.4.1964, nach einer Pause von zwei Monaten.



Am Montag, dem 24. Februar wird die Klasse 10a des Theresien-gymnasium unter Leitung von Studienrat Ludwig Leiphold per Bus zum Spitzingsee in den Alpen reisen und bis Samstag 29 in einer Berghütte mit Vollpension übernachten. Tags-über sollen wir dann in einem Skikurs lernen, wie man sich mit Skiern auf dem Schnee bewegt und durch ständiges Training lernen kann, wie man einen Steilhang durch geschicktes Wedeln austrickst. Der Skikurs war nicht kostenlos und meine Skier uralt. Ich hatte sie nur an wenigen Wintertagen 1960 in St. Ottilien benutzt und die Abfahrten von den Hügeln dort hatten wenig Gefälle. Die Gleitfläche der Skier musste gewachst werden. Es gab zwei Wachsarten: Eine für Papp-schnee und eine für Pulverschnee. Hatte man sich vertan, musste man leiden. Ich konnte mir keine neuen Skier leisten, aber ich hatte eine Idee. Die kam mir am Samstag. Es lag noch immer Schnee, Temperatur um den Gefrierpunkt, die Sonne hat die Straßen abgetaut. In der Schule gab es eine Matheschulaufgabe, auf die ich mich am Tag vorher vorbereitet hatte, aber nun gehemmt und voller Zeitangst wahrscheinlich versaubeutelt hatte. Hab den Chor geschwänzt, bin mittags nach Hause gefahren, habe hektisch gegessen und bin danach in den Keller geeilt. In einer Schublade fand ich ein paar Lackdosen, Terpentin und ein Paar Pinsel. Ich schraubte das Netz von der Tischtennisplatte, deckte diese mit alten Zeitungen ab, legte Skier wie Stöcke darauf und lackierte sie in der Grundfarbe Weiß. Um Drei schaltete ich die Neonröhren aus und wanderte bei strahlendem Wetter nach Icking. Im Café Roth traf ich Wölfi auf ein Bier, wir zogen zum Gasthof Walchstädter Höh. Dort gab es einen Hang von ein paar hundert Metern, auf denen man Ski fahren konnte, was ein paar Dutzend Menschen taten. Wir saßen auf der Terrasse und sahen ihnen zu. Um Fünf lag der Hang im Schatten und wir machten uns auf den Weg nach Hause. Nach dem Abendessen zogen wir wieder los. Im Dorfkino gabs *Die Feuer-zangenbowle.* Ich fand den Film albern, aber der Nachhauseweg mit Wölfi bei Vollmond war schön. Am Sonntag war ich früh auf. Nach dem Frühstück eilte ich in den Keller. Die Grundierung war getrocknet. Ich begann eine Zeichnung in Schwarz, dann füllte ich die Räume der Struktur mit gelb, rot rosa oder grün. Die Lackfarben glänzten im Neonlicht. Ich war zufrieden und schaltete es aus.



Es war Sonntag, der einzige Tag der Woche an dem alle am Esstisch saßen, denn unter der Woche waren wir Kinder um 12½ meist noch auf dem Weg nach Hause. Das Mittagessen war köstlich: Es gab gebratene Gans mit Sauce, Knödeln, Rotkraut und einem Glas Rotwein. Es war das zweite Mal, dass ich mit Tante Schrama am Mittagstisch saß. Am ersten Sonntag nach ihrer Ankunft war ich bei Peterichs in München und am Sonntag vor einer Woche schien sie erschrocken über den Streit zwischen Otto und Wölfi über unseren Ausflug nach Hohenpeißenberg. Sie tat das, wovor Mutti mich gewarnt hatte: Sie schwieg, ihre Mimik erstarrte und sie reagierte mit ihrer Art ihr Unwohlsein unter Kontrolle zu halten: Die Finger ihrer Hände glitten unruhig über die Tischdecke, als ob sie nach Halt tasteten. Heute erfuhr sie von meinem bevorstehenden Skikurs. Sie freute sich für mich, aber war zugleich enttäuscht, mich erst nächsten Samstag wiederzusehen, denn am folgenden Montag würde sie abreisen. Sie wusste aber von meinen Reiseplänen nach England Ende Juli und lud mich ein zu einem Besuch in Blankenberge Ende August nach meiner Rückkehr aus England im Hafen von Ostende in Belgien. Von dort könne ich mit der Küstenstraßenbahn *Kusttram,* die von De Penne an der französischen Grenze Richtung Knokke an der niederländischen Grenze führt, direkt nach Blankenberge fahren. Auch ihre Tochter Giséle würde sich freuen, wenn ich kommen würde. Ich bedankte mich für ihre Einladung, versprach ihr meinen Besuch und sie antwortete mit einem Lächeln, das mich glücklich stimmte, denn ich könnte im Sommer sogar noch die belgische Küste kennenlernen.



Ich sah nochmal kurz in den Keller, begutachtete meine frisch lackierten Skier, ging beschwingt in die Garage, holte mein Fahrrad raus und radelte durch die sonnige Schneelandschaft nach Icking. Dort gab es eine betonierte Sprungschanze am Isarabhang jenseits von Bundesstraße und Bahnlinie. Viele Schaulustige hatten sich dort versammelt, um den Wettkampf der fliegenden Männer auf ihren Skiern lautstark zu begleiten. Es waren auch einige hübsche Mädchen darunter, die laut Bravo riefen und begeistert klatschten. Die Skier der Springer hatten keine Kandahar Skibindung mit festen Seitenbacken und festsitzendem Stahlseilzug, sondern eine neue *Marker* Skibindung mit Auslösefunktion, die die Bindung bei einem Sturz öffnet und Knochenbrüche verhindert. Sie dreht sich dann automatisch zur Seite und befreit dadurch die Stiefelspitze aus der fixen Bindung. Die flexible Bindung war teurer als die alte. Auch die neuen schwarz lackierten *Head* Skier in Metallsandwich-bauweise aus den USA mit Laufbelägen aus Kunststoff, die wesentlich pflegeleichter waren als die alten Holzbretter, kosteten fast 300 Mark. Auch die Bekleidung der Skifahrer, wie etwa die Keilhosen mit Fußsteg von *Bogner* waren moderner, strapazierfähiger wie modischer und schützten besser vor Schnee und Eis als die alten Pluderhosen, waren aber ebenso deutlich teurer. Ich hatte zwar meine Holzbretter nett lackiert, aber nur alte abgetragene Skischuhe, Fritzis Anorak mit einer Kapuze aus weißem Kunstfell, warme Socken, lange Unterhosen und eine Blue Jeans sowie dänische Fäustlinge aus Seehundfell von Mutti für das Abenteuer in den Bergen. Um vier Uhr, noch vor der Siegerehrung der Skispringer im Gasthaus Klostermaier in Icking, bestieg ich mein Rad und kehrte zurück nach Hause, um den kleinen Koffer zu packen, den Mutti inzwischen in mein Zimmer gestellt hatte. Danach gab es Kaffee. Der Lack auf den Skiern war inzwischen getrocknet. Ich konnte den Keller aufräumen und noch etwas lesen. Dann gab es Abendbrot: Toast mit Spiegelei. Dazu sang im Radio das Quartett *The Brothers Four* das Lied *The Green Leaves of Summer are calling me home, it's so good to be back there…* Es stimmte mich wehmütig, weil es mich an den Verlust meiner Heimat am Hohenpeißenberg erinnerte. Vielleicht ist das Otto





aufgefallen. Jedenfalls drückte er mir zum Abschied einen Zehnmarkschein in die Hand und verabschiedete sich von mir mit dem Spruch *Hals und Beinbruch,* was hieß: Pass auf dich auf und komm heil zurück. Auch Tante Schrama steckte mir einen Zehnmarkschein zu und wünschte mir schöne Tage. Am Montagmorgen musste mich Mutti nicht wecken. Ich war um ½7 hellwach, auf dem Esstisch wartete bereits heißer Tee, zwei Marmeladenbrote und Mutti im Bademantel auf mich. Den Skikurs hatte sie bereits bezahlt, dennoch legte auch sie noch einen Zehner in bar obendrauf. Kurz darauf machte ich mich in voller Montur mit den Skiern auf den Schultern und Muttis kleinem Reisekoffer in der Hand auf den Weg zum Bahnhof Ebenhausen. Am Theresien-Gymnasium traf ich auf 12 reisefertige Klassenkameraden. Wenig später fuhr der Omnibus vor, der uns zum Spitzingsee

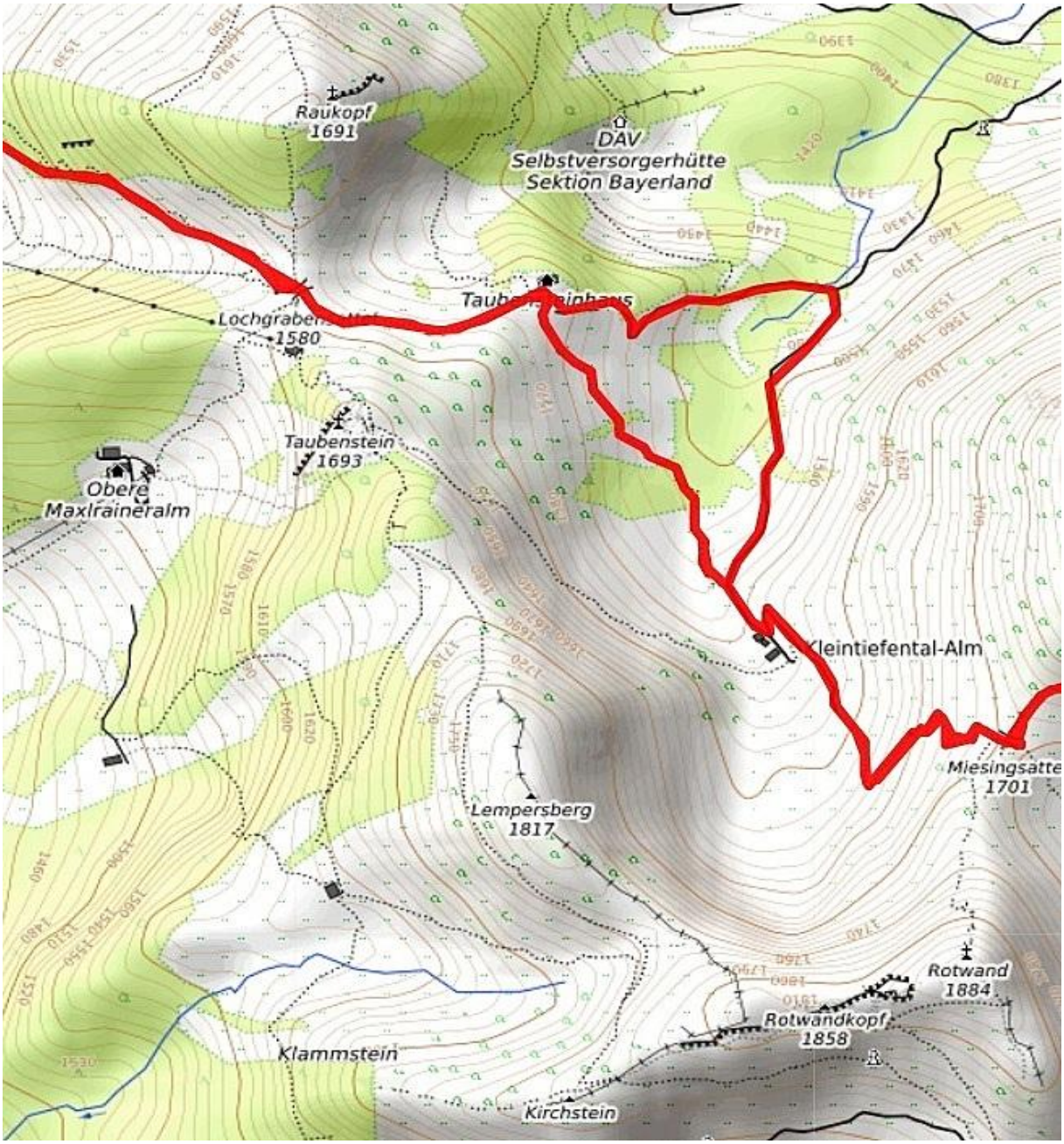


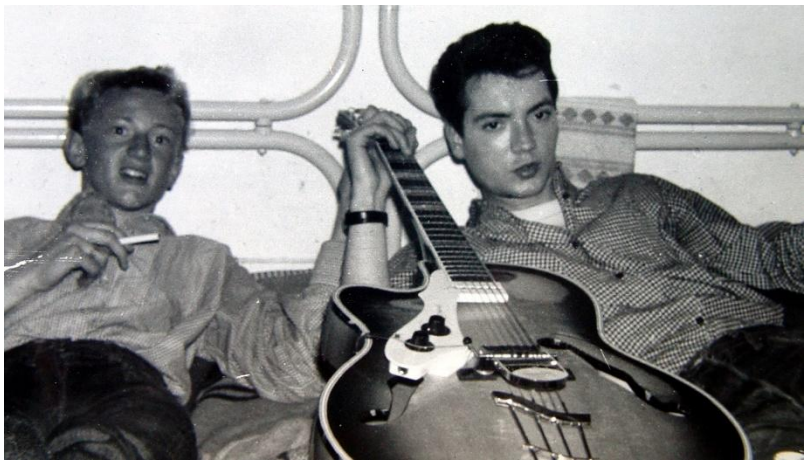
bringen sollte. Als wir um ¾9 starteten war der Tag noch neblig und grau. Es dauerte zwei Stunden, bis der Himmel aufklarte. Aber dann hatte die Sonne den Dunst über den verschneiten Gipfeln der Voralpen aufgelöst. Als wir in Spitzing ankamen stiegen wir bei vollem Sonnenschein aus dem Bus. Wie man auf dem Foto sieht, hatten wir alle gute Laune. Am Parkplatz erwartete uns der Wirt der Taubensteinhütte mit einem Jeep mit Hänger auf dessen Ladefläche wir unsere Skier und unser Gepäck ablegen konnten. Nun konnten wir unbeschwert zu Fuß vom Dorf Spitzing auf etwa 1050 Meter zur Taubensteinhütte auf 1550 Meter Höhe wandern. Es waren nur etwa drei Kilometer, aber 500 Meter Höhenunterschied und deshalb



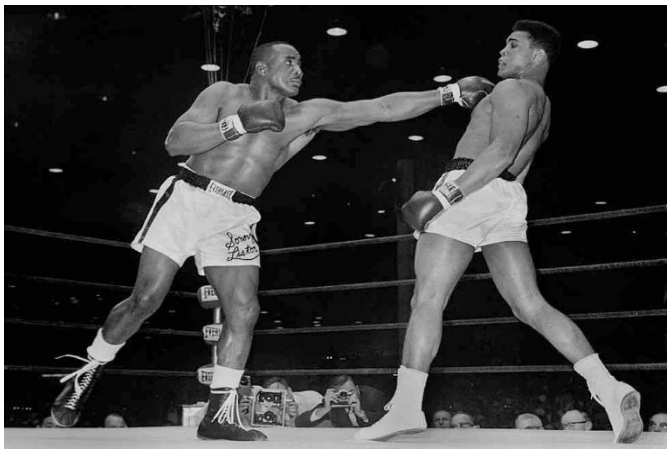
begannen einige auf der letzten Etappe zu schwitzen. Bei unserer Ankunft gegen Mittag zeigte der Thermometer der Hütte 13 Grad. Auf einer Bank vor dem Eingang saßen ein paar ältere Münchner die uns neugierig musterten. Sie tuschelten untereinander, als sie uns kommen sahen. Ich hörte das Wort *Gesocks*, ließ mir aber nichts anmerken. Sie trugen Skihosen von Bogner, schnieke Skistiefel und teure Sonnenbrillen. An der Wand hinter ihnen standen ein paar schwarze HEAD Ski. Sie kannten

meine Skier noch nicht. Die lagen noch auf der Ladefläche des Unimog. Nach unserer Ankunft zeigte uns der Hüttenwirt unsere Unterkunft: einen etwa 20 qm großen Raum mit jeweils drei Stockbettgestellen an den beiden Längsseiten. Der Raum erinnerte mich an das Laboratorium im Kurheim am Hohenpeißenberg, aber die Liegeflächen hatten keine quietschenden Spiralfedern. Wir verstauten unser Gepäck und gingen zum Mittagessen in die Wirtsstube, wo zwei Tische für uns vorbereitet waren. Es gab Suppe, danach Schnitzel mit Kartoffelsalat und bayerischem Salat. Dazu gönnte ich mir eine Halbe Bier. Um ½14 schnallten wir unsere Skier an unsere Skischuhe. Leiphold fuhr voraus und wir rutschten hinterher zum unteren Lochgraben. Dort übten wir unter seiner Anleitung Schrägfahrt, Stemmbogen u.ä. Um ½17 stapften wir mit den Skiern auf den Schultern wieder zurück zur Hütte. Mit einem Bier in der Hand beobachten wir den Sonnenuntergang. Später gab es Abendbrot mit einer Aufschnitt Platte in der Wirtsstube. Wir alberten und erzählten uns Witze bis uns Leiphold nach 21 Uhr in unsere Stube scheuchte, denn morgen wollte er mit uns am Raukopf skifahren. Er kam nochmal zur Kontrolle, ermahnte, die Nachtruhe einzuhalten und ging auf sein Zimmer.





Wir waren alle gut müde, aber Joe Hollinger und sein bester Freund Peter Segith, der Elvis aus Giesing, der sogar seine Gitarre mitgebracht hatte verehrten nicht nur Elvis Presley, sondern waren auch Boxfans. Heute sollte in Miami der Kampf zwischen dem jungen Olympiasieger von Rom, dem inzwischen 22 Jahre alten Cassius Clay gegen den 34 Jahre alten amtierenden Weltmeister im Schwergericht, Sonny Liston stattfinden. Ich weiß nicht mehr, wer von den beiden eines dieser neuen tragbaren Transistorradios mitgebracht hat, aber sie hatten die Absicht den Kampf auf dem Sender der Amis, dem AFN Munich, um zwei Uhr nachts zu verfolgen. Das Großmaul Cassius Clay war ihr Favorit und sie erhofften einen Sieg, den sie nicht verpassen wollten. Der AFN war gut zu empfangen und sie versprachen, die Lautstärke zu minimieren. Ich hatte in St. Ottilien freiwillig an einem Boxkurs teilgenommen. Es gab zwar Boxhandschuhe, aber keinen Boxring. Man konnte die Handschuhe nicht selbst an- oder ausziehen, das fand ich unpraktisch. Wir übten mit hängenden Boxsäcken in der

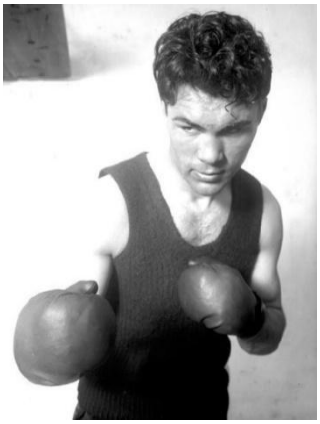


Turnhalle, bevor wir gegeneinander antreten durften. Ich beendete meine Laufbahn als Boxer nach kurzer Zeit, weil ich einen Mitschüler mit angeblich unerlaubten Schlägen in die Krankenstation befördert hatte. Seitdem habe ich bis auf Karate um Kampfsportarten einen großen Bogen gemacht. Von Cassius Clay neuem Boxstil hatte ich gehört, das sei eher Tanzsport als Boxsport. Andere priesen ihn als künftigen Weltmeister. Ich wusste, dass im Profiboxen die Zahl der Runden (à drei Minuten) frei festgelegt werden kann, sich aber üblicherweise zwischen vier und zwölf bewegt. Drei Kampfrichter bewerten unabhängig nach jeder einzelnen Runde, welcher Boxer in der Runde stärker gekämpft hat. Ein Kampf kann also länger dauern als eine Stunde. Nach 6 Runden und insgesamt 25 Minuten trat Sonny Liston nicht mehr zur siebten Runde an, sondern gab auf. Cassius Clay wurde Weltmeister im Schwergewichtsboxen, Joe und Peter waren glücklich und ich freute mich über seinen Sieg, nicht nur weil ich weiterschlafen konnte.

Max Schmeling, war Ottos Idol. Er war damals zehn Jahre alt und konnte Schmelings Geschichte nicht kennen. Die Nazis forderten Schmeling im Jahre 1935 auf, sich von seiner tschechischen Frau sowie seinem jüdischen Manager Joe Jacobs in Amerika zu trennen und sich von seinen jüdischen Freunden zu distanzieren. Er wies die Forderungen zurück. Auf Grund der Nürnberger Gesetze erwog das amerikanische



Olympische Komitee, die Olympischen Sommerspiele 1936 in Berlin zu boykottieren. Als auch international bekanntester deutscher Sportler war Schmeling Teil einer von Goebbels Propagandaministerium organisierten Kampagne, die Amerikaner von der Teilnahme in Berlin zu überzeugen.

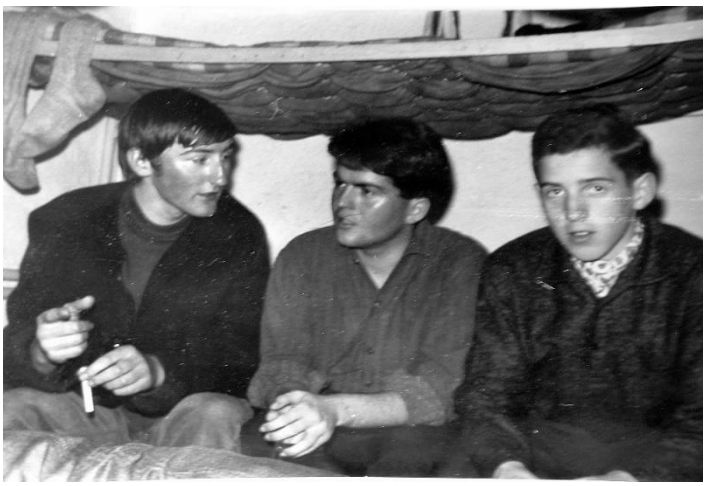


Später bezeichnete Schmeling seine Fürsprache als *grenzenlose Naivität*. Sein berühmtester Kampf ging allerdings nicht um eine Weltmeisterschaft. Am 19. Juni 1936 kämpfte er in New York gegen den *Braunen Bomber* Joe Louis, der damals als unschlagbar galt, aber noch nicht Weltmeister war (27 Kämpfe, 27 Siege). In dem im Radio auch nach Deutschland direkt übertragenen Kampf überraschte Schmeling die Boxwelt, indem er Louis schon früh hart treffen konnte und ihn durch K.o.in der 12. Runde besiegte. Dieses Ergebnis war auch ohne WM-Titel aus deutscher Sicht die bis dahin größte Überraschung im Boxsport und wurde von der NS-Propaganda politisch missbraucht als *Beweis für die Überlegenheit der arischen Rasse*. Im Juni 1938 bekam er eine zweite Chance, Weltmeister zu werden, da Joe Louis einen Rückkampf gegen den einzigen Mann anstrebte, der ihn geschlagen hatte. Schmeling wurde dabei sowohl von deutscher als auch internationaler Seite als Vertreter des inzwischen zunehmend etablierten NS-Regimes gesehen. Schmeling selbst hatte nach eigener Aussage stets Distanz zur NS-Ideologie gewahrt. 1938 beging Louis nicht mehr den Fehler der tiefliegenden, linken Faust, schlug lange Geraden zu Schmelings Kopf und trieb ihn gleich zu Beginn der Runde zurück. Nach rund einer Minute landete Louis einen Treffer auf Schmelings linke Niere, kurz darauf weitere entscheidende Kopftreffer. Schmeling ging mehrmals zu Boden, stand jedoch immer wieder auf, bevor der Kampf durch die Intervention von Schmelings Trainer Max Machon abgebrochen wurde. Louis gewann souverän in der ersten Runde. Es war Schmelings letzter Boxkampf in den USA. Im Jahr 1940 wurde er eingezogen und als Fallschirmjäger eingesetzt. Er sprang am 20. Mai 1941 beim ersten Angriff auf die von Großbritannien verteidigte Mittelmeerinsel Kreta ab und verletzte sich bei der Landung. Anschließend wurde er im Lazarett in Athen behandelt und als nicht kriegsdienstverwendungsfähig eingestuft. Für seinen Einsatz erhielt er das Eiserne Kreuz der II. und I. Klasse sowie die Beförderung zum Unteroffizier. Aufgrund seiner Verletzung wurde Schmeling ab Ostern 1943 bis Ende des Krieges zum Wachdienst in Kriegsgefangenenlagern eingesetzt. 1945 floh er mit seiner Frau aus seinem Gut in Pommern und lebte ab 1946 wieder in Hamburg. Nach dem Entnazifizierungs-Verfahren galt er als unbelastet. Im Januar 1947 erhielt er von der US-Militärregierung in Deutschland die Boxerlaubnis für die amerikanische Besatzungszone. Finanzielle Not zwang ihn, nach acht Jahren am 28. September 1947 mit 42 Jahren wieder in den Ring zu steigen. Am 31. Oktober 1948 bestritt Max Schmeling gegen den Hamburger Richard Vogt seinen letzten Kampf, den er nach Punkten verlor. Schmelings Kampfstatistik liegt bei 56 Siegen in 70 Profikämpfen (40 davon durch K.o.), 10 Niederlagen und 4 Unentschieden.

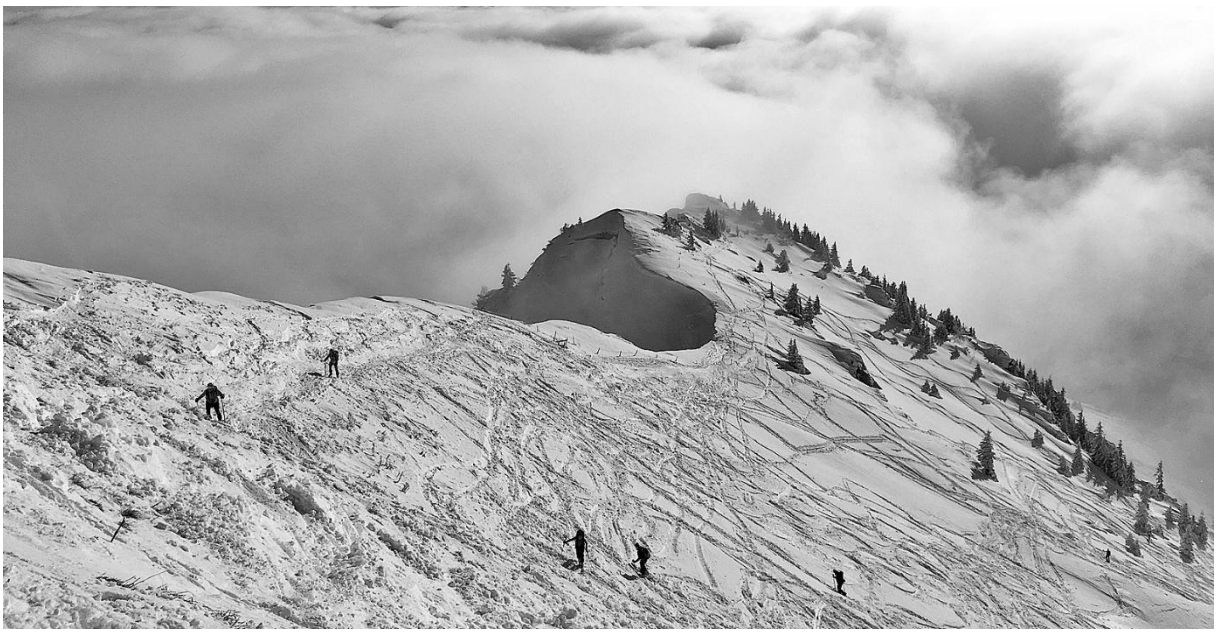


Am nächsten Tag machten wir uns nach dem Frühstück um ½9 auf den Weg zum Raukopf. Sein Gipfel ist nur etwa 150 Meter höher als die Taubensteinhütte und war etwa einen Kilometer entfernt. Nachdem wir losgezogen waren, löste sich der Morgennebel rasch auf und als wir auf dem Gipfel ankamen, strahlte die Sonne und die Aussicht auf die verschneiten Tegernseer Berge und

Wendelstein im Norden und die Berge und Täler von Tirol im Süden war märchenhaft. Nach dem Abstieg vom Gipfel schnallten wir unsere Skier wieder an und übten auf den Hängen unterhalb des Gipfels Schrägfahrten mit Kurvenfahren in Pflugstellung und paralleler Skistellung. Kurz vor Mittag kehrten wir zur Hütte zurück. Die Wirtsleute hatten Tische und Stühle auf die Terrasse gestellt. Es war so warm, dass wir leicht bekleidet an der Sonne Mittagessen konnten. Dazu gab es Bier und da wir ohnehin bei guter Laune waren, hatten wir auch viel Gaudi. Im Kalender ist vermerkt, dass wir nach der Mittagspause zur *Penzing-Spitze* gelaufen sind. Ich kann mich jedoch weder erinnern noch einen gleichnamigen Berg finden. Nach der Rückkehr gab es eine Halbe Bier, später Abendessen. Ich habe Postkarten an Shelagh, Birgit und Michael Ehrengut geschrieben. Danach haben wir im Schlafraum gegammelt. Auf dem Foto kann man sehen, dass Roland Krause (Mitte) und ich (links) bereits ziemlich gebräunte Gesichter hatten, während Wolfgang Härning scheinbar immun gegen die Höhensonne war.



Der Mittwoch war so sonnig wie die Tage davor. Am Hang unter dem Raukopf haben wir weiter Schrägfahrten mit Stemmbogen und paralleler Kurvenfahrt geübt. Es gab Mittagessen und eine Halbe Bier an der Sonne. Danach hat Peter Segieth Gitarre gespielt und wir haben mitgesungen, bis uns Leipold wieder auf den Raukopf geführt hat, wo wir länger auf dem Gipfel saßen und einer meiner Kameraden Fotos aufnahm, die ich inzwischen verloren habe. Es war jedenfalls sehr *nett.* Abends gab es Abendessen und danach *Hüttengaudi* mit noch mehr Bier bis Hollinger besoffen war und kotzen musste. Der Donnerstag begann neblig. Nach dem Frühstück bekam jeder ein Lunchpaket und wir machten uns auf den Weg zur Rotwand, die mit einer Höhe von 1885 Metern aus dem Nebelmeer ragte.



Diesmal übten wir Parallel- und Kurzschwung. Bei ersterem werden die Skier stets parallel geführt, wobei der Schwung mit den Hüften erfolgt. Das wird auch *Wedeln* genannt wird und sieht wesentlich eleganter aus als ein Stemmbogen, besonders wenn man Kurven am Steilhang bewältigen will. Deshalb lernt man am besten zugleich den Kurzschwung, mit dem man Kurven von etwa 10 Metern leichter bewältigen kann. Ich musste mehrfach die Backenbremse einsetzen, um einen Sturz zu



vermeiden, aber schließlich hat es doch geklappt. Danach gab es Brotzeit aus dem *Lunchpaket*, das auch eine Flasche Skiwasser enthielt, das zwar alkoholfrei, aber sehr erfrischend war. Unsere Brotzeit hat Bergdohlen angelockt, die zu füttern eine *Gaudi* war. Sie erinnerten mich an meine Zeit im Missionsseminar

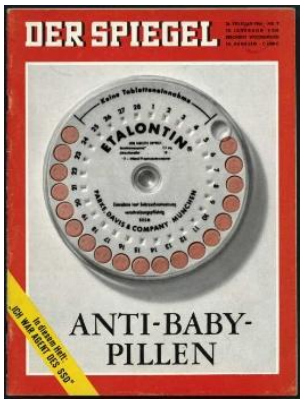


in Dillingen an der Donau. Dohlen sind neugierige Vögel. Wenn ich länger am offenen Fenster des Dormatoriums mit Blick auf das Schloss stand, machten sie sich nach wenigen Minuten auf, um mich zu besuchen. Ich mochte ihre Aufmerksamkeit und habe damals gehört, dass gezähmte Dohlen so lernfähig sind wie ein Papagei. Aber diese Bergdohlen kamen, um die Reste unserer *Lunchpakete* zu vernaschen, was sie trotz vieler Flügelschläge und schrägen Blicken furchtlos taten. Nach der Mittagspause übten wir weiter Schrägfahrten und Kurzschwung bevor wir uns auf den Heimweg machten. Die Rotwand war nur wenige Kilometer von unserer Hütte entfernt, aber der Weg zurück über den *Telegrafenhang* schien endlos. *Scheißwetter, es regnet. Trotzdem Gaudi, Bier*. Am Freitag kam es noch schlimmer: Das Wetter war mies, neblig und es schneite. Trotzdem sind wir mit Leiphold zum Raukopf. Meine Skier klebten schwer wie Steine am feuchten Schnee. Der Vormittag war eine einzige Mühsal. Nachmittags hatten wir frei. Abends gab es Fisch (es war ja Freitag) und anschließend einen *lustigen Hüttenabend*. *Schmarrn! 2 Weizenbier. Ins Bett, Blödsinn gemacht usw. Gaudi.*

Samstag haben wir nach dem Aufstehen unsere Klamotten gepackt und nach dem Frühstück ging es zurück zum Spitzingsee, wo der Bus uns erwartete. Die Sonne schien, aber hinter dem Schliersee verschwand die Welt in einem Nebel, der den ganzen Tag nicht weichen wollte. Bereits nach Holzkirchen war die Landschaft fast schneefrei. Alles wirkte grau und schmutzig. Wir kamen gegen Mittag am Theresien-Gymnasium an. Am Holzkirchner Bahnhof musste ich lange warten, bis ein Zug Richtung Wolfratshausen fuhr. Als ich ankam, war ich hundemüde und hab bis zum Abendbrot geschlafen. Anne und Karl-Heinz waren da. Später gab es süffige Erdbeer-Bowle. Ich konnte endlich wieder baden.

Das Tauwetter dauerte an, der Himmel blieb auch am Sonntag bedeckt, es roch nach Frühling. Am Nachmittag war Tante Schramas Chauffeur mit einem Citroén DS aus Belgien gekommen. Er wird sie am Montag zurück nach Blankenberge bringen. Am Montag schien endlich die Sonne. Bevor ich zum Bahnhof ging, habe ich mich von Tante Schrama verabschiedet. Jörg war dabei seinen Dienst bei der Bundeswehr zu beenden und wollte in Köln eine Ausbildung zum Sozialhelfer beginnen. Er fuhr mit ihr bis Köln mit. Als ich von der Schule nach Hause kam, war Wölfi da. Wir haben die Liegestühle vom Dachboden geholt und den sonnigen Nachmittag auf der Terrasse verbracht. Unter den Zeitungen in Ottos Ablage fand ich eine Ausgabe des *SPIEGEL* von letzter Woche. Vielleicht hat Jörg oder Karl-Heinz sie mitgebracht.

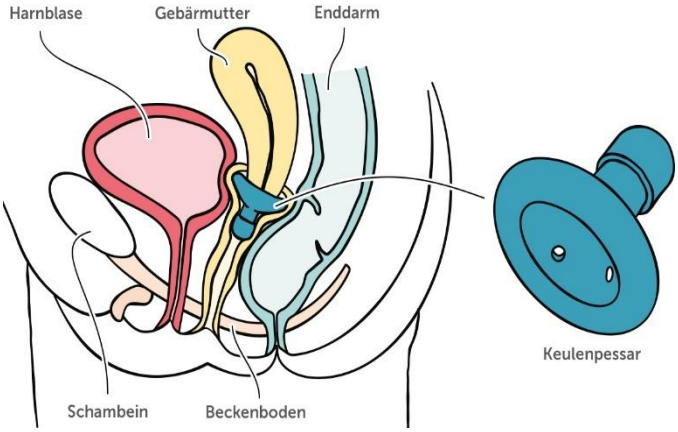




Unter dem Titel: „GEBURTENKONTOLLE Antwort im Herbst“ las ich folgendes: „Der Kardinal sprach wie ein General: Die katholische Kirche sei »auf allen Seiten vom Feind eingeklammert«. Mehr noch: Der Feind stehe bereits »in unserem eigenen Lager«. Belgiens Léon Joseph Kardinal Suenens, 59, enger Vertrauter des Papstes, gab das Signal zu einer weltweiten Offensive gegen einen Feind, der Liebe und Moral zerstört und dessen neueste Waffe die Anti-Baby-Pille ist. Suenens: »Eine verlorene Schlacht muss wieder neu gewonnen werden.« Der Feind hat bereits im englischen Oberhaus und in amerikanischen Slums, im Weißen Haus und in den Vereinten Nationen, in japanischen Kliniken und überall in der Welt auch in vielen katholischen Schlafzimmern gesiegt. In diesem Intimsphären-Kampf schlugen sich fast nur die gottlosen Herrscher des Ostblocks auf die Seite der Päpste und Kardinäle. Sowjet-Premier

Chruschtschow verdammte die westlichen Übervölkerungs-Thesen als »Menschenfressertheorien«. Seine Devise: »Wenn zu unseren 200 Millionen Menschen noch 200 Millionen hinzukommen, wäre das immer noch wenig.« Aus der schwarzroten Allianz scherte lediglich Chinas Mao Tse-tung aus. Peking erklärte zwei Kinder je Ehepaar zur Norm; ein drittes Kind sei »überflüssig«; vom vierten Kind an beginne der »politische Irrtum«. Irrende Untertanen dürfen fortan abtreiben und sich sterilisieren lassen, um die Kinderflut einzudämmen. Derzeitige Zuwachsrate: stündlich 1830 Rotchinesen. Fast ohne Verbündete in der westlichen Welt kämpft die katholische Kirche gegen die Geburtenkontrolle, in der Buddhisten und Lutheraner, Staatschefs und Medizinprofessoren das einzige Mittel gegen eine Übervölkerung der Erde sehen. Insgesamt wird die Erdbevölkerung in den nächsten vier Jahrzehnten so ansteigen wie in den letzten neun Jahrtausenden: um mehr als drei Milliarden.“ Erst 1804 haben 1 Milliarde Menschen auf der Erde gelebt. 123 Jahre später, 1927 waren es doppelt so viele. 1960, also 33 Jahre später waren es 3 Milliarden. Bis zum Jahr 2000, wenn ich 53 Jahre alt sein würde, wenn ich überlebe, sollen also doppelt so viele Menschen auf ihr leben. Ich fragte Wölfi, ob er schon von dieser Pille gehört hätte. Hatte er nicht. Sie sei wahrscheinlich überflüssig, denn es gäbe auch andere Mittel, um eine Schwangerschaft zu vermeiden z.B. *Pariser*, wie die Kondome damals in der BRD genannt wurden und deren Verkaufsautomaten in fast allen Herrentoiletten meist direkt neben den Waschbecken an der Wand angebracht waren. Als ich weiter fragte, ob er schon Pariser benutzt hätte, antwortete er: „Wenn sie es wollte: Ja. Wenn sie Nein sagt, musst du vorsichtig sein. Meistens merkt man, wenn Frauen ihre Tage haben. Dann sollte man sich zurückhalten.“ Als ich weiter fragte, warum man dann noch eine Pille brauche, hatte er eine pfiffige Antwort: „Vielleicht gibt es nicht genug Pariser für Milliarden dauergeile Männer.“

Dem Leitartikel folgte ein Interview mit Herrn Kirchhoff, Professor für Medizin mit dem Titel *Anti-Baby-Pillen nur für Ehefrauen?* Der vermag noch nicht zu sagen, „ob die Anti-Baby-Pille wirklich schon als Massenverhütungsmittel von heute empfohlen werden soll - aufgrund gewisser medizinischer Bedenken.“ SPIEGEL: Herr Professor, wir wollen einmal unterstellen, die Anti-Baby-Pillen seien absolut unschädlich. Hätten Sie dann Bedenken, sie Unverheirateten zu verabreichen?' KIRCHHOFF: Moralische Bedenken hätte ich nicht. SPIEGEL: Welche dann? KIRCHHOFF: Ich würde bei einem jungen Liebes- oder Brautpaar vielleicht doch zu anderen Schutzmitteln raten, die sehr vielseitig exerziert werden können. Ich habe gewisse biologische Bedenken und vielleicht auch Vorurteile. SPIEGEL: Würden Sie uns das erklären? KIRCHHOFF: Sehen Sie, das Kind von heute ist gegenüber dem Kind der Jahrhundertwende größer geworden. Ein Mädchen mit 14 Jahren ist heute um zehn Zentimeter größer, die Geschlechtsreife ist um zweieinhalb Jahre vorverlegt. SPIEGEL: Das heißt? KIRCHHOFF: ... daß die Erstmenstruation, die früher ungefähr bei 14 1/2 bis 15 Jahren eintrat, heute bei ungefähr zwölf Jahren eintritt. Bei den Jungen stellt sich die körperliche Reife ebenfalls früher ein. Es kommt also schon zu einem Verlangen: Was früher mit 15, 16 Jahren nicht möglich war, weil die jungen Menschen unentwickelt waren, ist eben heute möglich. KIRCHHOFF: Ferner ist zu beachten, daß die psychische Entwicklung zur physischen nicht parallel läuft., -Das Mädchen sieht zwar imposanter aus, aber die Einsicht ist nicht mitgereift. SPIEGEL: Sie spielen auf die Promiskuität an**? KIRCHHOFF: Nun, diese unreifen Menschenkinder nehmen doch das Geschlechtsleben wie eine Alltäglichkeit hin. Da liegt ein Grund, warum ich mich nicht gleich entschließen kann, einem jungen Mädchen zum Wochenende die Packung in die Hand zu drücken. Ich bin ein moderner Mensch, glaube ich - auch in Ihren Augen, hoffe ich. Aber ich habe noch, das gestehe ich gerne, gewisse Eierschalen. SPIEGEL: Nur ist die Frage: Machen Sie es besser, wenn Sie dem Mädchen, das in Ihre Praxis kommt, die Pillen verweigern? Was die jungen Leute tun, können Sie eh nicht beeinflussen. KIRCHHOFF: Sie haben recht. Aber Sie haben auch meinen Gedankengang verfolgt: Mir wäre es lieber, es wäre anders; zurückdrehen können wir nicht - da muß man helfen. SPIEGEL: Und die Anti-Baby-Pillen wären für junge Mädchen keine Hilfe? KIRCHHOFF: Ich hätte noch ein weiteres ungutes Gefühl, jungen Menschenkindern die Pillen zu verordnen. Ich glaube nämlich, sie würden diese Mittel nicht regelmäßig einnehmen - das wäre aber Voraussetzung für ihre Wirkung. Eine verheiratete Frau, die einen geregelten Haushalt führen muß, die nimmt sie ein. Aber ein junges Mädchen, das sorglos dahinlebt - jupp, da wird die präzise tägliche Einnahme vergessen. Andere Mittel werden nicht angewandt. So kann die hormonale Kontrazeption zum Damoklesschwert für die jungen Mädchen



werden.- Aber das ist wohl nicht druckreif ...SPIEGEL: Warum nicht? Es geht uns gerade um das Problem, was für und was gegen die Anti-Baby-Pillen als Massenverhütungsmittel spricht. KIRCHHOFF: Das ist ein weites Feld. SPIEGEL: Wir würden es gern mit Ihnen durchgehen. Sie waren Gutachter im Dohrn-Prozeß und haben die Sterilisation als »kein geeignetes Mittel für die Geburtenkontrolle« bezeichnet. KIRCHHOFF: Stimmt. Ich halte es für bedenklich, wenn man den Frauen zur Sterilisation rät, zu einem Eingriff, der nicht wieder rückgängig zu machen ist. Das ist ja der Vorteil der Anti-Baby-Pille: Die Frau kann wieder Kinder bekommen, wenn sie es wünscht. SPIEGEL Sie braucht dann nur darauf zu verzichten, die Pillen einzunehmen. KIRCHHOFF: Eben Es gibt natürlich Situationen, in denen auch wir zur Sterilisation raten. Das sind nicht einmal wenige Fälle. In den übrigen Fällen aber könnte die Anti-Baby-Pille helfen; denn sie bewirkt ja ebenfalls hundertprozentige Empfängnisverhütung. SPIEGEL: Wirkt sie so sicher wie die Sterilisation? KIRCHHOFF: Genauso sicher; sicherer jedenfalls als die konventionellen Empfängnisverhütungsmittel. Diese sind vom Schutz des Mannes angefangen bis zur Pessareinlage der Frau, relativ unsicher. Bei exakter Anwendung bewirken diese aber eine Empfängnisverhütung von 80 bis 90 Prozent.“

Komisch, dachte ich: Warum gibt es auf Damentoiletten keine Pessarautomaten? Ich war noch Jungmann. War Shelagh noch Jungfrau? Geschlechtsverkehr erst nach der Eheschließung? Wann sollte die denn stattfinden? Wenn ich die Frau fürs Leben gefunden hatte. War Shelagh meine Frau fürs Leben? Ich hätte nichts dagegen. Aber könnte ich in England leben, selbst wenn ich die Sprache sprechen könnte? Bis ich mein Abitur wie auch immer bestehen würde, wovon sollte ich in England leben? Es war mir egal. Ich liebte sie und war neugierig und bereit alte Grenzen zu ignorieren, um meinen begrenzten Horizont zu erweitern.

Am Dienstag habe ich einen Brief an Lotte Müller geschrieben und nachgefragt, ob ich sie und ihre Familie in der Woche vor Ostern nochmal in St. Ingbert besuchen dürfe. Am Mittwoch nach der Schule lag der SPIEGEL Nr.9 noch immer in der Zeitungsablage. Diesmal begann ich das Heft von Anfang an zu lesen. Ab Seite 3 waren unter dem Titel *FÜHRER-BILD* Leserbriefe abgedruckt. Der erste ging so: „Es ist erfreulich, daß Sie als erste weitverbreitete deutsche Zeitschrift von Ansehen eine Studie über Adolf Hitler veröffentlichen, die sich bemüht, objektiv zu bleiben. Nachdem angelsächsische Historiker von Rang längst mit dem Versuch begonnen haben, die jüngste Geschichte Deutschlands, Europas und der Welt ohne subjektbedingte Verzerrungen zu werten, erlösen Sie mit Professor Schramms Hitler-Skizze auch die deutsche Geschichtsforschung von ihrem Angst- und Minderwertigkeitskomplex. Bern HAROLD BLUME“



SA-Stabschef **Röhm, Hitler** (1934): „Den Duzfreund füsiliert“

Adolf Hitler
Anatomie eines Diktators

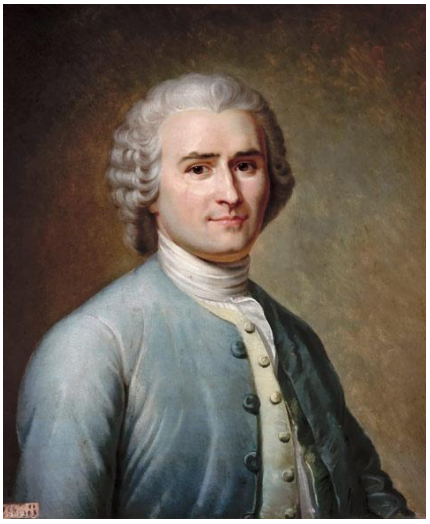
Von Professor Dr. Percy Ernst Schramm

Auf Seite 39 des SPIEGEL 9/64 fand ich die 4. Fortsetzung der Studie: **Anatomie eines Diktators** *Hitlers Morallehre*: Logisch-infernalische Konsequenz aus seinen Grundideen. „Im Laufe der Kampfjahre war Hitler nicht nur zum neuen »Rattenfänger« geworden, sondern er hatte auch einen reichen Erfahrungsschatz angesammelt, wie man sowohl mit seinen Feinden als auch mit Gegnern und Gegenspielern in den eigenen

Reihen fertig wird. In diesem Bereich folgte er nicht mehr dem Leitbild des mit seinen Mannen wechselseitig verschworenen Landsknechtführers, geschweige denn dem Ethos des Militärs, sondern was ihn nun leitete, war der pure Sinn für Macht, dieser uralte, von Machiavelli in eine klare Theorie gebrachte Sinn der Selbstbehauptung und Machterweiterung. Daß Hitler vor Erschießungen seiner Gegner - man kann dafür auch das Wort »pseudolegale Ermordung« setzen - nicht zurückschreckte, bewies er vor der Öffentlichkeit zuerst in der sogenannten »Röhm-Revolte« (30. Juni 1934), in der nicht nur Gegner und solche, die möglicherweise einmal Gegner sein konnten, erschossen wurden, sondern auch selbst im Sinne der Partei »Unschuldige«, die nur einer Namensverwechslung oder einem ähnlichen Versehen zum Opfer fielen. Zu den Füsilierten gehörte auch Hitlers alter »Kamerad« und Duzfreund Röhm, dem Hitler manches zu danken hatte. Ihn als potenziellen Gegenspieler rechtzeitig erschießen zu lassen, mochte vom nackt-machiavellistischen Standpunkt hinreichend motiviert sein; aber verblüffend bleibt, daß sowohl gleichzeitig als auch nachher bei Hitler nie auch nur ein Anflug von Rührung oder Kummer über die erforderlich gewordene Trennung von diesem und anderen alten Mitkämpfern festgestellt werden kann.

In dieser Beziehung blieb sich Hitler gleich: »Niemals habe ich«, so bekundet Helmuth Greiner als gelegentlicher Teilnehmer an der Tafelrunde, »Worte über seine Lippen kommen hören, die verrieten, daß er ein warmfühlendes Herz in der Brust habe.« Es ist, als wenn in seiner Seele einige Saiten völlig fehlten, die sonst selbst bei abgehärteten Gewaltmenschen noch gelegentlich anklingen. Eine Formel, die Hitler im Kriege oft gebrauchte, lautete ja bezeichnenderweise: »eiskalt«.

In seinen »Tischgesprächen« hat Hitler einmal aus seinem biologischen Denken heraus motiviert, weshalb Mitleid nicht erforderlich sei: »Man kann es schrecklich finden, wie in der Natur einer, den anderen verzehrt. Die Fliege wird von der Libelle, diese von einem Vogel, der wiederum von einem größeren getötet ... So viel ist sicher: ändern kann man das nicht« (1. Dezember 1941). Aber, das ist nur die nachträgliche, verstandesmäßige Rechtfertigung für ein psychologisches Phänomen, das bei Hitler in sehr tiefen Schichten seiner Empfindungsweise verwurzelt gewesen sein muß. Alles, was man aus Hitlers Leben zur Erklärung dieser Art anführen mag, die Tatsache etwa, daß er weder in einer Familie oder sonst einem Kreis wirklich verankert war, alles das langt nicht aus, um dieses Vakuum zu erklären, das ja die negative Voraussetzung dafür bildet, daß Hitler schließlich - ohne mit der Wimper zu zucken - Millionen von Menschen umbringen ließ und Millionen von Menschen noch weiterzukämpfen befahl, als es sinnlos geworden war. Vielleicht wissen Psychologen und Psychiater eine Deutung - der Historiker kann nicht mehr tun, als diese furchtbare Leere zu registrieren und festzustellen, daß sie erwiesenermaßen bereits 1934, wahrscheinlich schon viel früher vorhanden war. Es gibt eine historische Parallele: Als »terribles simplificateurs«, als schreckliche Vereinfacher, die das vielgestaltige Leben nach ihren im Verstand ausgebrüteten Dogmen zu regulieren trachteten, die Volksbeglücker zu werden hofften und folgerichtig im widerlichsten Terror endeten, gehören - so



groß auch sonst der Unterschied ist - Robespierre und Hitler zusammen. Der französische Advokat, ein Schüler Rousseaus (Bild links), hatte, gleichfalls entsetzlich konsequent denkend, der gültigen Moral seine Moral, die jakobinische, übergeordnet: die Menschen mochten nach herkömmlichem Maßstab gute Menschen sein, würden aber todeswürdig, wenn sie nicht »Freunde der Gerechtigkeit des Volkes« waren. Das Prinzip der Humanität, mit dem im Bunde die Revolution eingesetzt hatte, in das des Schreckens pervertierend, bar jeglichen Mitleids wie Hitler, hatte der »Unbestechliche« die Karren, vollgepfropft mit den nach fadenscheinigem Revolutionsrecht Verurteilten und abge-schirmt durch Militär, zur Guillotine fahren lassen - so lange, bis er selbst aufs Brett vor dem Fallbeil geschnallt wurde: mit blutendem Kiefer, da der Schuß aus der eigenen Pistole fehlgegangen war. - Hitler schoß sich in den Mund und traf sich tödlich.

Wie stand es mit Hitlers moralischen Auffassungen in der Zeit, als er auf der Höhe seiner Macht stand? Hierüber geben die »*Tischgespräche*« die zuverlässigste Auskunft. Denn bei seinen öffentlichen Reden konnte Hitler es nicht wagen, seine letzten Gedanken zu enthüllen, und wenn er bei seinem geistigen Doppelleben auch vor der Tischrunde nicht alles, was ihn beschäftigte, aufdeckte, so hat er sich vor ihr doch offener ausgesprochen als je sonst. Daß Hitler sich jetzt erst recht für berechtigt hielt, »rücksichtslos durchzugreifen«, wenn es ihm erforderlich schien, hat er seiner Tafelrunde ohne Umschweife bekannt: falls er eine Sabotagezelle entdecke, werde er die Leute im Fabrikhof aufhängen lassen und durch solchen Terror der »Geschichte« ein für alle Mal ein Ende machen (1. Dezember 1941); er werde den, der sich gegen die Gesellschaftsordnung wende, rücksichtslos niederschießen (27. Januar 1942); er werde, wenn er sich einer Meuterei wie Ende 1918 gegenübergestellt sehe, sofort »alle leitenden Männer gegnerischer Strömungen, und zwar auch die des politischen Katholizismus«; exekutieren, auch alle Insassen der Konzentrationslager sowie alle kriminellen Elemente erschießen lassen, da dann die Meuterei »aus Mangel an meuternden Elementen und Mitläufern von selbst zusammenbrechen« werde (7. April 1942) ...Darf man deshalb Hitler als einen durch kein Gesetz mehr gehemmten Machiavellisten bezeichnen? Ein solcher Schluß wäre vorschnell. Da Hitler seine Rechtsbegriffe aus den ewigen Gesetzen des Naturgeschehens« ableitete, erkannte er das geltende Recht nur insoweit an, als es mit diesen in Einklang stand, und er fühlte sich berechtigt, es umzustürzen oder zu durchbrechen, wenn es in seinen Augen rückständig war, das heißt, diesen »ewigen Gesetzen« noch nicht entsprach. Hätte ihm jemand vorgehalten, er sei amoralisch, dann hätte er das gar nicht zu begreifen vermocht, den Mahner vielmehr angebrüllt, er solle ihm, dem Verfechter der wahren, der Natur abgesehenen, also richtigen Moral von morgen, mit der überholten Ethik von gestern und vorgestern vom Leibe bleiben insofern folgerichtig ganz wie Robespierre (Bild links).



Konsequenterweise bestand für Hitler ein Recht des Individuums nur insofern, als es sich mit dem Recht der Gemeinschaft vertrug: die Richter sollten von der Überzeugung beherrscht sein, »daß das Recht nicht den Einzelnen dem Staat gegenüber sichern, sondern in erster Linie bewirken solle, daß Deutschland nicht zugrunde gehe« (29. März 1942, abends). Jeder mußte sich also gemäß seinem Nutzen beziehungsweise seiner Gefährlichkeit für die deutsche Volksgemeinschaft damit abfinden, da und da hingepflanzt, so und so eingeengt, in dem, was ihm bisher lieb und teuer gewesen war, beschnitten, ja kommandiert, womöglich unterjocht oder vernichtet zu werden. Ein Volk jedoch besaß nach Hitlers Überzeugung ein Recht zur Existenz bloß dann, wenn es von hochwertiger Rasse war. Traf das zu, dann hatte es auch das Recht, sich auf Kosten der schwächeren Völker auszudehnen. Der Gedanke, daß das auf »Unterjochung« hinauslief, konnte Hitler nicht kommen, weil es diesen Begriff in der Natur - so wie er sie sah - nicht gibt: der Löwe »unterjocht« ja nicht die Gazelle, sondern macht nur von dem Recht Gebrauch, das ihm als dem Überlegenen zukommt. Vom Tierreich war für Hitler das der Menschen nur insofern unterschieden, als diese zu denken und daher Fürsorge zu treffen vermögen, daß die Gattung den Kampf ums Dasein überstehen kann. So ergab sich für Hitler ein »eiskalter«, mitleidloser »kategorischer Imperativ«, der den Kants (Bild oben) auf den Kopf stellte: der nationalsozialistische Imperativ entnahm das »Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung« nicht mehr aus dem moralischen Verhalten der Menschen untereinander, sondern aus den Gesetzen der Natur. Wer sie unbarmherzig nannte, ließ die rechte Einsicht vermissen. Wer die neue, aus den



ewigen Gesetzen für die Menschen abgeleitete Moral für brutal hielt, verkannte, daß alle Lebewesen, auch die Menschen, in den Bannkreis der unerbittlichen Natur eingeschlossen sind. Oberstes Gebot der Hitlerschen Moral war daher: Erhaltung der Gesamtlebenskraft des deutschen Volkes, deshalb Beiseiteschieben aller überholten Bedenken.



Das Furchtbare an der Moral, die sich Hitler zurechtgelegt hatte, ist, daß sie in sich schlüssig war und nicht nur bedingte, nach A auch B zu sagen, sondern dazu zwang, das ganze Alphabet bis zu Ende durchzubuchstabieren, also den Kampf aufzunehmen gegen die Kommunisten, gegen die »Pfaffen« beider Konfessionen, gegen die Freimaurer, gegen die »Liberalen«, daß sie ferner unausweichlich die Konsequenz hatte, die geistig Minderwertigen und die Zigeuner zu beseitigen, daß sie vor allem fordern mußte, die Juden zu vernichten. Alles das geschah, nicht weil Hitler ein großer, die Erinnyen nicht scheuender Amoralist war, sondern gerade deshalb, weil er in seiner Weise »moralisch« bis zur letzten Konsequenz war. Entsetzlich war diese furchtbare, systematisierende Moral, die die bisher verbindlichen ethischen Maximen aus den Angeln hob, weil in ihrem Bereich Hitlers Logik, die sonst so oft durch seinen »Instinkt« durchbrochen wurde, mit geradezu infernalischer Folgerichtigkeit funktionierte. Die Ermordung von Millionen: wer hätte vor Hitler das je auf sein Gewissen genommen? Alles, Was je ein Dschingis-Khan, ein Timur an Grausamkeiten befahlen, nimmt sich klein aus neben dem, was auf Hitlers Geheiß durchgeführt wurde, läßt sich nur vergleichen mit dem, was während der russischen Revolution und Stalins Gewaltherrschaft geschah. Die Juristen haben für das, was er befahl, ein neues Wort erfunden: Genocid - Gruppenmord, und am 18. Dezember 1948 ist solches Tun zu einem Verbrechen erklärt worden, das nunmehr international geächtet ist. Sind solche vorbeugenden Maßregeln erforderlich? Man kann sich nicht vorstellen, daß je wieder ein Mensch ähnliche Befehle gibt - auch in China nicht.

Das Allerschrecklichste an Hitlers Moral ist, daß sie sich folgerichtig aus der Weltanschauung ergab; die er sich zusammengelesen und - einsam in seinem Zimmer auf und ab gehend - zusammengedacht hatte. Seine ethischen Maximen mußten so sein, konnten gar nicht anders sein. Er hatte nur noch zu entscheiden, in welchen Etappen es geschehen, ob es offen oder geheim durchgeführt werden sollte, was seine Moral ihm vorschrieb: taktische Erwägungen, aber keine grundsätzlichen mehr.

Ausblick auf Hitlers technisches und militärisches Wissen

Über Hitlers technische Begabung und deren Grenzen geben drei Zeugen Auskunft, die - unabhängig voneinander - ihre Niederschriften erst nach der Katastrophe, also bereits unter deren niederschmetterndem Eindruck, anfertigten, zudem Zeugen, die gegen den Verdacht der Lobhudelei gefeit sind. Wir reihen zunächst die positiven Teile ihrer Aussagen aneinander.

Hitlers Arzt, Professor von Hasselbach, faßte 1945 seine Beobachtungen so zusammen: »Die Offiziere seiner (das heißt Hitlers) Umgebung mußten immer wieder staunend feststellen, wie genau Hitler über Kaliber, Mechanismus und Schußweite eines Geschützes, über Bestückung und Geschwindigkeit eigener und fremder Kriegsschiffe und über die an Befestigungsanlagen zu stellenden Forderungen unterrichtet war. Bei der Vorführung neuer Waffen oder Fahrzeuge erkannte Hitler mit erstaunlicher Intuition Vorteile und Schwächen der Konstruktion, und er machte oft von sich aus brauchbare Verbesserungsvorschläge. Die Technik des Kraftwagen- und Flugzeugmotors war ihm weitgehend bekannt, und auch für andere Fragen der Technik wie etwa die der Herstellung von Ersatzstoffen interessierte er sich intensiv.«

Dem Generalobersten Alfred Jodl, der ja jahrelang Hitler tagtäglich hatte beobachten können, verdanken wir konkrete Angaben über die Neuerungen in der Wehrtechnik, die auf dessen Befehle zurückzuführen sind. Jodl berichtet, daß Hitler mit rauer Hand in die Rüstung des Heeres eingegriffen habe, da er die Militärtechniker für träge, bürokratisch und rückständig hielt. Hitler setzte deshalb auf zivile Fachleute: »Er schuf das Ministerium für Bewaffnung und Munition unter Todt; nur Flugzeug- und Schiffsbau blieben bei der Luftwaffe und der Kriegsmarine: Von nun an bestimmte der Führer monatlich Ziel, Richtung und Umfang jeglicher Produktion an Waffen und Munition bis in alle Einzelheiten. Der Wehrmachtführungsstab hatte ihm nur die genaue Zahl dafür zu liefern: Bestand, Verbrauch und Fertigung im vorigen Monat. Doch damit nicht genug, der erstaunliche technisch-taktische Weitblick ließ Hitler auch zum Schöpfer einer modernen Bewaffnung des Heeres werden. Es war Hitlers Verdienst, daß rechtzeitig die 7,5-cm-Panzer-Abwehr Kanone an die Stelle der 3,7 und 5-cm-Kanone trat und damit die kurzen Kanonen aus den Panzerkampfwagen verschwanden und der langen 7,5 und 8,8-cm-Kanone Platz machten. Panther, Tiger und Königstiger entstanden als moderne Tanks aus Hitlers Initiative.« Alfred Jodls Ausführungen werden bestätigt und ergänzt durch Bemerkungen des Hitler gegenüber kritisch und nüchtern eingestellten Generalfeldmarschalls Erich von Manstein. Als Militärtechniker stellt er Hitler folgendes Zeugnis aus: »Darüber hinaus verfügte Hitler über ein erstaunliches Wissen und Gedächtnis, wie über schöpferische Phantasie in Bezug auf technische Fragen und auf alle Probleme der Rüstung. Er konnte mit einer verblüffenden Kenntnis der Wirkung auch neuer feindlicher Waffen wie mit eigenen und gegnerischen Produktionszahlen aufwarten. Hiervon machte er mit Vorliebe Gebrauch, wenn er von ihm nicht genehmen Erörterungen ablenken wollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er auf dem Gebiet der Rüstung vieles mit Verständnis und außerordentlicher Energie vorangetrieben hat«...





Als es 1940 erforderlich wurde, der um Narvik kämpfenden Infanterie Pak (Panzerabwehrgeschütze) nachzuführen, kam dafür nur noch Transport in Unterseebooten in Frage. Die Kriegsmarine mußte jedoch melden, daß der vom Heer verwendete Typ mit Lafette und zwei Rädern sich nicht durch die Einstiegluke der U-Boote hindurchzwängen lasse. Darauf erklärte Hitler, er habe während des Einmarsches in Österreich eine Pak auf Dreibeinlafette gesehen; deren Verladung müsse möglich sein. Telefongespräche, Fernsprüche: die Pak wird gefunden und läßt sich tatsächlich durch die Luke verladen. Natürlich kamen Hitler auch in diesem Bereich sein erstaunliches Gedächtnis und seine optische Rezeptionskraft zur Hilfe. Zudem wirkten sich im technischen Bereich Hitlers weltanschauliche Voreingenommenheiten nicht störend aus. Aber diese und andere Erwägungen reichen nicht aus, um das höchst seltsame Phänomen zu erklären. Vielleicht wissen Psychologen hierzu mehr zu sagen. Wir begnügen uns mit dem Hinweis auf die hier einmal positive Folge des Hitlerschen Autodidaktentums, das sich sonst so negativ ausgewirkt hat. Allerdings muß diese Bewertung gleich

wieder eingeschränkt werden. Hitlers Verständnis für technische Dinge hatte seine Grenzen. Dafür können wir uns auf zwei der drei zu Worte gekommenen Zeugen berufen.
Bei Professor von Hasselbach heißt es weiter: »Anderen technischen Fragen, besonders physikalischer Art wie etwa der Hochfrequenztechnik, der Atomphysik und so weiter, widmete Hitler dagegen nur geringes Interesse, obwohl sie an ihn herangetragen wurden. Er erkannte ihre Bedeutung für die Kriegführung infolgedessen erst, als die Fortschritte des Gegners auf diesen Gebieten entscheidenden Einfluß auf den See- und Luftkrieg gewannen.« Hitlers Verständnis hörte also da auf, wo die Technik ohne Physik, Chemie und so weiter, also exakte naturwissenschaftliche Vorbildung, nicht auskam. Andererseits stand sich Hitler selbst im Wege, indem er sich im technischen Bereich gleichfalls mehr und mehr der Überzeugung hingab, daß er es besser wisse als andere. Nach dem Urteil des Generalfeldmarschalls von Manstein hatte Hitlers Glauben an seine Überlegenheit daher auch in den technischen Fragen verhängnisvolle Folgen: »Durch seine Eingriffe hat er die stetige und rechtzeitige Weiterentwicklung der Luftwaffe verhindert. Auf dem Gebiet der Entwicklung des Raketenantriebs und der Atomwaffe hat er zweifellos hemmend gewirkt.« Manche von Hitler gefällte Entscheidung ließe sich anführen, die schon damals von den Experten als verfehlt angesehen wurde und heute mit Sicherheit als falsch rubriziert werden muß (so etwa der Bau von Düsenflugzeugen sowohl für die Front als auch gegen die feindlichen Bombergeschwader), die auf die Aufsplitterung einer großen Chance hinauslief. Wir überlassen es den Sachverständigen, das näher auszuführen. Hier kommt es nur darauf an, festzuhalten, daß auch im Bereich der Kriegstechnik, von der Hitler wirklich etwas verstand, seine Verachtung für die »Männer vom Bau«, sein Argwohn gegenüber allen, die ihm nicht zustimmten, und seine Unfähigkeit, vorgefaßte Meinungen preiszugeben, die volle Auswirkung seiner Anlagen verhindert haben. Dieses technische Wissen sowie die Beherrschung der modernen Kampfverfahren verschafften Hitler eine feste Position in den Diskussionen mit den Generalen und den Generalstabsoffizieren: in dieser Hinsicht war er ihnen gewachsen; oft sogar überlegen. Gibt es unter den Feststellungen, zu denen wir in den vorauf-gehenden Abschnitten gelangten, sonst noch eine Eigenschaft, die wenigstens von einer Seite aus plausibel machen kann, daß der »Gefreite des Ersten Weltkrieges« im Zweiten Weltkrieg die Rolle des militärischen Diktators zu übernehmen imstande war? Da ist noch einmal auf Hitlers ungewöhnliche Raumvorstellung hinzu-weisen, die es ihm ermöglichte, Bauten deutlich vor Augen zu haben, die er noch nie betreten hatte. Über Raumvorstellung muß aber ein militärischer Führer verfügen, erst recht einer, der mehrere Fronten zugleich zu dirigieren hat. Der Generalfeldmarschall von Manstein hat Hitler einen »gewissen Blick für operative Möglichkeiten«, den man auch bei Laien finde, bescheinigt (er grenzt diese Feststellung dann insofern wieder ein, als dieser Blick durch die Überschätzung der technischen Mittel und das fehlende Maß für das Erreichbare getrübt worden sei).“


Generalfeldmarschall Erich von Manstein 1943



In Herders Lexikon las ich, dass in der Deutschen Wehrmacht 19 Personen den Rang eines Generalfeldmarschall hatten. 12 davon hatte der Führer nach dem Sieg über Frankreich ernannt. Darüber gab es nur noch den Reichsmarschall Hermann Göring. Darunter gab es 36 Generaloberste beim Heer, 12 bei der Luftwaffe, 2 bei der Waffen-SS und einen bei der Deutschen Polizei. Eine Etage tiefer gab es 117 Generale der Infanterie, 70 Generale der Artillerie, 64 Generale der Luftwaffe. Vorletzte Etage: 379 Generalleutnants. Letzte: 317 Generalmajore. Bei der Kriegsmarine gab es 42 Admirale.



Die mittleren Etagen sind von tausenden Stabsoffizieren vom Major bis zum Oberst, eine Etage tiefer von tausenden von Oberoffizieren vom Leutnant bis zum Rittmeister, eine weitere Etage tiefer von zigtausenden von Unteroffizieren und Wachtmeistern besetzt, die den Einsatz der Mannschaften vom hunderttausenden von Schützen bis zum Obergefreiten an einer Front fern der Heimat koordinieren. Eine monströse Maschine auf Millionen von Stiefeln, Millionen von Rädern, Hunderttausenden von Panzerketten und ebenso vielen Flügeln von Flugzeugen, die alle unterwegs waren, um zu töten und zu zerstören, was der Diktator befiehlt. Ottos Vater war kurz vor der Kapitulation am achten Mai 1945 noch zum Generalmajor befördert worden. Er hatte mit der Gebirgsartillerie an der Südfront im Kaukasus um den Zugang zu den sowjetischen Ölquellen bei Baku am Kaspischen Meer gekämpft. Nach seiner Ernennung zum Generalmajor geriet er in amerikanische Gefangenschaft und wurde entwürdigend und gegen das Kriegsrecht für Generale behandelt. Die Amerikaner hatten die bedingungslose Unterwerfung gefordert und das Deutsche Reich erobert. Er war kein Nazi und hatte keine Kriegsverbrechen begangen. Jedenfalls keine aktenkundigen. Er fühlte sich entwürdigt und degradiert. Er war Teil einer Generation, deren Vorfahren als Berufssoldaten und kampferprobte Helden es schon mit Napoleon zu tun hatten und für Gott und Vaterland gegen die Lumpenkrieger, Königsmörder und Gotteslästerer der französischen Revolution ihr Leben eingesetzt hatten. Hans Kreppel geboren 28.9.1898 war Generalmajor der Wehrmacht. Sein Vater Otto Kreppel, war Generalleutnant des bayerischen Heeres. Er starb am 13.4.1935. Sein Sohn Hans wird am 1.12.1916 Soldat des Bayerischen Fußartillerieregiment 1, im Januar 1943 wird er nach 25 Dienstjahren Kommandeur des Gebirgsartillerieregiments 112. Ein Regiment war eine militärische Formation mit einer Truppenstärke von bis 3500 Soldaten mit großem Bedarf an Nachschub wie Treibstoff, Munition, Ersatzteilen und Verpflegung. Das musste alles unter ständiger Gefechtsbereitschaft erledigt werden und erforderte höchste Disziplin von allen Beteiligten. Darüber hat er das Buch geschrieben, das 1960 auf Ottos Geburtstagstisch lag: *Die Geschichte des Gebirgsartillerieregiment 112*, veröffentlicht von Hans Kreppel im Eigenverlag, München-Germering 1960.

Oberst Hans Kreppel (1898-1985)

#1

12 Nov 2017, 23:03

*28.09.1898 München
+14.02.1985 Germering / Oberbayern

Vater: Otto Kreppel, Generalleutnant a.D. (+13.04.1935)
Mutter: Maria Kreppel, geb. Schmidtkonz
26.04.1924 Heirat mit Marie Gastlhuber
1 Sohn (*1926), 3 Töchter (*1929/1935/1940)

18.01.1918 Leutnant
01.07.1922 neues RDA vom 01.12.1917 (15) erhalten
01.06.1934 Hauptmann mit RDA vom 01.02.1934 (83)
01.04.1939 Major (55)
01.02.1942 Oberstleutnant (198)
xx.xx.194x Oberst mit RDA vom 01.08.1943 (46b3)

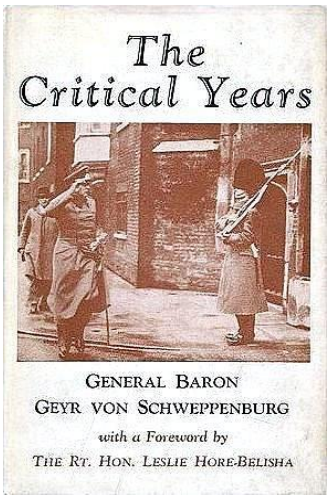
01.12.1916 Eintritt ins bayerische Fußartillerieregiment 1
15.10.1918 Ordonnanzoffizier im Stab des II. Bataillons
25.04.1919 in der freiwilligen Volkswehr
05.08.1919 kommandiert zur Militärschießschule Lechfeld (bis 27.08.1919)
17.09.1919 kommandiert zum Sportlehrgang in München (bis 19.10.1919)
20.09.1920 kommandiert zum Artilleriemeßlehrgang in Jüterbog (bis 23.12.1920)
01.10.1923 Ordonnanzoffizier im Stab der III. / Artillerieregiment 7 (Nürnberg)
01.04.1924 in der 9. / Artillerieregiment 7 (Nürnberg) [laut Stellenbesetzung]
30.04.1924 ausgeschieden
01.06.1934 wieder angestellt in der 7. / Artillerieregiment 7 (Nürnberg)
01.10.1934 Chef der 5. / Artillerieregiment 7 (Nürnberg)
15.10.1935 Chef der 6. / Artillerieregiment 5 (Ulm)
06.10.1936 Chef der 6. / Artillerieregiment 35 (Rastatt)
10.11.1938 Lehrer an der Artillerieschule (Jüterbog)
07.06.1940 Kommandeur der IV. / Gebirgsartillerieregiment 79
21.07.1941 Stabsoffizier der Artillerie im Stab der 17. Armee
01.01.1942 Stabsoffizier z.b.V. beim Höheren Artilleriekommandeur 304
12.12.1942 Führerreserve OKH (III)
17.01.1943 Kommandeur des Gebirgsartillerieregiments 112
25.05.1944 zugleich mit der stellvertretenden Führung der 3. Gebirgsdivision beau
01.10.1944 Führerreserve OKH (III)
21.11.1944 kommandiert zum 16. Divisionsführerlehrgang (bis 20.12.1944)
01.01.1945 mit der Führung der 100. Jägerdivision beauftragt
01.02.1945 Führerreserve OKH (III)
17.03.1945 mit der Führung der 117. Jägerdivision beauftragt

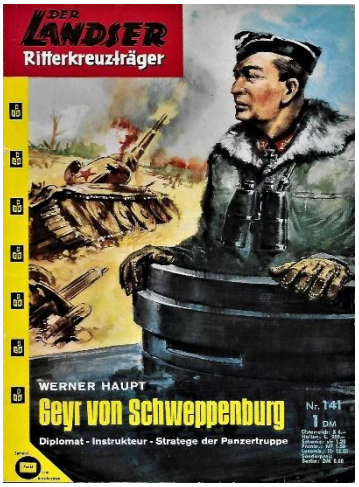
01.02.1940 Schutzwallehrenzeichen
20.07.1940 Spange zum EK II
27.06.1941 Spange zum EK I
03.08.1941 Sturmabzeichen
15.07.1942 Ostmedaille
31.12.1943 Nennung im Ehrenblatt des Heeres
20.01.1944 Deutsches Kreuz in Gold

Der Feldherr der vier Stockwerke über ihm für die Umsetzung der Militärpolitik des Führers an der Südfront verantwortlich war, hieß Feldmarschall Erich von Manstein. Er wurde am 26. August 1945 von britischen Truppen interniert. In einem Kriegsverbrecherprozess von 1949 wurde er nicht wegen Verbrechen gegen die

Menschlichkeit angeklagt, sondern wegen Verletzung von Kriegsgesetzen und Mitverantwortung für Kriegsverbrechen in insgesamt 17 Punkten. Am 19. Dezember 1949 wurde er vom britischen Militärgericht in acht Anklagepunkten freigesprochen und in neun für schuldig befunden. So wurde er von einer aktiven Beteiligung an Verbrechen des Sicherheitsdienstes SD, der Übergabe von Juden, Sinti und Roma und Kommunisten an den SD und der Erschießung durch den SD freigesprochen. Verurteilt wurde er unter anderem, weil er seine Vorgesetztenverantwortlichkeit als Oberbefehlshaber vernachlässigt, Deportationen zugelassen, die Erschießungen von Kriegsgefangenen geduldet und die Auslieferung von Politkommissaren an den SD erlaubt hatte. An den Verbrechen in Polen lastete man ihm keine aktive Beteiligung an, jedoch habe er seine Aufsichtspflicht als Oberbefehlshaber vernachlässigt und damit den Völkermord mitgetragen. Er wurde zu 18 Jahren Haft verurteilt, auf die ihm die vier Jahre Gefangenschaft seit 1945 zunächst nicht angerechnet wurden. Zwei Monate nach der Verurteilung wurde die Haftstrafe bei ihrer Bestätigung durch den Befehlshaber der britischen Rheinarmee auf zwölf Jahre herabgesetzt. 1952 wurde ihm die Gefangenschaft seit 1945 voll angerechnet und aufgrund guter Führung ein Drittel der Strafe erlassen, so dass im Mai 1953, auch auf Initiative Winston Churchills, seine Haftzeit offiziell endete. Adenauer erfuhr Anfang 1953, dass die Briten nicht beabsichtigten, Manstein noch einmal zu inhaftieren und dass sie, unter dem Vorwand seines Gesundheitszustandes, seine Haftzeit bald offiziell als beendet erklären würden. Eine Rehabilitierung Mansteins wurde damit vermieden. 1955 veröffentlichte er seinen Memoirenband *Verlorene Siege.* Mit einer Auflage von 30.000 Exemplaren und zahlreichen Neuauflagen beeinflusste er die westdeutsche Militärgeschichtsschreibung.







Nicht weit von Mansteins Bungalow an der Max-Rüttger-Straße über dem ehemaligen Kindererholungsheim des Dr. Seitz, hat ein weiterer General der Wehrmacht im Dorf Irschenhausen in einem Landhaus mit Alpenblick an der Ebenhauserstraße unweit des Stockerweihers, seine Erinnerungen aufgezeichnet. Leo Dietrich Franz Reichsfreiherr Geyr von Schweppenburg wurde 1886 in Potsdam in die preußische Militäraristokratie geboren und entstammte einer Familie, aus der zwei preußische Feldmarschälle hervorgegangen waren. Er trat 1904 der Armee bei. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er an mehreren Fronten und brachte es bis zum Rang eines Hauptmanns. Nach dem Krieg blieb er in der Armee und wurde 1932 Generalmajor. Von 1933 bis 1937 war er Militärattaché für Großbritannien, Belgien und die Niederlande und lebte in London. Nach seiner Rückkehr aus London wurde er zum Generalleutnant befördert und übernahm 1937 das Kommando über die 3. Panzer-Division. Über seine Zeit in London berichtete er in seinem ersten Buch, das 1949 in Deutsch veröffentlicht wurde: *Erinnerungen eines Militärattachés, London 1933–1937.* Drei Jahre später folgte eine englische Übersetzung unter dem Titel: *The Critical Years*. Von Geyr war ein Kritiker nicht nur des Vertrages von 1952 über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft EVG: Auf Grundlage des vom französischen Ministerpräsidenten formulierten *Pleven-Plans* war vorgesehen, Frankreich, die Benelux-

Staaten, Italien und die Bundesrepublik Deutschland an der EVG zu beteiligen. Das Besatzungsstatut wäre damit beendet, gleichzeitig aber auch eine unmittelbare Wiederbewaffnung Deutschlands verhindert worden. Das Projekt scheiterte 1954, als es im französischen Parlament doch keine Mehrheit erhielt. Im Jahr darauf wurde die westdeutsche Wiederbewaffnung stattdessen durch den NATO-Beitritt der Bundesrepublik ermöglicht. Von Geyr kritisierte vor allem das Amt Blank und dessen in seinen Augen frontunerfahrenen Führungsgarnitur (die er als »OKWClique« schmähte). Ferner warnte er immer wieder vor der neonazistischen und reaktionären Unterwanderung der bundesdeutschen Verwaltung. Seine kritische Beobachtung der Planungsphase zeigte sich in seinem umfangreichen Briefwechsel mit den Generalen a.D. Heinrich Eberbach, Hans Speidel, Adolf Kuntzen, Gerhard Matzky, den Mitarbeitern des Amtes Blank von Kielmansegg und Bernhard von Ciaer sowie mit den Politikern Franz-Josef Strauß, Gebhard Müller, Fritz Erler und vielen anderen.

Die Generale, die Hitlers „Vernichtungskampf, der nicht darauf zielte, den Gegner zu konservieren, sondern endgültig zu zerstören“, führten, waren dabei ebenso „eiskalt“ wie ihr Führer an der Ausführung des Völkermords beteiligt. Die Alliierten hatten den Krieg gegen das Deutsche Reich gewonnen, aber nun musste es sich das eroberte Land mit einem Sieger teilen, dessen Ziel die sozialistische Weltrevolution war. Der Präsident des Parlamentarischen Rates Konrad Adenauer (CDU) bezeichnete bereits im März 1949 den vollen Beitritt eines westdeutschen Staates zur NATO



als eine vordringliche Aufgabe der ersten westdeutschen Regierung und sprach sich als Bundeskanzler am 30. November 1949 in einem Interview öffentlich über die Bereitschaft zur Stellung eines deutschen Kontingentes für eine europäische Armee und der damit zusammenhängenden Wiederbewaffnung. Der Deutsche Bundestag lehnte zuvor in seiner ersten außenpolitischen Debatte am 24. und 25. November 1949 eine nationale Wiederbewaffnung noch mehrheitlich ab. Anfang der 1950er Jahre rückte zunehmend der Kalte Krieg in den Fokus der bundesdeutschen Regierung. Am 16. März 1950 sprach sich der britische Oppositionsführer Winston Churchill für einen deutschen Verteidigungsbeitrag aus.
Adenauer ernannte am 24. Mai 1950 den ehemaligen Panzergeneral Gerhard Graf von Schwerin zu seinem Berater in technischen Fragen der Sicherheit. Er sollte im Geheimen Vorbereitungen zum Aufbau einer „mobilen Bundesgendarmerie“ als Gegengewicht zu den kasernierten Bereitschaften der DDR treffen. Besonders der am 25. Juni 1950 beginnende Koreakrieg verstärkte sowohl in der Bundesrepublik Deutschland wie auch im Westen Europas und in den USA Bestrebungen, bundesdeutsche Streitkräfte für die Abwehr einer Bedrohung aus dem Osten aufzustellen, damals „westdeutscher Verteidigungsbeitrag“ bezeichnet. Adenauer war der Meinung, eine neue deutsche Armee sei notwendig, um den Westen und seine Demokratie zu schützen und dadurch mehr Stabilität und Stärke der Demokratie zu erreichen. So könne sich die westliche Demokratie in der Bundesrepublik gegen das östliche anti-demokratische System der DDR wehren. Im Mai 1950 hatte Adenauer unter größter Geheimhaltung eine Dienststelle unter Leitung seines militärischen Beraters einrichten lassen.
Gerhard von Schwerin, jüngstes der sechs Kinder des Polizeipräsidenten Kurt Detloff von Schwerin und seiner Frau Anna (geborene von Puttkammer) wurde 1899 in Hannover geboren. Nach dem Besuch der Gymnasien in Köslin und Anklam trat er im Alter von 15 Jahren in die Kadettenanstalt in Köslin ein. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs war er Fähnrich im *2. Garde-Regiment zu Fuß*. Im Juni 1915 wurde er zum Leutnant befördert und war im Verlauf des Krieges an der Ost- und Westfront Infanterie-Zugführer, Kompaniechef und Bataillonsadjutant, zuletzt im Rang eines Oberleutnants. Nach einer Verwundung am 26. September 1918 erlebte Graf Schwerin das Kriegsende im Lazarett. Er war 19 Jahre alt als er als Leutnant in das Reichsheer übernommen wurde und in verschiedenen Freikorps diente, bis er 1920 er aus dem Heer ausschied. Nach einer kaufmännischen Lehre bei der Kaffeehandels-AG in Bremen und einer Stellung als Leiter der Transportabteilung der AG für Petrol-

Industrie in Berlin kehrte Schwerin im Sommer 1923 in die Reichswehr zurück. Er diente bei verschiedenen Infanterie-Regimentern und wurde am 1. Mai 1933 zum Hauptmann befördert. Nach einer zweijährigen Generalstabsausbildung an der Berliner Kriegsakademie wurde er im Oktober 1935 nach Bremen in den Stab der neuaufgestellten 22. Infanterie-Division versetzt. Nach der Beförderung zum Major im Generalstab übernahm er am 1. Oktober 1938 die Leitung der Gruppe *USA/England* der *Abteilung Fremde Heere West* beim Oberkommando des Heeres. Die *Abteilung Fremde Heere* war eine im Mai 1917 gegründete Dienststelle zur Bewertung der Feindlage des deutschen Heeres. Unter Tarnnamen wurde die Stelle auch nach der Niederlage 1918 bei der Reichswehr weitergeführt. Sie bestand auch bei der Wehrmacht in der Zeit des Nationalsozialismus. 1938 wurden zwei Generalstabsabteilungen gebildet, eine für *Fremde Heere West* und eine für *Fremde Heere Ost*. Von Schwerin wurde in dieser Stellung am 1. April 1939 zum Oberstleutnant befördert. Nach Kritik an Adolf Hitler wurde er aus dem Generalstab entfernt. Im Oktober 1939 übernahm er das I. Bataillon des motorisierten Infanterie-Regiments *Großdeutschland*. Im Februar 1940 wurde er vertretungsweise dessen Regimentskommandeur. Die Wurzeln der *Großdeutschland*-Verbände liegen beim *Wachregiment Berlin* und Teilen des Infanterie-Lehr-Regimentes der Heeresschule Döberitz. Am 1. Juli 1939 wurde dem Wachregiment Berlin der Name Infanterie-Regiment *Großdeutschland* verliehen. Aus diesem und dem *Infanterie-Lehr-Regiment Dallgow-Döberitz* wurde das *Infanterie-Regiment Großdeutschland (mot.)* aufgestellt, das aus vier Bataillonen bestand. Im August musste der neu aufgestellte Verband ein *Führer-Begleitkommando* abgeben, zu dessen Aufgabe die Bewachung des Führerhauptquartiers gehörte. Das neue Regiment wurde im November 1939 in den Westerwald zur Reserve der Heeresgruppe A verlegt, wo es zeitgleich dem XIX. Armeekorps unter General Heinz Guderian unterstellt wurde. Das Infanterie-Regiment *Großdeutschland* wurde 1940 erstmals im Kampf eingesetzt. Es nahm am Frankreichfeldzug unter wechselnden Unterstellungen verschiedener Panzer-Divisionen teil, zunächst im Rahmen des XIX. Armeekorps von General der Panzertruppe Guderian. Im Frühjahr 1941 wurde von Schwerin als Führer des Regimentsstabs nach Nordafrika versetzt. Im April 1941 unternahm eine von ihm geführte deutsch-italienische Abteilung, die sogenannte *Kampfgruppe Schwerin*, einen langen Aufklärungsvorstoß in den Fezzan und legte dabei 2000 km zurück. Sie konnte die Oase Mechili einnehmen und über 2.000 Briten gefangen nehmen, darunter zwei Generäle.

Am 1. August 1941 wurde er zum Oberst befördert und im gleichen Monat Kommandeur eines Infanterie-Regiments sowie einer Infanterie-Division an der Ostfront. Dort bewährte er sich in Angriff und Verteidigung am Wolchow, bei Schlüsselburg, an der Newa sowie bei Leningrad und erhielt am 17. Januar 1942 das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Leider konnte er den Tod von Burkhardt Schrama bei Leningrad nicht verhindern. Im Frühjahr 1943 wurde die Division nach schweren Verlusten aus der Front gezogen, aufgefüllt und im Juni 1943 zur Panzergrenadierdivision umgegliedert. Anschließend wurde sie wieder der Heeresgruppe Süd unterstellt. Am 17. Mai 1943 erhielt Schwerin für die Leistungen seiner Division während der Rückzugskämpfe das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Es folgten verlustreiche Gefechte, für die ihm am 4. November 1943 die Schwerter zum Eichenlaub des Ritterkreuzes verliehen wurden. Im März 1944 wurde die Division im Raum Uman zerschlagen; ihre Reste wurden nach Frankreich verlegt, wo aus diesen unter Schwerins Kommando die 116. Panzer-Division gebildet wurde. Am 6. Juni 1944, dem Tag der Landung in der Normandie lag von Schwerins Division nördlich von La Roche-Guyon. Bis zum 19. Juli behielt General Hans Speidel die Division im Großraum Paris als Reserve zurück; dann rückte sie in Richtung Normandie ab. Von Schwerin wurde am 7. August, während des Unternehmens Lüttich, nach Auseinandersetzungen mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten Hans Freiherr von Funck, als Kommandeur der 116. Panzerdivision abgesetzt. Die Division entging dem Kessel von Falaise dann unter der Führung ihres Ersten Generalstabsoffiziers, Heinz Günther Guderian. Anfang Dezember 1944 übernahm Schwerin die 90. Panzergrenadierdivision in Italien. Am 26. Dezember 1944 wurde er mit der Führung des LXXVI. Panzerkorps der Heeresgruppe C in Norditalien beauftragt. Am 1. April 1945 wurde er zum General der Panzertruppe befördert unter gleichzeitiger Ernennung zum Kommandierenden General des LXXVI. Panzerkorps. Am 25. April 1945 geriet er in britische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1947 entlassen wurde.

Die von Adenauer eingesetzte neue Dienststelle unter der Leitung des ehemaligen Generals Gerhard von Schwerin trug die Bezeichnung *Zentrale für Heimatdienst* (ZfH) und wurde beauftragt, ehemalige Generalstabsoffiziere, Generale und Admirale der drei Wehrmachtsteile auszuwählen, die als *unbelastet* galten und von denen einige im weitesten Sinne dem militärischen Widerstand gegen Hitler zuzurechnen waren. Aus ihnen sollte ein Gremium deutscher Experten für militärische Expertengespräche mit den Alliierten entstehen. Sie sollten auch gegenüber alliierten Verhandlungs-partnern auftreten können. Am 25. Juni 1950 hatte mit einem nordkoreanischen Angriff der Koreakrieg begonnen, der anfangs zu einer fast vollständigen Besetzung Süd-Koreas führte und dessen weitere



Existenz bedrohte. Dabei war Nordkorea zwar von der Sowjetunion und der Volksrepublik China unterstützt worden, die militärischen Operationen hatten die nordkoreanischen Streitkräfte aber allein durchgeführt. Durch diesen Stellvertreterkrieg war im Kalten Krieg eine direkte Konfrontation der Supermächte UdSSR und USA vermieden worden. Es bestand die Sorge, es könne auch in Deutschland zu einem solchen Stellertreterkrieg kommen, indem Truppen der DDR die Bundesrepublik überrennen. Auch ein direkter Angriff der Sowjetunion wurde für möglich gehalten. In der westdeutschen Bevölkerung machte sich große Beunruhigung breit, unter anderem in Form von Hamsterkäufen. Der amerikanische Hohe Kommissar, John J. McCloy, erklärte am 6. Juli 1950 in Frankfurt am Main, die Westmächte würden einen Angriff auf Westdeutschland als einen Angriff gegen sich selbst betrachten.
Adenauer bestand auf einer alliierten Anfrage als Voraussetzung für deutsche Überlegungen über einen Verteidigungsbeitrag. Diese Anfrage beschloss der Nordatlantikrat am 19. September 1950. Am gleichen Tage verabschiedeten die Außenminister der USA, Großbritanniens und Frankreichs ein Kommuniqué, in dem praktisch der Zusammenhang zwischen Wiederbewaffnung und Souveränität Deutsch-lands anerkannt wurde. Neben Lockerungen des alliierten Besatzungsrechts wurde angeboten, einen Angriff auf die Bundesrepublik Deutschland wie einen Angriff gegen sich selbst zu behandeln. Dieses Angebot war faktisch eine Garantieerklärung für die Sicherheit Westdeutschlands.
Eingeladen durch die ZfH, trat das Expertengremium am 5. Oktober 1950 im Kloster Himmerod zusammen und tagte bis zum 9. Oktober. Es ging darum, zur Vorbereitung der deutschen Wiederbewaffnung ein Konzept für Rüstung und Organisation, Ausstattung und Ausrüstung der künftigen deutschen Streitkräfte zu erstellen. Der einberufene Kreis bestand aus 15 Personen, darunter zehn ehemalige Generale und Admirale. Sieben Teilnehmer wurden später in den Dienst der Bundeswehr aufgenommen und erlangten Generals- und Admiralsränge. Sechs starben vor Aufstellung der Bundeswehr oder wurden aus Altersgründen nicht übernommen. Fünf Teilnehmer waren Angehörige derOrganisation Gehlen, davon drei auch des späteren Bundesnachrichtendienstes; zwei gingen zur Bundeswehr. Nach den in Himmerod entwickelten Konzepten haben die sieben übernommenen Offiziere, die zum Teil höchste Stellungen in der Bundeswehr und in der NATO erlangten, die Bundeswehr aufgestellt.
Am 20. Dezember 1950 erließ die Regierung das Bundesversorgungsgesetz, das die Traditionen des Reichsversorgungsgesetzes weiterführte und rückwirkend zum 1. Oktober 1950 in Kraft trat. Es fußte auf vier Säulen: Heilbehandlung, Berufs- bzw. soziale Fürsorge, Rentenzahlungen und Hinterbliebenenrenten. Versorgungsberechtigt waren nicht nur ehemalige Soldaten und ihre Angehörigen, sondern auch zivile Kriegsgeschädigte (einschließlich Kriegsgefangener und Internierter). Im Sommer 1956 wurde dem Bundestag der Entwurf eines Gesetzes über die Versorgung für die ehemaligen Soldaten der Streitkräfte der Bundesrepublik Deutschland und ihre Hinterbliebenen (Soldatenversorgungsgesetz SVG) mit der Bitte um Beschlussfassung vorgelegt. Am 1. April 1957 trat es in Kraft.

Die noch namenlosen Streitkräfte der Bundesrepublik, bisher oft *Neue Wehrmacht* genannt, wurden am 1. April 1956 zur *Bundeswehr*.

Das Gesetz über den Lastenausgleich (*Lastenausgleichsgesetz*, *LAG*) vom 14. August 1952 hatte zum Ziel, Deutschen, die infolge des Zweiten Weltkrieges Vermögensschäden oder besondere andere Nachteile erlitten hatten, eine finanzielle Entschädigung zu gewähren. Die Umverteilung erfolgte dadurch, dass die, denen erhebliches Vermögen verblieben war (das betraf vor allem Immobilien), eine Lastenausgleichsabgabe zahlten. Die Höhe dieser Abgabe wurde nach der Höhe des Vermögens am 21. Juni 1948, dem Tag nach Einführung der D-Mark in den drei westlichen Besatzungszonen, berechnet. Die Abgabe belief sich auf 50% des berechneten Vermögenswertes und konnte in bis zu 120 vierteljährlichen Raten, also verteilt auf 30 Jahre, in den Ausgleichsfonds eingezahlt werden. Die Vertriebenen bildeten die größte Gruppe der durch den Krieg Geschädigten und diejenige mit den größten materiellen Verlusten (Haus, Hof, Vieh, Hausrat, Existenz). Ihnen schnell und effizient zu helfen, war der Auslöser für den Lastenausgleichsgedanken. Deshalb befasst sich das Lastenausgleichsgesetz ausführlich mit den Vertriebenen und definiert diese im §11: Vertriebener ist demnach, wer „als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger seinen Wohnsitz in den zurzeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten oder in den Gebieten außerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs nach dem Gebietsstand vom 31. Dezember 1937 hatte und diesen im Zusammenhang mit den Ereignissen des zweiten Weltkriegs infolge Vertreibung, insbesondere durch Ausweisung oder Flucht, verloren hat“.

Die Politik von Kanzler Adenauer, den sozialen Frieden durch Pensionen, Renten und Ausgleichszahlungen für Immobilienverluste zu festigen war erfolgreich: Die dritte Wahl für den Deutschen Bundestag fand am 15. September 1957 statt. Die Unionsparteien erhielten mit 269 der 497 Bundestagsmandate die absolute Mehrheit von über 59% und Konrad Adenauer wurde am 22. Oktober 1957 zum Bundeskanzler gewählt.



Am 6. März 1964 gibt es außer *SPIEGEL gelesen* folgenden Eintrag in meinem m Kalender: Deutsch Schulaufgabe, Thema: *Was erwarten Sie vom Deutschunterricht?* Keine Anhaltspunkte, die Hinweise enthalten könnten, wie ich die Frage beantwortet habe, nur ein Vermerk: *Bin ja gespannt*. 6. Stunde entfällt.

Zu Hause Spiegel gelesen. Es schneit schauderhaft. Hausaufgaben, Englisch. Jörg ist zurück aus Köln. Er will seinen Vertrag mit der Bundeswehr kündigen und lieber Sozialarbeiter werden. Was das genau ist, wusste ich nicht. Aber der neue Beruf setzte den Abschluss einer dreijährigen Ausbildung an einer Schule der evangelischen Diakonie voraus, die er mit einer Abfindung der Bundeswehr finanzieren könnte. Zu seinem letzten Heimaturlaub hatte er eine 45er Schallplatte mitgebracht, die er Otto, seinem Hauptansprechpartner vorgespielt und später länger mit ihm darüber diskutiert hat.

Sag mir wo die Blumen sind, wo sind sie geblieben
Sag mir wo die Blumen sind, was ist geschehen?
Sag mir wo die Blumen sind, Mädchen pflückten sie geschwind
Wann wird man je verstehen, wann wird man je verstehen?

Sag mir wo die Mädchen sind, wo sind sie geblieben?
Sag mir wo die Mädchen sind, was ist geschehen?
Sag mir wo die Mädchen sind, Männer nahmen sie geschwind
Wann wird man je verstehen? Wann wird man je verstehen?
Sag mir wo die Männer sind, wo sind sie geblieben?
Sag mir wo die Männer sind, was ist geschehen?

Sag mir wo die Männer sind, zogen fort der Krieg beginnt
Wann wird man je verstehen? Wann wird man je verstehen?

Sag wo die Soldaten sind, wo sind sie geblieben?
Sag wo die Soldaten sind, was ist geschehen?
Sag wo die Soldaten sind, über Gräben weht der Wind
Wann wird man je verstehen? Wann wird man je verstehen?
Sag mir wo die Gräber sind, wo sind sie geblieben?
Sag mir wo die Gräber sind, was ist geschehen?
Sag mir wo die Gräber sind, Blumen wehen im Sommerwind
Wann wird man je verstehen? Wann wird man je verstehen

Sag mir wo die Blumen sind, wo sind sie geblieben?
Sag mir wo die Blumen sind, was ist geschehen?
Sag mir wo die Blumen sind, Mädchen pflückten sie geschwind
Wann wird man je verstehen? Wann wird man je verstehen?

Mich hat das Lied fasziniert und zugleich in eine tiefe dunkle Traurigkeit geführt. Sein Titel war: *Sag mir, wo die Blumen sind.* Liedertext oder Gedichte auswendig zu lernen war nicht meine Stärke, aber dieses Lied habe ich nie mehr vergessen. Ihre Stimme klang so traurig, dass ich meine Tränen versteckte und meinen Bruder in einem anderen Licht sah. Er wollte Otto etwas mitteilen, was ihm wichtig war. Aber der schien ungerührt. Otto fand das Lied kitschig. Er mochte auch die Sängerin nicht, die vor Hitler nach Amerika geflohen war, dort Karriere machte, amerikanische Staatsbürgerin wurde und ab 1943 sogar bei Frontbesuchen die amerikanischen Truppen bei ihrem Kampf gegen Hitler betreut hat. Als sie 1960 während einer Tournee durch Europa nach West-Berlin zurückkehrte, wurde sie als Vaterlandsverräterin beschimpft. Wenig später drehte sie ihren letzten großen Film, *Urteil von Nürnberg*, in dem es um die Nürnberger Prozesse ging, bei denen viele NS-Hauptkriegsverbrecher in einer Reihe von Gerichts-verfahren von einem internationalen Militärgerichtshof verurteilt wurden. Viele Deutsche hatten eine ablehnende Haltung gegenüber dem Ergebnis der Siegerjustiz und eine etwaige Kollektivschuld aller Deutschen am Vernichtungskrieg gegen das Judentum und die Völker des Ostens. Die Antwort auf die Kernfrage der Nach-kriegszeit, *Was habt ihr gewusst?* war: „Selbst, wenn wir etwas davon wussten hatten wir keine Möglichkeit etwas dagegen zu unternehmen, ohne selbst vernichtet zu werden.“ Nach vier Jahren bei der Luftwaffe der Bundeswehr wurde der Obergefreite Jörg Huck 1964 mit einer Abfindung entlassen und konnte seine eigene Berufs-wahl treffen. Das hat mich natürlich beeindruckt, aber meine Stimmung nicht verbessert. Der Winter war zurückgekehrt, auf den Straßen sammelte sich wieder glitschiger Matsch, ich sehnte mich nach Shelagh und wollte nichts wie raus aus diesem zugeschneiten Haus.



Am Morgen des 8. März, einem Sonntag, schien die Sonne in mein Zimmer und weckte mich um 9 Uhr auf. Nach dem Frühstück ging ich im Wald auf dem Eggenberg spazieren. Es war kalt wie im Winter. Nachts hatte es geschneit. Der Pulverschnee auf den Fichten glitzerte wie Lametta auf Weihnachtsbäumen. Das Mittagessen war gut. Danach habe ich gelesen, aber die Zeit schien stillzustehen. Im Haus herrschte Mittagsruhe. Keiner meiner älteren Brüder noch Besucher waren anwesend. Ich entfloh der Friedhofsruhe und meiner inneren Unruhe, zog meinen Anorak mit fellbesetzter Kapuze über, verließ das Haus und wanderte durch die gleißende Schneelandschaft nach Icking. Nach dem Abendessen habe ich mein Tagebuch ergänzt. Dann folgt eine Sendepause. Erst am Samstag, den 14.März melde ich mich wieder: „Englischschulaufgabe. Fühle mich sauschlecht, gehe aber trotzdem zur Schule. Entschuldige mich beim Chor. Als ich heimkomme, schneit es. Das gute Mittagessen würge ich herunter. Ich huste, schmecke nichts mehr und krieche ins Bett, wo ich schwitze wie ein Irrer. Beim Kaffee messe ich Fieber 39,9°. Ich schwitzte weiter und am Abend habe ich nur noch 38,8°. Am Sonntag steigt es wieder auf 40°. Eberhards besuchen uns, aber ich sehe sie nur kurz. Ich dämmere im Bett vor mich hin und lese Illustrierte. Montags geht es so weiter. Am Dienstag ist Tante Manna aus Berlin eingetroffen. Es geht mir besser, aber ich bleibe bettlägerig. Erst am Mittag des Mittwochs verlass ich das Bett, zieh durchgeschwitzte Bezüge und Laken ab, beziehe alles frisch und bade ausgiebig, bevor ich wieder ins Wohnzimmer darf, wo Tante Manna mich erwartete. Laut Tagebuch hat sie mit mir geistreiche Gespräche geführt. Leider ist nicht vermerkt worüber, aber abends sind Mutti, Wölfi und ich mit Tante Manna zusammen ins Kino im Gasthof zur Post spaziert und wir haben einen tollen alten Film mit dem Titel *Verwehte Spuren* angesehen, der mich beeindruckt hat.“



Die Geschichte ereignete sich in Paris zur Zeit der Weltausstellung 1867: Die 18-jährige Seraphine Lawrence kommt mit ihrer Mutter Madeleine in die Stadt. Ihre Mutter wurde in Paris geboren, heiratete hier ihren Mann und ging nach Kanada, wo Seraphine geboren wurde. Sie sieht die Stadt nun nach 20 Jahren wieder. Die Straßen sind überfüllt, rund zwei Millionen Menschen sind anlässlich der Weltausstellung in Paris zu Besuch. Madeleine fühlt sich unwohl und ein Arzt, der das bemerkt, Dr. Morot, hilft den beiden Frauen, in ihr Hotel zu kommen. Hier stellt sich heraus, dass die Zimmerbestellung aus Kanada nicht angekommen war. Das Hotel war überfüllt, doch Madeleine kann ein Dienstbotenzimmer unter dem Dach beziehen. Seraphine wird durch Vermittlung von Dr. Morot in einem kleineren Hotel untergebracht. Danach ziehen die beiden nachts durch die Stadt und gehen tanzen. Am nächsten Morgen wird Dr. Morot vom Polizeipräfekten von Paris sowie dem Grafen Duval, dem Präsidenten des Weltausstellungskomitees, zur Unterredung gebeten. Madeleine war im Grand Hotel verstorben, die Umstände des Todes jedoch sollen verschwiegen werden, um eine Massenpanik unter den Gästen zu vermeiden, die weit mehr Tote fordern könnte. Alle Anwesenden werden zur Verschwiegenheit verpflichtet. Seraphine kehrt am nächsten Morgen in das Hotel zurück, in dem ihre Mutter untergebracht worden war. Dort scheint sich niemand an sie oder ihre Mutter zu erinnern. Das Zimmer ihrer Mutter wird scheinbar seit längerer Zeit renoviert und sämtliche Koffer Madeleines sind verschwunden. Der Hotelbesitzer Dompierre begeht einen Fehler, als er den Namen von Seraphines Hotel zu kennen scheint, obwohl sie ihn nicht genannt hatte. Seraphine wendet sich an Dr. Morot, aber auch der gibt vor, ihre Mutter nie gesehen zu haben. Es ist wie verhext: Sämtliche Spuren von Madeleine Lawrence fehlen, als wäre die Frau nie in Paris gewesen, Eintragungen sind verschwunden, die Polizei schweigt. Zudem geschehen rätselhafte Dinge, die Séraphine an ihrem Verstand zweifeln lassen.



Doch endlich bricht die Polizei ihr Schweigen. Die Mutter war an der Pest gestorben. Um während der Weltausstellung in Paris eine Panik zu vermeiden, wurde die Leiche beseitigt und alle Spuren verwischt. Der Polizeipräfekt bittet sie, eine Erklärung zu unterschreiben, nach der sie allein nach Paris gekommen ist. Sie tue damit dem Vaterland ihrer Mutter einen unschätzbaren Dienst. Seraphine erinnert sich, wie sehr ihre Mutter Paris geliebt hat und unterzeichnet das Papier. Nun kennt sie die bittere Wahrheit und findet in der Schlussszene Trost bei Dr. Morot.

Das von mir verwendete Attribut *toller alter Film* bezieht sich jedoch weniger auf die Geschichte, sondern darauf, wie sie durch den Einsatz neuer Kameratechnik in bewegte Bilder umgesetzt wurde und mit ebenso genialer Tontechnik Dialoge wie Geräuschkulisse eingefangen hatte. Der Film kam 1938 in die deutschen Kinos. Aber weder Mutti noch Tante Manna hatten ihn bisher gesehen. Sie fanden ihn so unterhaltsam, dass sie nach dem Filmende Wölfi und mich auf ein Glas Wein im Restaurant des Gasthauses zur Post einluden. Wir waren nicht allein. Auch andere, meist ältere Besucher, hatten dieselbe Idee. Der Film *Verwehte Spuren* wurde 1938 uraufgeführt. Der Regisseur hieß Veit Harlan und die jugendliche Darstellerin der Seraphine hieß Kristina Söder. Trotzdem hatten weder Mutti noch ihre Tante den Film damals gesehen.


Kopierschutz

Nach der Kapitulation der Wehrmacht 1945 gab der für die Filmzensur zuständige Alliierte Kontrollrat eine Liste von

nicht zur öffentlichen Aufführung freigegebenen Filmen heraus, um ein Fortwirken der nationalsozialistischen Filmpropaganda zu unter-binden. Von 1933 bis 1945 wurden in Deutschland über 1.200 Spielfilme und zahllose *Wochenschau*- und *Kulturfilme* produziert, die auf ganz unterschiedliche Weise massiven Einfluss auf die schon in der Weimarer Republik vom Tonfilm begeisterte Bevölkerung Deutschlands hatten. In der Saison 1934/35 gingen rund 250 Millionen Menschen in die Kinos, fünf Jahre später waren es bereits über eine Milliarde Kinobesucher jährlich. Das Angebot hatte eine große Bandbreite: Es umfasste politisch-propagandistische Filme ebenso wie leicht unterhaltende Streifen. Ab 1934 war den Kinobesitzern verbindlich vorgeschrieben, im Vorprogramm wenigstens einen *Kulturfilm* und die *Wochenschau* zu zeigen.

Das filmbegeisterte Publikum konnte so im Jahr aus rund hundert Unterhaltungsfilmen wählen und neben George, Jannings, Gebühr, Albers, Heinz Rühmann, weitere beliebte Stars der 1930er und 1940er Jahre wie Zarah Leander, Lil Dagover, Ilse Werner, Marika Rökk, Jan Kiepura, Willy Birgel, Hans Söhnker oder Erich Ponto erleben. So sahen etwa 25 Millionen Menschen den 1942 uraufgeführten Kassenschlager *Die große Liebe* mit Zarah Leander, deren im Film gesungenes Lied *Es wird einmal ein Wunder geschehen* einer der größten Musikerfolge während des Zweiten Weltkriegs war. Der Film zeigt eine für die damalige Zeit ungewohnt realistische Darstellung des Kriegsalltags, indem er auch die Rationierung von Lebensmitteln, Bombenalarm und stundenlanges Ausharren von Menschen in Luftschutzkellern zeigt. Dies unternimmt er aber nicht ohne gleichzeitig zu lehren, wie man selbst in schweren Lebenslagen Zuversicht und gute Laune bewahrt. Personen aus unterschiedlichsten Schichten der Gesellschaft helfen sich untereinander und die Heldin lernt im Verlauf des Films Personen mit weitaus geringerem sozialem Status kennen. Diese Filme sollten die Kinobesucher in Kriegszeiten bei Laune halten und vom Elend und Sorgen wie Nöten des Alltagslebens ablenken. Filmproduktionen, die nach Ansicht der NS-Führung dazu nicht geeignet waren, wurden die Vorführungen verweigert. So konnte *Große Freiheit Nr. 7* mit Hans Albers und Ilse Werner, einer der anspruchsvolleren Filme der NS-Zeit, in Deutschland erst nach dem Krieg gezeigt werden. Propagandaminister Joseph Goebbels hatte Aufführungen des Films wegen *melancholischer Tendenzen* im Deutschen Reich untersagt. Auf der Liste des alliierten Kontrollrats von über 150 Filmen, die zwischen 1933 und 1945 gedreht wurden, befanden sich neben wenigen in der Bundesrepublik später als *Vorbehaltsfilm* eingestuften Titeln auch die Mehrzahl der Filme, die nach 1949 in der Bundesrepublik wieder in den Kinos gezeigt werden konnten. Der Regisseur des Filmes, den wir in den letzten 81 Minuten gesehen hatten, Veit Harlan, hat zwei Jahre später den Spielfilm *Jud Süß* mit Heinrich George und Kristina Söderbaum in den Hauptrollen gedreht, der durch Verwendung antisemitischer Stereotype und der These von der jüdischen Weltverschwörung, in der deutschen Bevölkerung Zustimmung für verschärfte antisemitische Maßnahmen bis hin zur Deportation von Juden erreichen sollte. *Jud Süß* war ein *Vorbehaltsfilm.* Auch Harlans letzter Film aus der Nazizeit, *Kolberg*, mit über 9 Millionen Reichsmark Produktionskosten der teuerste Film Deutschlands, blieb ein *Vorbehaltsfilm.* Er war eine Auftragsarbeit des Propagandaministers Goebbels vom Juni 1943: „Hiermit beauftrage ich Sie, einen Großfilm *Kolberg* herzustellen. Aufgabe dieses Films soll es sein, am Beispiel der Stadt, die dem Film den Titel gibt, zu zeigen, daß ein in Heimat und Front geeintes Volk jeden Gegner überwindet. Ich ermächtige Sie soweit erforderlich, alle Dienststellen von Wehrmacht, Staat und Partei, um ihre Hilfe und Unterstützung zu bitten und sich dabei darauf zu berufen, daß der hiermit von mir angeordnete Film im Dienst unserer geistigen Kriegführung steht.“ Die Premiere fand am 30. Januar 1945 statt. Seit Juli 1945 durfte er nicht mehr vorgeführt werden
Am 3. März 1949 wurde auf Antrag des *Vereins der Verfolgten des Naziregimes* ein Schwurgerichtsverfahren gegen den Regisseur Veit Harlan vor dem Landgericht Hamburg eröffnet. Im Prozess wurde er nach dem Kontrollratsgesetz Nr. 10 der *Beihilfe zu Kriegsverbrechen* angeklagt. Am 23. April 1949 erfolgte ein Freispruch, weil ihm eine persönlich zurechenbare Schuld nicht nachzuweisen und eine strafrechtlich relevante Kausalität zwischen Film und Völkermord nicht beweisbar war. Seine Anhänger trugen den Regisseur auf ihren Schultern aus dem Gerichtssaal.



1950 hatte sein erster Spielfilm seit *Kolberg* Premiere. In *Unsterbliche Geliebte,* einem nach einer Novelle von Theodor Storm gedrehtem Spielfilm wurden die Hauptrollen mit Kristina Söderbaum und Hans Holt besetzt. Regie führte Söderbaums Ehemann Veit Harlan. Auch *Verwehte Spuren* durfte seit 1952 wieder vorgeführt werden. Bis zu seinem Tod im Jahr 1964 konnte Harlan noch zehnmal Regie führen. In sechs dieser Filme glänzte Kristina Söderbaum als Hauptdarstellerin. Der Großteil der Filmproduktion Westdeutschlands ab 1949 bediente den Sektor der leichten Unterhaltungsfilme wie der Komödie, des Musik- oder Heimatfilms. In der Filmindustrie geschah, was auch in allen Bereichen von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft galt: "Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat!" Der Satz, mit dem Konrad Adenauer die Übernahme von Beamten aus der Nazi-Zeit rechtfertigte, galt bald für alle Bereiche. Darüber wurde aber im Gasthof zur Post an den Tischen mit den Zuschauern des Veit Harlan Films nicht gesprochen. Tante Mannas Vater liebte Paris. Er war auch Experte für das französische Bildungswesen und wurde ein Jahr nach ihrer Geburt zur Weltausstellung in Paris 1898 eingeladen. Seine Gastgeber bedankten sich später mit einem ledergebundenen Prachtband mit vielen Illustrationen zur Weltausstellung in Paris, das sowohl seine Tochter wie auch seine Enkelin, die beide französisch sprechen konnten, gelesen hatten. Darüber unterhielten sie sich nun und Wölfi und ich saßen am Tisch wie Maus und Mäuschen. Gegen Mitternacht rief Mutti zu Hause an und wenig später holte uns Otto mit seinem Volkswagen ab. Ich saß mit Wölfi und Mutti auf der Rückbank und genoss diese ungewohnte Annehmlichkeit.

